Nach Osten!

Von

Sven Hedin

LIBRARY

Die Alexander-Newski-Kathedrale in Warschau.

Nach Osten!

Von
Sven Hedin

Leipzig: F. A. Brockhaus · 1916

Copyright 1916 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

Für die Freundschaft und das Vertrauen, die mir auch an der Ostfront, bei den deutschen Armeen wie bei den österreichischen und ungarischen, erwiesen wurden, spreche ich meinen tiefgefühlten Dank aus.

Stockholm, den 15. November 1915. Sven Hedin.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel. Zum Hauptquartier Ost 1
Zweites Kapitel. Der Feldmarschall 11
Drittes Kapitel. Über Ossowiec nach Suwalki 23
Viertes Kapitel. Im Herrenhof von Eisow 35
Fünftes Kapitel. An der Front Suwalki—Marjampol 42
Sechstes Kapitel. Im Artilleriekampf bei Pockuny 53
Siebentes Kapitel. Der Sturm auf Berzniki 61
Achtes Kapitel. Unter russischen Gefangenen 73
Neuntes Kapitel. Ostpreußen und Belgien 83
Zehntes Kapitel. Die Russen in Ostpreußen 91
Elftes Kapitel. Ruhetage in Insterburg 104
Zwölftes Kapitel. Wie die Russen in Memel hausten 113
Dreizehntes Kapitel. Biographisches Intermezzo 131
Vierzehntes Kapitel. Bei der österreichisch-ungarischen Armee 137
Fünfzehntes Kapitel. Vor Krakaus Königsgräbern 161
Sechzehntes Kapitel. In der Bukowina 172
Siebzehntes Kapitel. Die Karpathen 192
Achtzehntes Kapitel. Auf der Höhe des Zwinin 222
Neunzehntes Kapitel. Kreuz und quer an der Karpathenfront 232
Zwanzigstes Kapitel. Der große Durchbruch in Westgalizien 245
Einundzwanzigstes Kapitel. Beim preußischen Gardekorps 266
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Der Fall von Jaroslau 283
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Die Ernte des Schlachtfeldes 296
Vierundzwanzigstes Kapitel. Russische Briefe 307
Fünfundzwanzigstes Kapitel. In Südpolen 321
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Przemysl 338
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Die Belagerungen von Przemysl . . . 349
Achtundzwanzigstes Kapitel. Sturmangriff auf Józefówka 357
Neunundzwanzigstes Kapitel. Auf dem Schlachtfeld von Klisjów . . . 368
Dreißigstes Kapitel. Die Schwarze Muttergottes von Czenstochau . . . 376
Einunddreißigstes Kapitel. Lemberg vor dem Fall 388
Zweiunddreißigstes Kapitel. Einzug in Lemberg 407
Dreiunddreißigstes Kapitel. Kaiser Franz Joseph 420
Vierunddreißigstes Kapitel. Durch Kurland 428
Fünfunddreißigstes Kapitel. Warschau 442
Sechsunddreißigstes Kapitel. Nowo-Georgiewsk 461
Siebenunddreißigstes Kapitel. Der große Rückzug 478
Achtunddreißigstes Kapitel. Die brennende Stadt 492
Neunundreißigstes Kapitel. Das Testament Peters des Großen . . . 498
Vierzigstes Kapitel. Der Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg . . . 505

Seite 128, Zeile 10 v. u. lies „in Nuß“ statt „in Königsberg“.

Drei Gäste an der Ostfront.
Links Ludwig Ganghofer, rechts Björn Björnson.

Erstes Kapitel.

Zum Hauptquartier Ost.

Als ich Ende Februar 1915 wieder durch Berlins lange, gerade Straßen wanderte, lag eine weiße Schneedecke über dem Asphalt, und federleichte Flocken wurden scharf von dem Licht beleuchtet, das aus den Schaufenstern strahlte. Sonst war alles wie im Herbst des Vorjahres, als ich von Berlin aus meine Fahrt zur Westfront antrat. Der Verkehr hatte nicht merkbar abgenommen. Es wimmelte von jungen Leuten, die noch keine Uniform trugen. Berlin beherbergte noch Armeekorps nicht einberufener Männer, die ihren Geschäften wie im tiefsten Frieden nachgingen. Aber überall sah man auch Scharen von Soldaten, alte und junge, auf Urlaub daheim oder in der Ausbildung, alle mit dem Blick, den das Gefühl unüberwindlicher Kraft verleiht. Aus den Augen jedes einzelnen leuchtete sozusagen ein Abglanz von den Siegen in Masuren, Großpolen und Frankreich.

Noch spürte man den Nachhall des Jubels nach der großen Winterschlacht, aber die Stimmung war ruhig und getrost, und nichts verriet,

daß dieses Deutsche Reich seit sieben Monaten mit der halben Welt im Kriege lag.

Weshalb hätte auch die Stimmung schwer und gedrückt sein sollen? Harte Krisen waren überwunden. Die in Friedenszeiten geschmiedeten Waffen verrichteten gute Arbeit, und die Kriegsvorbereitungen auf allen Gebieten hatten jede Prüfung mit erstaunlicher Leichtigkeit bestanden. Die Kriegsorganisation, die jeden an den rechten Platz gestellt und alle schlummernden Kräfte, persönliche und unpersönliche, zur Tätigkeit geweckt hatte, schien eine merkwürdige Fähigkeit zu haben, das Ergebnis der Arbeit zu vervielfachen. Eine gute Erziehung, die vom Grundprinzip des Lebens ausging — dem Willen zum Leben —, trug reiche Früchte. Vor kurzem hatte mich ein Freund auf die Einleitung zur deutschen Felddienstordnung hingewiesen, die folgende bedeutungsvollen Worte enthält: „Ohne Scheu vor Verantwortung soll jeder Offizier in allen Lagen — auch den außergewöhnlichsten — seine ganze Persönlichkeit einsetzen, um seinen Auftrag zu erfüllen. Die höheren Vorgesetzten müssen dieses Einsetzen der Persönlichkeit anregen und fördern." Deutschlands ganzes Volk trug dieses stolze Gebot in sein Herz geschrieben. Alle seine Söhne und Töchter handelten danach: einer für alle, alle für einen. Und ich, der ich zum zweitenmal gekommen war, um den Kampf um das Fortbestehen des Germanentums zu schauen — diesmal im Osten —, diesen Kampf, der früher einmal mit guten schwedischen Schwertern ausgefochten wurde, ich vermißte wohl die blaugelben Farben, wurde aber doch von einem Gefühl des Stolzes erfüllt: denn hier lebte und kämpfte ein Volk, das in allen Stücken den Helden Karls XII. verwandt war. Ich lachte zu allen Äußerungen grimmigen Humors, die ich beobachtete. In manchem Auge flimmerte ein Widerschein der kecken Worte des schwedischen Feldherrn Magnus Stenbock: „So, mein Alter, nun ist es Zeit, die Haut zu wagen ... übermorgen steht die Schlacht. Morgen wollen wir uns mit Gott versöhnen. Und darauf wollen wir lustig sein bei schwedischen Bechern, und dann befehlen wir unsre Seele in Gottes Hand." ...

Deutschland kann nicht besiegt werden, das wußte in diesen Tagen jeder Mann, jede Frau, jedes Kind in Berlin.

Die englischen Aushungerungsversuche hatten keine andre Wirkung gezeitigt als die — Brotkarte! Vorräte in Überfluß — es war noch

weit bis zur Hungergrenze. Friſche Truppen marſchierten von Zeit zu Zeit mit kräftigen, langen Schritten zu den Bahnhöfen, um an die Weſt- oder Oſtfront geſchafft zu werden, und die Muſik der Wachtparade klang ſiegesgewiß zwiſchen den alten grauen Häuſern.

Mein Aufenthalt in Berlin ſollte diesmal nur wenige Tage dauern, um dem ſchwediſchen Geſandten, Grafen Taube, und den Exzellenzen von Falkenhayn und von Zimmermann Beſuche abzuſtatten. Mein erſter und letzter Beſuch galt aber meinem alten Freund Generaloberſt von Moltke und ſeiner liebenswürdigen Gemahlin in ihrem Heim im Generalſtabsgebäude, wo ich ſeit ſechsundzwanzig Jahren ſo viel Gaſtfreundſchaft genoſſen hatte, und als ich mich am 1. März dort verabſchiedete, teilte mir der General mit, er habe telephoniſch mit Hindenburg geſprochen; der Feldmarſchall laſſe mich grüßen und mir ſagen, daß ich im Hauptquartier Oſt herzlich willkommen ſei. Außerdem wurde mir ein Brief Moltkes an den großen Feldherrn übergeben.

Ein paar Stunden ſpäter ſtand ich, feldgrau eingekleidet und mit ſchwediſcher Offiziersmütze aus grauem Lammfell, auf dem Bahnhof Friedrichſtraße. Die Hallen dröhnten, wenn die Züge in gewohnter Ordnung vorüberſauſten. Bei aller Haſt und allem Lärm war die Geſchäftigkeit von Diſziplin beherrſcht. Unter ſchweren Laſten von Reiſegut ſteuern wettergebräunte Gepäckträger mit unerſchütterlicher Sicherheit durch das Gedränge. Eine Kompagnie Infanterie bahnt ſich ihren Weg, Pakete in den Händen; Verwandte und Freunde, beſonders junge Mädchen, begleiten die feldgraue Schar. Offiziere eilen vorüber und ſteigen in den eben einlaufenden Zug; ihre Blicke begegnen mit bewundernswerter Ruhe denen ihrer Frauen und Kinder, als dieſe mit ausgeſtreckten Armen ein letztes Lebewohl winken. Schon rollt der Zug davon und trennt vielleicht für immer Menſchen, die ſich lieben.

Die dichte Maſſe der Begleiter gerät wieder in Bewegung, und ein neuer Strom von Reiſenden füllt die entſtandenen Lücken. Wieder hallt ein betäubendes Donnern von den Wölbungen; ein neuer Zug rollt herein. So geht es hier Tag und Nacht. Zahlloſe Züge werfen neue Truppen an die Fronten oder bringen Scharen Verwundeter oder Beurlaubter zurück. Unſichtbare Mächte halten die Drähte dieſes ungeheuern Uhrwerks in Händen; auf ſeiner Zuverläſſigkeit beruht oft der

Ausgang einer militärischen Unternehmung; eine Verkehrsstockung darf nicht entstehen. Die Züge kommen, planmäßig zusammengesetzt, zum festgesetzten Glockenschlag in die Verladestation herein; sie werden planmäßig gefüllt und rollen unfehlbar zu der lange im voraus bestimmten Zeit fort. Es klappt immer.

Da kommt auch mein Zug. „Einsteigen!" Im nächsten Augenblick bin ich auf der Fahrt zum Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte im Osten.

„Nach Osten" war ich schon oft gefahren, doch niemals so! Ich fuhr einem Land entgegen, das einst in einem Kampf derselben Art, wie er jetzt dort ausgefochten wurde, vom Klang schwedischer Waffen widerhallte. Während schwedische Kultur in Finnland einen Damm gegen östliche Barbarei aufführte, errichteten gegen Ausgang des Mittelalters deutsche Ordensritter an der Mündung der Düna eine neue Schutzwehr europäischer Kultur. Im eigenen und im Interesse ganz Westeuropas griff der weitblickende Schwedenkönig Erich XIV. ein, als der livländische Ordensstaat, ohne feste Zentralgewalt machtlos, von dem moskowitischen Zaren überfallen wurde. Schweden hat mit seinem edelsten Blut der Welt die Gewissensfreiheit erkämpft und — ehe das geeinte Deutsche Reich den Hauptteil der schweren Aufgabe übernehmen konnte — Europas Verteidigung gegen russische Verfinsterung geleitet. Dafür kämpfte Karl XII. seinen Riesenkampf. Wird jetzt wohl die germanische Welt, die dieselben Wege verfolgt, die der große Feldherr mit seinem Schwerte wies, seine großen Gedanken und sein Ziel verstehen? Der Philosoph Leibniz erwartete einst vom Siege Karls XII. Asiens Erschließung „bis zum Amur" für westeuropäische Forschung und Kultur. Die weltgeschichtliche Aufgabe, für die Schweden seine beste Kraft einsetzte, ist jetzt nach zweihundert Jahren wiederum reif zur Lösung. —

Diese Gedanken begleiteten mich auf der Fahrt durch Brandenburg, Posen und Westpreußen. Bei Tagesgrauen bin ich bereits weit in Ostpreußen, dem einzigen Teil des Deutschen Reichs, der den Verheerungen des Kriegs ausgesetzt war. Kurz vor Mittag hält mein Zug in der kleinen Stadt, von der aus damals Feldmarschall von Hindenburg den Oberbefehl über die im Osten kämpfenden deutschen Heere führte.

Ein Offizier erwartet mich im Automobil, das uns geradeswegs nach dem Hause bringt, in dem der Generalstab sich einquartiert hat. Ich soll dem Generalleutnant Erich Ludendorff meine Aufwartung machen, dem Generalstabschef beim deutschen Oberbefehlshaber an der Ostfront. Nie werde ich das große Zimmer vergessen, in dem der General saß, umgeben von gewaltigen Tischen, die mit noch gewaltigeren zusammengeklebten Karten bedeckt waren. Blaue und rote krumme Linien bezeichneten die deutschen und russischen Stellungen. Römische und arabische Ziffern in den gleichen Farben gaben die Stellungen der verschiedenen Armeekorps und Abteilungen an, und zuweilen sah man auch in Klammern die Namen der Befehlshaber. Die Plätze der Artilleriegruppen waren in gewohnter Weise hervorgehoben.

Als wir eintraten, saß der General, die Feder in der Hand, über eine solche Karte gebeugt. Ich störte ihn jedenfalls in seinen Gedanken über neue Operationen. Aber die Unterbrechung verstimmte ihn nicht. Er begrüßte mich mit freundlichem Lachen und kräftigem Handschlag und hieß mich beim „Oberbefehlshaber Ost" herzlich willkommen. Hindenburgs Generalstabschef macht auf alle, die den Vorzug haben, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen, einen unauslöschlichen Eindruck. Sein Äußeres ist zugleich gewinnend und imponierend. Seine hohe Gestalt ist kräftig gebaut; seine Bewegungen sind vornehm und gemessen; unter hochgewölbter Stirn blicken blaugraue Augen durchdringend und fest; die Nase ist aristokratisch gebogen. Der wohlgepflegte Schnurrbart vermag die äußerst bestimmten Linien der Lippen nicht zu verdecken. General Ludendorff ist ein außergewöhnlich schöner Mann, und seine Züge strahlen, wie seine ganze Person, eine unbeugsame Energie und Willenskraft aus, eine unerschütterliche Entschlossenheit und eine Ruhe, die auch in den härtesten Stürmen nicht ins Wanken gerät. Er ist einer der seltenen Menschen, die in einer glühenden Seele die titanische Kraft haben, Kriegsmassen ohne große Gebärden zu türmen. Die Scharen, die der Zar bei Tannenberg und in der Winterschlacht heranführte, vermochten nichts über Ludendorffs eiserne Seelenruhe — ebensowenig wie der Gedanke an die Zukunft. Ihm konnte man getrost „das Heil unsrer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unsres Vaterlandes" anvertrauen!

Unsre Unterredung dauerte nur wenige Minuten. Der General fragte mich nach meinen Plänen und Wünschen. Nachdem ich darüber Auskunft gegeben hatte, schlug er vor, daß wir am Abend ein Programm für die nächsten Tage aufstellen wollten. Schließlich lud er mich auf 8 Uhr zum Abendbrot beim Feldmarschall, wo sich der ganze engere Stab versammelte.

Mein nächster Besuch galt dem Generalquartiermeister Oberst von E.....=.....; groß, schlank, sehnig, blond, unendlich liebenswürdig und sanft, ist er ein kluger, klarsehender Mann, ein Organisationsgenie, einer der Unentbehrlichen beim „Oberbefehlshaber Ost". Wenn der Generalstabschef all die blauen und roten Zeichen seiner Karten im Kopfe hat und sich jeden Augenblick vor sein inneres Auge rufen kann, so weiß der Generalquartiermeister die Stellung jeder einzelnen Truppe und welche Straßen und wie schnell sie marschieren muß, um rechtzeitig das bestimmte Ziel zu erreichen. Er arbeitet jetzt wie früher die Operationsübersichten aus. Unnötig zu sagen, daß die Bewillkommnung hier ebenso herzlich war wie beim Chef. Überall bin ich bei Hindenburgs Armeen nicht wie ein Fremder aufgenommen worden, sondern wie ein Freund.

Schließlich wurde ich eine Treppe höher im selben Hause geführt. Hier hatten die Generalstabsoffiziere und Adjutanten ihre Arbeitsräume. Im ersten machte ich die Bekanntschaft des ersten Adjutanten, Major E....., eines gemütlichen, heiteren Mannes, dessen Züge wohl alle meine Leser im Bilde gesehen haben, da er auf unzähligen Porträts des Feldmarschalls vorkommt, in dessen Gesellschaft er außerm Hause immer zu sehen ist. Er wurde im Scherz der „König des Ostens" genannt.

Im selben Zimmer saß auch der dritte Adjutant, Artilleriehauptmann von T....., und im zweiten Zimmer der zweite Adjutant, Hauptmann Hans Joachim von B....., Hindenburgs Schwiegersohn, in Friedenszeiten Landrat in Kolberg in Pommern, sowie Besitzer des Gutes Großjustin im Regierungsbezirk Stettin. B..... ist ein außergewöhnlich feingebildeter Mann, vertraut mit ziviler und militärischer Organisation, ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur — er konnte stundenlang Goethe und Schiller auswendig hersagen — und ein begabter Sänger; außerdem ein herzensguter, liebenswürdiger Mensch, voll

1915

Mitgefühl und Humor, für alles interessiert, in allen Fragen anregend und munter — außer wenn er sich auf langen ermüdenden Fahrten im Automobil ein Schläfchen leistet! Er wurde mein Spezialfreund und war mein Wirt bei den verschiedenen Besuchen, die ich dem Hindenburgschen Hauptquartier abstattete.

Ehe ich mich aber von ihm in unsre gemeinsame Wohnung führen lasse, möchte ich noch einige Herren des engeren Stabes vorstellen; ihn ganz zu präsentieren, würde ermüden, da er insgesamt hundert Personen zählt.

Der Chef der Operationsabteilung, Oberstleutnant H....., ein außerordentlich hervorragender und tüchtiger Offizier, ist ein gründlicher Kenner des modernen Kriegswesens und der Armeen der verschiedenen Länder. Weite Reisen haben ihn überall heimisch gemacht — in Japan und China hatten wir viele gemeinsame Freunde.

Von H..... wurde erzählt, er habe seit Kriegsbeginn keine einzige Nacht geschlafen. Das soll heißen: Er arbeitet bis tief in die Nacht hinein, und wenn er endlich zur Ruhe geht, hat er das Telephon neben seinem Kopfkissen und wird bis zum Morgen durchschnittlich fünfmal geweckt. Er war stets bei den Vorträgen zugegen, die der Generalstabschef dem Feldmarschall hielt; er hatte dann sein Portefeuille voll von eingelaufenen „Nachrichten", die eine Beurteilung der Lage ermöglichten und die Entschlüsse des Feldherrn bestimmten.

Der Chef der Abteilung, die das Ersatzgeschäft leitet, ist Major von B....., die leibhaftige Energie, während Hauptmann von W..... den Transport- und Etappenangelegenheiten vorsteht.

Weitere Mitglieder des Stabs waren Major von B..., Kommandant des Hauptquartiers, Hauptmann H....., der die Personalgeschäfte erledigt, Hauptmann D.... und Rittmeister St....., die Hauptleute C.... und B....., Hauptmann M....., der Chef der Telephonabteilung des östlichen Hauptquartiers, endlich der Leiter des freiwilligen Automobilwesens Rittmeister De la Croix, der bei Kriegsbeginn dank seinem französischen Namen von betriebsamer ländlicher Polizei ins Gefängnis gesperrt wurde! Unter den Abteilungschefs traten besonders hervor der Chef des Krankenpflegewesens Exzellenz Dr. von K..., der Chef der Feldtelegraphie Oberstleutnant L....., der Chef des Munitionsersatzwesens Oberstleutnant R....., der Feld-

eisenbahnchef Oberstleutnant K..... und der Armeeoberintendant Geheimrat Kessel. Generaldelegierter für die freiwillige Krankenpflege an der Ostfront war zurzeit Fürst Hohenlohe mit Freiherrn von Massenbach als Intendanten.

Zuletzt, aber nicht als die letzten, nenne ich folgende Nachrichtenoffiziere: den Hauptmann beim Großen Generalstab F....., Rittmeister von B....., jetzt auch Generalstabshauptmann und dem Armeequartier des Feldmarschalls von Mackensen zugeteilt, den Kaisersohn Prinz Joachim von Preußen und Freiherrn von M..... Wenn ich noch den Hauptmann beim österreichischen Generalstab Fleischmann nenne, einen Armeeveterinär, einen Expeditionsintendanten, sowie die Automobilfahrer, die Herren Stumpf, Israel, Vater und Sohn, und Ehrentraut — so wird die Liste des engeren Kreises als vollzählig gelten dürfen.

Die Offiziere des Stabes hatten ihre Quartiere verstreut in verschiedenen Privathäusern, deren Besitzer nach sicherern Orten verzogen waren. Die höheren Herren nahmen ihre Mahlzeiten am Tisch des Feldmarschalls ein, die übrigen in kleinen Gruppen oder an ein paar langen Tafeln im Hotel „Kaiserhof". C....., B....., T..... und Fleischmann wohnten in einem schönen Haus neben der Villa des Feldmarschalls und des Generalstabschefs. B..... hatte zwei große Zimmer mit Fenstern und Balkon auf die Straße hinaus. Nachdem die notwendigsten Besuche erledigt waren, begab ich mich dorthin, und das eine Zimmer wurde mir zur Verfügung gestellt.

In feierlichen Worten voll prächtigen Humors ermahnte mein Wirt seinen Burschen, den „landwirtschaftlichen Administrator" Schulz aus Mecklenburg, sich des schwedischen Gastes anzunehmen und es mir nach bestem Vermögen recht zu machen. Schulz klappte die Hacken zusammen und antwortete in seinem unnachahmlichen norddeutschen Dialekt: „Jawoll, Herr Hauptmann!" Er war ein großer, breitschultriger Mann von genau demselben Format wie der Oberbefehlshaber im Osten selber. Als daher Professor Hugo Vogel ins Hauptquartier kam, um das Porträt des Feldmarschalls zu malen — eines im Sitzen und eines im Stehen, die Hand am Säbelgriff —, da mußte Schulz die Feldherrnuniform anlegen und für den Körper sitzen und stehen, während Hindenburg selbst nur Zeit hatte, für seinen weltberühmten,

inhaltschweren Kopf zu sitzen. Schulz bildete sich nicht wenig auf diese Ehre ein. B..... nannte ihn denn auch mit komischem Ernst „Feldmarschall Schülzken", und wenn dann Schulz das unvermeidliche „Jawoll, Herr Hauptmann!" antwortete, glänzten seine feuchten Augen vor Zufriedenheit. Als Landsturmmann gehörte er zum 1. Garderegiment zu Fuß und kam als Pferdepfleger zu B....., als dieser an der Westfront stand. Nun ist er sein Bursche, ein treuer, ehrlicher, muntrer und arbeitsamer Mensch. —

Da wir den Nachmittag für uns hatten, schlug B..... eine kleine Autofahrt nach Südosten vor, und bald befand ich mich auf dem Schauplatz der „Winterschlacht in Masuren". Am 7. Februar hatten die zur Armee von Below gehörigen Truppen des Generals von Litzmann und des Generalleutnants von F... ihren Angriff gegen die russische Front westlich von Johannisburg angesetzt, um dann über Bialla, das am 9. erreicht wurde, gegen Lyck einzuschwenken. Gleichzeitig drang Generaloberst von Eichhorns Armee über die Linie Kussen—Lasdehnen—Trappönen. Am 10. Februar wurde, trotzdem ein wütender Schneesturm den Truppenbewegungen unerhörte Schwierigkeiten in den Weg legte, Pillkallen—Władysławów erreicht, während deutsche Artillerie bis zur Eisenbahnlinie nach Kowno vordrang und sie abschnitt. Am 12. stand Eichhorn bereits auf der Linie Wizajny—Kalwarja, wonach der Rückzug der noch in der Gegend von Lyck stehenden russischen Kräfte als unmöglich angesehen werden konnte. Am 14. wurde am letztgenannten Ort trotz der energischen Gegenwehr des Feindes sein Widerstand gebrochen. Damit war das Schicksal der 10. russischen Armee besiegelt. 30000 Tote bedeckten das ungeheure Schlachtfeld; 120000 Gefangene und 300 Kanonen waren die Beute des Siegers.

Jetzt lag das Schlachtfeld öde und leer. Alle Dörfer furchtbar verwüstet, zum größten Teil zusammengeschossen und niedergebrannt; von Marcinowolla standen nur noch Ruinen. Die Zivilbevölkerung war spurlos verschwunden. Wir trafen aber doch zwei Bauern, die nach Marcinowolla zurückgekehrt waren, um zu sehen, ob noch etwas von ihren Gehöften übrig sei. Sie hatten nur verkohlte Balken und Asche vorgefunden.

Russische Gefangene in Suwalki auf dem Wege zur Arbeit.

Zweites Kapitel.

Der Feldmarschall.

Bei Dämmerung kehrten wir ins Hauptquartier zurück, und kurz vor 8 Uhr begab ich mich in die Villa des Oberbefehlshabers. Von der Straße war sie durch ein Gitter getrennt, und über dem Garteneingang las man auf einem ovalen Schild, ähnlich einem kleinen Triumphbogen, die Worte: „Herzlich willkommen!“

Im Salon versammelten sich die Offiziere des Stabes und die Gäste des Tages. Zuletzt kam Generalleutnant Ludendorff. Man unterhielt sich in kleinen Gruppen. Punkt 8 Uhr vernahm man im Nebenzimmer die schweren, gemessenen Schritte des Feldmarschalls, und eine stattliche, volle, kräftig gebaute Gestalt erschien auf der Schwelle. Ich brauche nicht erst den Versuch zu machen, diese ernsten, herben, strengen Züge zu beschreiben, die wehmütigen, aber freundlichen Augen, den festen Mund, das aufrechtstehende graue Haar und den dichten, in scharfem Bogen abwärts gehenden Schnurrbart. Das Bild ist jedem Deutschen und jedem Schweden bekannt. Als ich vor dem berühmten Manne stand, mußte ich an die alten Germanen im Teutoburger Wald

denken. Seine Taten werden wie die ihren bis ans Ende der Zeiten leben; denn sie haben sich dem Volksbewußtsein sofort als übermenschlich eingeprägt, und die Liebe des Volkes hat seinen Helden schon jetzt mit dem Schimmer der Sage umwoben.

Hindenburg ist auch ein Sproß von uraltem germanischen Häuptlingsstamm, selber ein Häuptling. Nicht etwa die einzelnen Gesichtszüge sind merkwürdig und verraten ungewöhnliche Eigenschaften — wäre der Sieger von Tannenberg ein deutscher Bauer, so würde niemandem sein Aussehen auffallen. Man würde nur sagen, dieser Bauer habe außergewöhnlich kräftige, männliche und grundehrliche Züge, und man würde vermuten, daß er die achtundsechzig Jahre seines Lebens viel gearbeitet und gegrübelt habe. Die Gestalt und der große Kopf, der Mann selbst sagt, was und wer er ist: der Feldherr, der die moskowitische Dampfwalze zerbrach, und der auf dem Posten, auf den ihn sein Kaiser und Herr gestellt hat, fortfahren wird, Deutschlands Feinde zu vernichten.

So sah ich ihn das erstemal: die verkörperte Sicherheit und Zuverlässigkeit, eine Atmosphäre von unerschütterlicher Ruhe ausstrahlend. Und ich begriff etwas von der Macht der Persönlichkeit im Kriege, der Macht, mit der der Heerführer über die Masse gebietet. Zu Hause hatte ich gelesen, was Clausewitz über die erforderlichen Eigenschaften eines Feldherrn sagt: „An der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller anderen von neuem entzünden.“ Hier stand der Mann, der von seiner starken Seele andern geben konnte, und wenn mir jetzt hinterdrein wieder der tiefe Eindruck lebendig wird und ich von Hindenburg lese, erinnere ich mich eines andern goldenen Worts des Kriegsphilosophen: „Ein starkes Gemüt ist nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß, trotz den Stürmen in der Brust, der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist.“

Lautlos still war es im Zimmer geworden, und alle standen stramm. Aber der Feldmarschall veränderte keine Miene, er sah ebenso ernst aus wie zuvor, als er meine Hand drückte und die Worte über der Einfahrt wiederholte: „Herzlich willkommen!“ Dann begrüßte er

von Hindenburg

die übrigen Gäste, machte dem Stab eine leichte Verbeugung und lud uns ein, ihm in das Speisezimmer nebenan zu folgen.

Dieses bestand genau genommen aus zwei zusammenhängenden Zimmern. Im ersten war für neun Herren des Stabs gedeckt, im zweiten — von dem aus eine Wendeltreppe in die Privaträume des Feldmarschalls und seines Stabschefs hinaufführte — stand ein Tisch für sechzehn. Hier nahm der Wirt in der Mitte der einen Längsseite Platz, und ihm gerade gegenüber war mein Name auf einem kleinen Zettel geschrieben. Die Anwesenden waren: der Staatssekretär des Reichskolonialamts Solf, der frühere österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin Graf Metternich, ferner die Exzellenzen von L..... und F...., Generalleutnant Ludendorff, Oberst von E....., die Oberstleutnants H....., R.... und K....., Major von B....., Geheimrat Kessel und die Hauptleute von W....., K..... und H.....

Die Gäste wurden mit schäumendem Champagner willkommen geheißen. Die Stimmung war ausgezeichnet, und das Gespräch ging hurtig wie die Weine und Gerichte. Von der englischen Aushungerung war auch hier nichts zu spüren! Nichts fehlte an einem vollständigen eleganten Diner. Schließlich wurden Kaffee, Likör, Zigarren und Zigaretten und brennende Lichte von achtsamen Soldaten herumgereicht. Im übrigen herrschte in der Villa des Oberbefehlshabers große Einfachheit. Sie war klein und die Räume beschränkt. Der Feldmarschall hätte kaum mehr Gäste an seiner Tafel sehen dürfen als die vierundzwanzig, die jetzt dort waren. Aber er hätte seine Wohnung, die ganze Straße, ja die ganze Stadt mit seinen Siegeszeichen schmücken können. Und doch sah man keine Spur von Trophäen. Die Siegesstimmung, die im Zimmer herrschte, ging vom Wirte selbst aus. Er hatte Ostpreußen endgültig von der russischen Invasion gesäubert. Über die masurischen Seen sollten keine russischen Unwetter mehr herüberbrausen. „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" Jetzt konnte man zum Angriff übergehen und den Krieg ins Land des Feindes hinüberführen.

Wir besprachen die Weltbegebenheiten und was die Zukunft wohl im Schoße tragen könne. Die Ansichten, denen da Ausdruck gegeben wurde, sollen das Geheimnis der Tischgäste bleiben. So viel aber darf

ich verraten, daß scharfe Worte nicht gespart wurden gegen die, die diesen unheimlichen Krieg über die Menschheit gebracht und mit unredlichen Mitteln und durch Zwangsmaßnahmen einen neutralen Staat nach dem andern zum Krieg gegen Deutschland zu treiben versucht haben. „Aber laßt sie nur kommen, einen nach dem andern, wir nehmen es noch mit ein paar mehr auf und werden schließlich doch siegen!“ So war die Stimmung — und man dachte besonders an Italien, dessen Haltung für höchst unzuverlässig angesehen wurde. Doch hielten manche das Eingreifen dieser Macht für undenkbar. Daß ein Mitglied des Dreibunds neutral blieb, während die beiden übrigen von der halben Welt angefallen wurden, war schon schlimm genug. Daß man aber die Waffen gegen die eigenen Bundesbrüder kehren könne, das wollte und konnte man nicht glauben! Man dachte vom italienischen Volk noch zu hoch, um von ihm eine so niedrige und feige Handlung vorauszusetzen.

Der Feldmarschall richtete einige Fragen an mich über meine Eindrücke von der Westfront und gab der Hoffnung Ausdruck, daß ich mich in meinen Erwartungen an der Ostfront nicht betrogen sehen möchte. Er sprach vom Kaiser, dem Obersten Kriegsherrn der Armee, und war glücklich, im Herbst seines Alters noch einem solchen Monarchen dienen zu dürfen. Als ich äußerte, es müsse für ihn auch eine Quelle unendlicher Freude und Befriedigung sein, zu wissen, daß er sein bedrohtes Vaterland von einem mächtigen und raubgierigen Feind befreit habe, antwortete er einfach und anspruchslos: „Ja sehen Sie mal, Herr Doktor, ein Soldat muß auch Glück haben!“ Für seine großen Siege gibt Paul von Hindenburg in erster Linie Gott die Ehre, der mit ihm gewesen, dem Kaiser, der ihm den verantwortungsvollen Posten im Osten anvertraut hat, Ludendorff, dem unentbehrlichen, klarsehenden Generalstabschef, seinem ganzen ausgezeichneten Offizierkorps und schließlich, aber nicht zum wenigsten, seinen tapferen Soldaten. Für seinen Teil erhebt er keinen Anspruch auf Auszeichnung oder Ruhm. Es ist ihm wohl eine stille Freude, zu fühlen, wie er des ganzen deutschen Volkes Herz und seine unvergängliche Dankbarkeit besitzt. Aber er brüstet sich nicht damit. Er ist dankbar für den Glanz, der durch ihn seinem Vaterland zuteil geworden, und bleibt demütig vor Gott und den Menschen.

Die Abendmahlzeit war zu Ende, und die Kaffeetaſſen ſtanden leer. „Vielleicht haben die Herren Luſt, ins Vorderzimmer zu kommen und ein Glas Bier zu trinken?“ Und wir gingen nun zum Bier und ſcharten uns um den berühmten Wirt. Es war ein ungezwungenes Beiſammenſein mit luſtigen Reden und Scherzen. Man wäre nicht leicht auf den Gedanken gekommen, daß man ſich in einem der Brennpunkte des Kriegs und an einer Stelle befand, wo die operative Leitung der deutſchen Armeen im Oſten zuſammenlief. Die Hand, die eben noch ſo hart zugeſchlagen hatte, ſah man jetzt ganz friedlich ein Getränk aus Waſſer, Zitrone und Zucker zuſammenrühren. Niemand hatte Eile. Man ging nicht aus und ein mit Rapporten und Meldungen. Hier ſchien alles ſeine Zeit zu haben. Die Sorge wurde weggelegt, ſobald man den Arbeitstiſch verließ. Es war, als ob der Krieg ſchon zu Ende ſei und keine Gefahr mehr drohen könne. Der Feldmarſchall ſaß, bequem in ſeinen Lehnſtuhl zurückgelehnt, die Fingerſpitzen gegeneinandergeſpreizt, und erzählte ein paar Erinnerungen aus ſeiner Jugend, aus dem Krieg von 1870 und von der Kaiſerkrönung in Verſailles. Dann kam er auf die letzten Ereigniſſe im nordöſtlichen Polen und machte mir ſchließlich den Vorſchlag, nach einem Beſuch im Gouvernement Suwalki auch einen Abſtecher in die von den Ruſſen verheerten Teile Oſtpreußens zu unternehmen. Denn wer nicht die unheimlichen Spuren einer ruſſiſchen Invaſion geſehen habe, der wiſſe nicht, was die „ruſſiſche Gefahr“ bedeute.

Nun ſtanden der Generalſtabschef und der Generalquartiermeiſter auf, um ſich an die nächtliche Arbeit im Haus des Generalſtabs zu begeben. Sie fragten mich, ob ich nicht Luſt hätte, ſie zu begleiten und die Telegraphenabteilung in Augenſchein zu nehmen. Natürlich hatte ich Luſt! Oberſt von E.....=..... und Telegraphenchef Hauptmann M..... ſelbſt führten mich umher. Von dieſem Mittelpunkt aus gingen Drähte nach der ganzen Oſtfront und der Heimat. Jeder bedeutendere Ort hatte ſeinen eigenen Tiſch mit einem Hughes-Apparat und ſeinem eigenen Telegraphiſten, z. B. ſtand ein Tiſch in Verbindung mit General von Linſingen und der Südarmee, deren Hauptquartier in Munkács in Ungarn 1400 Kilometer entfernt war; ein andrer mit dem Großen Hauptquartier uſw. Die feinſten Drähte drangen ſogar

bis in die vordersten Schützengräben vor und erreichten jeden „Gefechtsstand" und „Beobachtungsstand" am äußersten Ende der Front. Das Ganze glich einem System von Blutgefäßen; hier im Hauptquartier war das Herz. Die Apparate tickten und klopften, und die endlos langen Papierstreifen rollten von ihren Walzen ab. Der Krieg sprach seine geheimnisvolle Sprache.

Ich kehrte zum Feldmarschall zurück, bei dem man erst um 11 Uhr aufbrach. Unter den Gästen war auch Professor Hugo Vogel, dessen beide Versuche, den Oberbefehlshaber in Öl zu malen, so wohlgelungen sind. Major C..... erzählte mir, er habe seine liebe Not damit, die deutschen Porträtmaler im Abstand zu halten. Noch schlimmer sei es mit der unerhörten Post, die jeden Tag ankomme. Es sei unmöglich, alle Briefe zu beantworten. Nur Schreiben von besonderem Interesse würden dem Feldherrn vorgelegt. Wenn er alle lesen wollte, hätte er längst seinen Abschied nehmen müssen und wäre auch dann nicht damit fertig geworden! Es kämen auch Verse und Kompositionen, Autographen- und Porträtsammler, und dann liefen Briefe von Kindern ein, die den großen Feldherrn „Lieber Onkel Hindenburg" anredeten und sich „sehr zufrieden" erklärten mit dem, was er bisher geleistet habe!

Ich hatte später noch oft die Ehre, Hindenburgs Gast zu sein, und er gab mir da verschiedene Einblicke in seinen Lebensgang. Auf diesen Mitteilungen, vor allen Dingen aber auf dem Bericht, den mir eines Abends sein Schwiegersohn gab, ist die folgende kurze Schilderung aufgebaut. Wer ein ausführliches Bild von einem der größten Söhne Deutschlands haben will, muß das von seinem Bruder Bernhard verfaßte Lebensbild lesen.

Als etwas Charakteristisches will ich zuerst hervorheben, daß Hindenburg während des russischen Feldzugs seine Friedensgewohnheiten so gut wie gar nicht geändert hat. Er arbeitet, geht spazieren, ißt und schläft zur selben Zeit und ebenso lange wie im Frieden. Er läßt sich in seinen Gewohnheiten und in seiner Ruhe nicht stören. Er hält fest an dem, was ihm einmal lieb und nützlich geworden und was ihm wohlbekommt.

Im Feld wie im Frieden beginnt er seine Tätigkeit unmittelbar nach dem ersten Frühstück. Er steht im Sommer um 6 Uhr auf, im

Winter eine Stunde später. Die Arbeit dauert bis gegen 11 Uhr. Darauf wird bei jedem Wetter und zu allen Jahreszeiten ein ausgiebiger Spaziergang gemacht, jetzt im Kriege, wie früher im Frieden. Ich sah ihn ein paarmal in sein gedecktes Automobil steigen und mit seinem Adjutanten aufs Land hinausfahren, um in irgendeinem friedlichen Wald mehr oder weniger gebahnte Wege zu wandern. Fünf Minuten vor 1 kommt er zurück, um sich für das Mittagessen fertig zu machen, das Punkt 1 beginnt. Man könnte seine Uhr nach seiner genauen Einteilung der Tagesstunden stellen. Das Essen ist einfach; er trinkt dazu gern ein Glas Moselwein.

Wenn er vom Mittagstisch aufsteht, geht er sogleich in seine Zimmer hinauf, um zu ruhen. Um 4 Uhr beginnt die Arbeit wieder und dauert bis einige Minuten vor 8. Im Frieden genießt er gegen 4 Uhr im Familienkreis Kaffee mit Kuchen, ein sogenanntes Vesperbrot, worauf er Besuche empfängt und, je nachdem, mit den Seinen ausgeht oder arbeitet. Er sieht immer, nicht zum wenigsten im Felde, Gäste an seinem Tisch und hat ein großes Vergnügen daran, sich mit ihnen zu unterhalten und selbst über die brennenden Tagesfragen zu sprechen.

Punkt 8 Uhr wird die Abendmahlzeit eingenommen, und die Unterhaltung beim Bier dauert bis gegen 11. So geht es den einen Tag wie den andern, ohne Störung. Wie der Krieg nicht vermocht hat, Hindenburgs Lebensweise zu ändern, so haben auch des Krieges Härte und die weltgeschichtlich bedeutungsvollen Ereignisse seine überlegene Geistesstärke nicht beunruhigen können. Er war genau derselbe während der masurischen Tage Anfang Februar wie jetzt. Als im Dezember 1914 alles für Scheffer und Litzmann bangte, da sie von den Russen östlich von Lodz hoffnungslos eingeschlossen zu sein schienen, bewahrte Hindenburg seine Gelassenheit und fragte, als eben die Unruhe am größten war, woher die prächtige Torte gekommen sei, die auf dem Mittagstisch stand! Sie war von der Mutter eines jungen Leutnants geschickt worden, und diese empfing dafür seinen besonderen Dank. Die scheinbar eingeschlossenen Korps brachen denn auch mit jener kalten Entschlossenheit durch, die der Feldherr sich berechtigt glaubte, von ihnen erwarten zu dürfen, und machten obendrein 12000 Gefangene! Eine solche Ruhe ist wohl zum großen Teil eine Gabe der Natur. Sie ist aber auch eine Folge der Erziehung

zum Tragen der schwersten Verantwortung, worin die deutschen Offiziere von Anfang an geübt werden.

Hindenburg ist der Abgott der Soldaten; denn der Sieg ist an seinen Feldherrnstab gebunden. Die Soldaten werden durch seinen bloßen Namen zu den allergrößten Anstrengungen angefeuert und gehen mit Begeisterung für ihn in den Tod. Unser Held ist aber auch wie ein Vater für seine Truppen, und er kümmert sich in jeder Weise um ihr Wohlergehen.

Rührend ist das Verhältnis zwischen Hindenburg und seinem Generalstabschef. Nur der Tod kann ihren Treubund lösen. Es ist oft gefragt worden, ob der Feldmarschall oder der Generalstabschef die Operationen plane, aber man kann überzeugt sein, daß die beiden sich ergänzen. Doch trägt der Feldherr allein die Bürde der Verantwortung. Der Oberbefehlshaber und sein Generalstabschef sind so nicht nur durch die Bande der Freundschaft, sondern auch durch die gemeinsame fruchtbringende Arbeit untrennbar verbunden. Wenn man die beiden Generale sich unterhalten sieht, hat man ein Gefühl von unbezwinglicher überwältigender Kraft. Der „Feldherr der Zukunft" ist der Name, den der Feldmarschall seinem Ludendorff gegeben hat, und was dieser von seinem Vorgesetzten denkt, das ist an der Ostfront allen wohlbekannt. Die Worte, die Prinz Joachim von Preußen einmal dem Schwiegersohn Hindenburgs schrieb, können als Ausdruck der Gefühle dienen, die das ganze Heer für den Sieger von Tannenberg hegt: „Sie wissen, ich bin kein Schuster, aber für Hindenburg lasse ich mich gerne totschlagen!"

Hindenburgs Gedächtnis ist phänomenal. Als Kind zwischen dem vierten und dem siebenten Jahr wohnte er in Pinne in der Provinz Posen, wo sein Vater beim 56. Infanterieregiment stand. Dort war gerade eine neue Kirche erbaut worden, und der junge Hindenburg war einige Male mit seinem Vater darin. Als der Feldmarschall im gegenwärtigen Krieg einmal sein Hauptquartier in der Stadt Posen hatte, besuchte er auch die Kirche in Pinne und bemerkte sofort beim Eintreten: „Früher standen die Bänke viel weiter vom Altar weg als jetzt." Der Pastor bestätigte die Richtigkeit der Beobachtung: infolge des Anwachsens der Gemeinde waren die Bankreihen vor einigen Jahren ein Stück nach dem Chor zu vorgerückt worden. Und es waren volle sechzig Jahre verflossen, seitdem der Feldmarschall die Kirche gesehen hatte!

Im Frühjahr 1866 verließ Hindenburg das Kadettenkorps und wurde Offizier. In seinem Zeugnis erhielt er die Bezeichnung „Selektaner", d. h. „besonders zum Offizier geeignet".

Im Feldzug desselben Jahres diente er beim 3. Garderegiment zu Fuß. Der junge Leutnant zeichnete sich in der Schlacht von Königgrätz bei der Erstürmung einer feindlichen Batterie aus, wobei ihm der Helm vom Kopf geschossen und er selbst verwundet wurde. Nach Kriegsschluß kam er nach Hannover, und dieser Stadt hat er seither seine besondere Vorliebe bewahrt.

1870 war Hindenburg zuerst Regimentsadjutant und dann Regimentsquartiermeister. Als solcher vertrat er sein Regiment bei der Kaiserhuldigung in Versailles am 18. Januar 1871; aber auf Werners berühmtem Gemälde sieht man nur die Spitze seines Helms.

Nach dem Krieg war er drei Jahre auf Kriegsakademie, worauf er in den Großen Generalstab eintrat. 1879 wurde er nach Stettin versetzt, wo er sich mit Fräulein Gertrud Wilhelmine von Sperling verheiratete, einer Tochter des Generals von Sperling, aus einem Geschlecht, das auch Schweden berühmte Krieger geschenkt hat. Die Ehe wurde hervorragend glücklich.

Über Königsberg und Franstadt ging dann Hindenburg wieder zurück zum Großen Generalstab nach Berlin, während er gleichzeitig Lehrer der Taktik an der Kriegsakademie wurde. Nachdem er dann eine Zeitlang als Abteilungschef im Kriegsministerium Dienst getan hatte, bekam er 1891 das Regiment in Oldenburg. Zwei Jahre später war er Stabschef beim damaligen Erbgroßherzog von Baden, dem Chef des VIII. Armeekorps in Koblenz, und im Jahre 1900 wurde er nach Karlsruhe versetzt als Chef der 28. Infanteriedivision.

Zu dieser Zeit trat B....., damals Regierungsassessor in Frankfurt a. M., der Familie näher. Seine Auserkorene, Hindenburgs älteste Tochter, lernte er in Brunnen am Vierwaldstätter See kennen. Die Trauung wurde im Jahre 1902 in Karlsruhe in der Hofkapelle vollzogen und durch die Gegenwart der Großherzogin Luise geehrt.

Im Frühjahr 1903 übernahm der General das IV. Armeekorps in Magdeburg und behielt es acht Jahre lang. Im Bereich seines Armeekorps lag auch das Städtchen Lützen bei Leipzig. Bei der Einweihung

der dortigen Gustav-Adolf-Kapelle am 6. November 1907 sah man daher auch in der ersten Reihe der anwesenden Deutschen nächst dem Vertreter des Kaisers, dem Prinzen Eitel Friedrich, den General der Infanterie von Beneckendorff und von Hindenburg. Im Jahre 1911 ging er nach Hannover in Ruhestand und war damit aus dem aktiven Militärdienst ausgeschieden. Das Jahr darauf verheiratete er seine zweite Tochter mit dem Chef der Reitschule in Hannover, Herrn P... aus Lüneburg, jetzt Ordonnanzoffizier beim X. Reservekorps.

Nun folgten einige ruhige Jahre in Hannover, in denen sich Hindenburg mit kriegshistorischen Studien und mit der Lektüre von Memoiren politischen und militärischen Inhalts beschäftigte. Er forschte auch in der Geschichte seiner Familie und widmete sich im übrigen den Seinen und einem kleinen ausgewählten Kreis von Freunden. Zu diesen gehörten sein früherer Lehrer und Chef, der kürzlich verstorbene Generalfeldmarschall von Bock und Polach, der Kultusminister von Studt und der General der Infanterie, jetzige Generalfeldmarschall von Bülow.

Hindenburg spielt nicht Karten, ab und zu legt er eine Patience oder spielt eine Partie Halma. Er hat keinen ausgeprägten Sinn für Musik, liebt aber die anfeuernden frischen Töne der Militärmusik. Wirklich gute Poesie und künstlerisch ausgeführte Gemälde schätzt er hoch. Im Theater ist er ein ziemlich seltener Gast. Er spricht fließend Französisch, ist aber kein Freund Englands.

Viel Zeit verwandte er auf Reisen. Unmittelbar nach seinem Abschied besuchte er mehrere Monate Italien und begab sich später oft auf das alte Familiengut Neudeck im Kreise Freystadt in Westpreußen, wo sein Bruder, früher Major beim 2. Hannoverschen Dragonerregiment Nr. 16, bis zu seinem Tode lebte. Gern reiste er auch nach Schreiberhau im Riesengebirge, um seinen Schwager zu besuchen, Exzellenz von Manstein, der mit einer Schwester von Hindenburgs Frau verheiratet ist.

Jeden Sommer stattete der General seinem Schwiegersohn auf seinem Gute Großjustin bei Cammin in Pommern einen längeren Besuch ab. Hier gab sich der alte Herr den stillen Freuden des Landlebens hin und besuchte oft und gern die nahegelegene Ostseeküste.

Hier war es auch, wo er am 30. Juli 1914 die Nachricht vom verschärften Kriegszustand erhielt. Voll Stolz und Siegesgewißheit

verschlang er die folgenschweren Telegramme dieser denkwürdigen Tage, als das Geschick der Welt an einem Haar hing, das zerriß. Aber es schmerzte ihn auch tief, keinen Anspruch mehr auf ein Kommando erheben zu können. Seine Zeit war ja schon vorbei. Er gehörte zu der Generation, die dahinging. Jüngere Kräfte sollten nun zur Verteidigung des Vaterlandes vorrücken.

Er hatte jedoch nicht die Ruhe, in einer solchen Zeit auf dem Lande zu bleiben, sondern begab sich sofort nach Hannover, um bei der Hand zu sein, wenn doch vielleicht ein Ruf auch an ihn gelangen sollte. Am Tag darauf, am 31. Juli, trat Bahnsperre ein; er kehrte also im letzten Augenblick nach Hause zurück.

Hier verfolgte er die Ereignisse mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Auf seine Karten zeichnete er den Gang der russischen Invasion in Ostpreußen ein und wußte jeden Tag, was er getan haben würde, wenn ihm die Verteidigung des nordöstlichen Grenzlandes anvertraut gewesen wäre.

So über seine Karten gebeugt, fand ihn am 21. August sein Diener, der ihm ein Telegramm hereinbrachte. Er öffnete es und las, daß „Seine Majestät der Kaiser ihm unter gleichzeitiger Ernennung zum Generaloberſten und unter gleichzeitiger Rückpatentierung ein ihn ehrendes Kommando anvertraut habe".

Man wird seine Gefühle verstehn und begreifen, daß er mit einem Male zehn Jahre jünger wurde, und um nochmal zehn Jahre wurde gewiß seine Arbeitskraft verjüngt, als ihm bald darauf ein neues Telegramm meldete, daß gegen Abend ein Extrazug ihn nach Osten führen solle, und daß er in diesem Zug seinen Generalstabschef Ludendorff finden werde! Das war am Abend des 22. Augusts. Fünf Tage später begann die Schlacht bei Tannenberg, die Hindenburg in die erste Reihe der deutschen Heerführer während des großen Krieges stellte und seinen Namen unsterblich machte.

Flüchtlinge vor den Ruinen ihrer Häuser in Lyck.

Drittes Kapitel.

Über Ossowiec nach Suwalki.

Punkt 8 Uhr brachen wir am 3. März nach Südosten auf. Unsre kleine Kolonne bestand aus zwei Automobilen. Im ersten, das von dem jungen Leutnant Israel gelenkt wurde, fuhren die Hauptleute F..... und B..... sowie ich. Im andern hatten wir zwei Soldaten, etwas persönliche Ausrüstung und Proviant. Wir trugen Pelze, Decken und Fußsäcke, denn es war rauh und kalt und schneite frisch von einem schmutziggrauen drohenden Himmel. Die ostpreußische Landschaft, die sich vor uns ausbreitete, erinnerte mit ihren Laub- und Tannenwäldern, ihren kleinen unbedeutenden Anhöhen und Geländewellen, ihren Bächen und Brücken an Mittel- und Südschweden. Gehöfte und Dörfer waren alle vom Krieg zerstört und von der Bevölkerung verlassen; in den Ruinen hörte man weder Hund noch Hahn. Verwüstete Häuser und geplünderte Wohnungen bezeichneten den Weg der Kosaken.

In Lyck hielten wir einige Minuten. Beträchtliche Teile der kleinen Stadt waren von den Russen zerstört, und den Markt umgaben die Ruinen verbrannter Häuser. Sogar das Innere der Kirche war verwüstet, und die Glocke lag auf den Bodenfliesen. Was man sah,

erinnerte an Löwen und Mecheln, wo die Deutschen die wahnwitzigen Schandtaten der Zivilbevölkerung gegen einzelne deutsche Soldaten mit der Zerstörung der Häuser der Missetäter bestraft hatten; die Russen aber hatten ihre Kosaken sengen und brennen lassen, nur um ihre Zerstörungslust zu befriedigen! Der mittelste Stadtteil Lycks war ganz lebhaft. Etappenformationen waren dorthin verlegt, und einige arme Familien kehrten eben zurück mit dem, was sie noch besaßen, um ihre alten Wohnungen aufzusuchen. Ich sprach mit einigen Flüchtlingen. Mehrere hatten ihre ganze Habe verloren und sollten vom Staat Unterstützung erhalten. Andre hatten nicht über die Russen zu klagen; bei näherer Untersuchung zeigte sich aber, daß es deutschredende Polen waren; diese hatte man aus politischen Gründen in Ruhe gelassen.

Die ganze Straße zwischen Lyck und der Grenze führt durch verwüstetes Land. Kaum ein Gehöft ist der Tätigkeit der Mordbrenner entgangen. Der Unterschied zwischen deutscher und slawischer Kultur stach aber nirgendwo so in die Augen, wie in dem Grenzdorf Prostken: seine deutsche Seite war völlig zerstört, die russische stand unberührt. Die Russen hatten natürlich ihr eigenes Land geschont, und die Deutschen es auf ihrem Vormarsch verschmäht, mit gleicher Münze heimzuzahlen.

Auch die Landstraße zeigt von Prostken an eine auffällige Veränderung. Auf der deutschen Seite ist sie, wie überall in Ostpreußen, vortrefflich, auf der russischen Seite, wie fast überall in Polen, gänzlich vernachlässigt. Aber starke Arbeiterabteilungen waren schon dabei, die Straße zu verbessern, soweit sich das im Winter tun ließ.

In Grajewo mehrten sich die Anzeichen der Nähe des Kriegs. Zahlreiche Soldaten und Trainfuhrwerke begegneten uns, und eine russische Kaserne stand in Flammen; man hörte, wie drinnen die Patronen knallten. Man nahm an, daß ein Zivilist das Feuer angelegt habe, um den Russen ein vorher vereinbartes Zeichen zu geben, z. B.: „Hier stehen bloß schwache Kräfte, ihr könnt ruhig angreifen“, oder etwas Ähnliches.

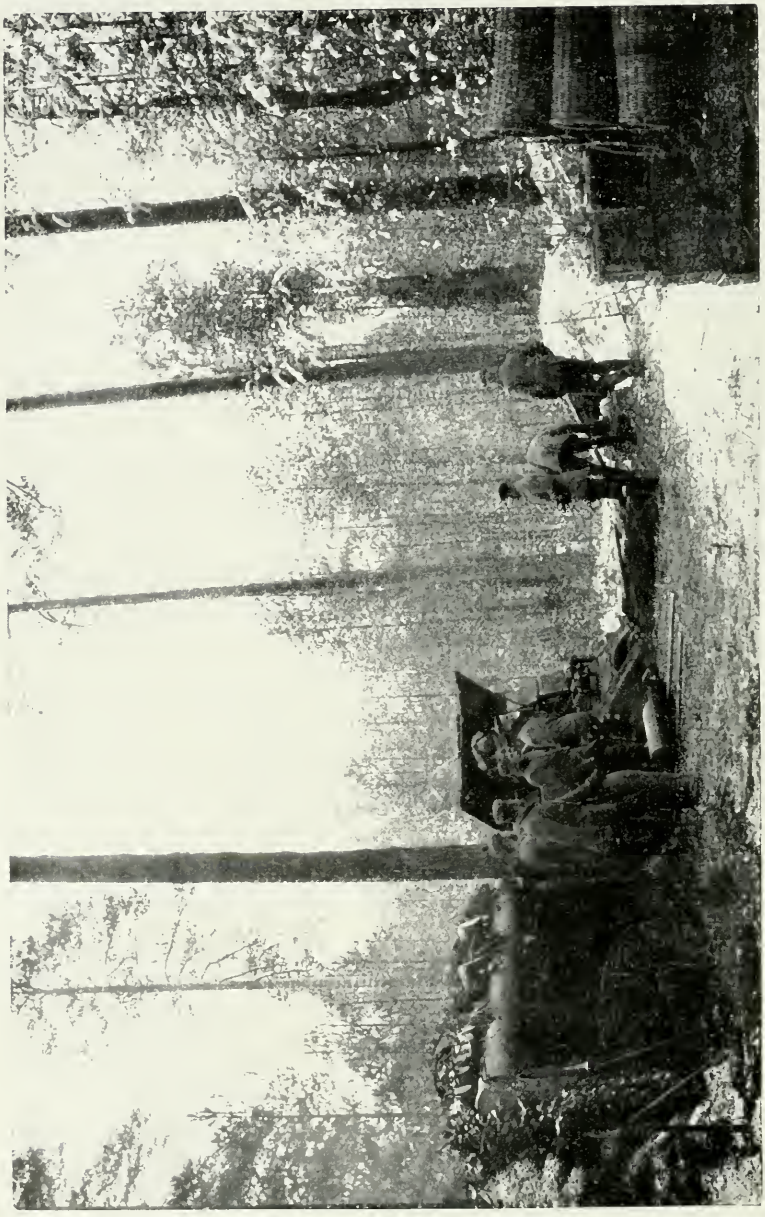
Von Grajewo ging es weiter nach Südsüdosten auf der großen Landstraße, die nach Ossowiec führt. Der Kanonendonner rückte immer näher; er hallte merkwürdig auf dem gefrorenen, doch unsicheren Bobrmorast wider. Die Erde bebte.

Bald waren wir im Feuerbereich, wo es nicht ratsam war, weiterzufahren. Mehrere Granaten waren hier am Morgen eingeschlagen; die aufgerissene Erde lag noch frisch und schneefrei an den Rändern der Trichter. Man konnte jeden Augenblick neue Einschläge erwarten; die Russen hatten ihr Feuer gerade auf die Landstraße und einen von ihr ausgehenden Seitenweg eingestellt. Der Seitenweg lief an einem Waldrand entlang; vermutlich hatten die deutschen Batterien hier Deckung gefunden, und das russische Feuer suchte sie.

Zu Fuß durch Wald und Schneewehen kamen wir an den Waldrand nordwestlich der Festung. Hinter den letzten Bäumen war ein von den Russen noch nicht entdeckter deutscher Beobachtungsstand mit einigen Scherenfernrohren und einem Stangenfernrohr, das bis zu den Wipfeln der Tannen hinaufreichte. Die Offiziere orientierten uns mit Hilfe der Karte: 8400 Meter entfernt lag der Wald, der die russischen Batterien verbarg; durch das Fernrohr unterschied man deutlich das Aufblitzen der Schüsse. Die Luft zitterte von dem Donner der deutschen Kanonen; denn nicht weit von uns im Wald stand eine 21-cm-Mörser-Batterie, und weiterhin eine ganze Reihe andrer Batterien, unter ihnen auch österreichische 30,5-cm-Skodamörser.

Wir gingen bis zur erstgenannten Batterie und hielten unmittelbar hinter einem der Mörser. Ich verfolgte die Feuergebung mit gespannter Aufmerksamkeit. Richtet man den Blick auf eine Stelle in der Luft, ungefähr 300 Meter von der Geschützmündung, so kann man einen Augenblick das Geschoß wie einen kleinen schwarzen Punkt sehen. Im Bruchteil einer Sekunde ist es verschwunden, aber man hört noch eine halbe Minute das durchdringende Schwirren und Pfeifen der Granate; der Ton ist nicht zu beschreiben und hat nicht seinesgleichen; aber er erinnert mich an das unheimliche Warnungsgeheul des Tigers, wenn er in den Dschungeln auf Raub ausgeht.

Nicht lange hatten wir dies Schauspiel betrachtet, da belegten die Russen unser Gelände mit Schrapnells, die dicht vor uns 20 bis 30 Meter über dem Erdboden krepierten. Die Bedienung der Mörser begab sich in Deckung; ich hielt mich in der Nähe des mit Erde bedeckten Schutzdachs aus Tannenstämmen, unter dem die schwere Munition aufgestapelt lag. Der Ton der russischen Geschütze war von dem der deutschen leicht



Der Augenblick, bevor der Schuß abgeht.
(Links Rest eines Unterstandes, rechts Munitionslager.)

zu unterscheiden, er klang wie wenn bei starker Kälte die Eisdecke eines Sees reißt. Ein Volltreffer hätte natürlich das Dach wie Pappe durchschlagen; vor Schrapnellhagel und Granatsplittern war man jedoch so ziemlich geschützt.

Aber eine Minute, bevor wir zum Batteriefernrohr zurückkamen, hatte ein Schrapnell seinen Inhalt über dieses und den Platz ringsum ausgeleert; die Doppelhülse des Biests, das am Fuß des Stativs eingeschlagen, war noch warm.

Dann ging die Fahrt zurück nach Grajewo und von dort nordöstlich nach Rajgród und Augustów. Von hier führte unsre Straße nach Norden durch einen Teil des weiten Waldgebiets, in dem die Russen in der Winterschlacht schließlich festsaßen.

In der Dunkelheit kamen wir nach Suwalki, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, des nordöstlichsten in Russisch-Polen, die vor dem Krieg gegen 30000 Einwohner zählte. Mehr als die Hälfte der Provinzbevölkerung sind Litauer, die übrigen Polen, Juden, Weißrussen und Deutsche. Ihr Hauptgewerbe ist Landwirtschaft, und die Pferdezucht steht hoch. Vom Südende der Stadt, wo die russischen Kasernen liegen, führt eine endlose Straße, die Peterburgskaja oder, wie sie in der letzten Russenzeit heißen mußte, die Petrogradskaja uliza, durch ganz Suwalki. An dieser Straße haben die polnischen Juden ihre mehr oder weniger schmutzigen Geschäfte. Einige Läden waren schon offen; man konnte allerhand „scheene Nariteeten" kaufen, Zigaretten, Tabak und andre Dinge, die die zähen Kinder Israels hierher geschafft hatten, allen Schrecken des Todes trotzend. Und das Geschäft blühte; überall gingen deutsche Soldaten aus und ein, und hier in der Petrogradskaja erhielt auch ich mein Quartier im Hause Nr. 20, das einer jüdischen Witwe und ihrer Schwester gehörte.

Den Rest des Tages benutzte ich zu einem Besuch der griechisch-orthodoxen Kirche, die mich schon bei meiner Einfahrt in die Stadt mit ihren flackernden Feuern gelockt hatte. Hier lagen 1600 russische Kriegsgefangene unter Bewachung einer Landsturmabteilung von einem Feldwebel und 25 Mann. Ein Russe, der Deutsch sprach, fungierte als Dolmetscher. Die Kirche umgab ein eisernes Gitter, das ihren Hof von der Straße trennte. Man kochte gerade die Hauptmahlzeit des

Tages und benutzte dazu die Mithilfe der Gefangenen. Auf dem Speisezettel stand diesmal Erbssuppe mit Fleisch und Kartoffeln. Die Zubereitung war ebenso nahrhaft wie wohlschmeckend, und die Russen erklärten sich höchst zufrieden. In den Zeitungen der Entente liest man oft, die russischen Gefangenen lebten in Deutschland unter der Hungergrenze. Wer solche Gerüchte verbreitet, hat niemals einen russischen Gefangenen, noch weniger seine Kost gesehen. Schlechte und unzureichende Kost gibt einen guten Nährboden für verheerende Seuchen in Lagern, wo hungrige Menschen zusammengehäuft sind. Die Deutschen sind viel zu klug und zu vorsichtig, um durch unhygienische Behandlung ihrer Kriegsgefangenen die Teufel der Cholera und des Typhus in ihrem Land zu entfesseln. Die Gesundheit der fremden wird ebenso genau überwacht wie die der eigenen Truppen, nicht bloß deswegen, weil die Deutschen keine Barbaren, Hunnen oder Boches sind, sondern weil so etwas in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse liegt.

In der Kirche von Suwalki herrschte jetzt deutsche Ordnung und Organisation. Die Russen wurden zugweise herauskommandiert und mußten reihenweise an den Kesseln vorübermarschieren, neben denen sie, einer nach dem andern, ihre Suppenschüsseln hinhielten, die ihnen aus der Kelle des Kochs gefüllt wurden. Dann ging die Schar wieder in die Kirche zurück und nahm in Gruppen an den Wänden und Säulen Platz. Wetterhart und gebräunt waren diese Söhne der Steppe, und prächtig nahmen sie sich aus im roten Schein der Feuer. Sie gingen stumm, still und geduldig ihren Gang zu den Fleischkesseln, sie zankten sich nicht, sie stießen sich nicht, sie warteten ruhig, bis sie an die Reihe kamen, und begriffen, daß es nicht schneller gehen konnte. Es war hier auf alle Fälle friedlicher als in den Schützengräben, wo von den russischen Soldaten noch etwas mehr Geduld verlangt wurde. Dort wartete man auf den Tod, hier auf die warme Suppe!

Hunderte von Gefangenen hatten schon ihr Mahl verzehrt, die übrig gebliebenen Brotstücke in ihre Proviantta schen gepackt und saßen nun da und plauderten, rauchten Zigaretten oder richteten ihr mehr als einfaches Nachtlager auf dem Steinboden her. Eine wunderliche Stimmung herrschte in dieser Kirche, wo stumme und feierliche Heiligenbilder auf die Soldaten herabsahen und die schimmernde Vergoldung der Ikonostasis

mit ihren bunten Schutzpatronen sich scharf von Armut und Niederlage abhob. Die Kirche war dürftig beleuchtet. Die Russen saßen um

Russische Gefangene in der Kirche von Suwalki

kleine elende Lampen, deren qualmende Flammen im Windzug flackerten, und töteten ihre Läuse zwischen den Daumennägeln.

Es roch nicht allzu gut in diesem Tempel. Die russischen Soldaten sind von einer ganz besonderen Atmosphäre umgeben. Das

Hauptingredienz dürfte das Fett sein, mit dem sie ihre Stiefel eingeschmiert haben. Dazu kommt das Leder, die Uniform, die Unterkleidung mit dem täglich erneuten, in der Nacht eingetrockneten Schweiß. Und schließlich die unzähligen Generationen von Läusen, die ihr Blut zwischen den Nägeln des Besitzers vergossen haben. Das Ganze gibt einen eigenen Geruch, der noch lange in den verlassenen Schützengräben haften bleibt. Man braucht wahrhaftig kein Jagdhund zu sein, um zu wittern, wo russische Truppenmassen vorgerückt sind!

Jagd auf einheimisches Wildbret.

Von rauchenden Suppenschüsseln und Lampendochten und der menschlichen Ausdünstung stiegen leichte Dampfwolken empor und trugen dazu bei, die hohen finsteren Kirchenwölbungen noch mehr in Dunkel zu hüllen. Hohe Kriegergestalten in grauen Lammfellmützen oder den gewöhnlichen russischen Uniformmützen und in feldgrauen, ins Braune hinüberspielenden langen Mänteln zogen wie Schatten vorüber und bildeten eine entzückende Staffage zu der griechisch-katholischen Architektur. Ein eigentümliches Summen gedämpfter Stimmen, russische Worte und das Scharren harter Absätze auf dem Steinboden hallten unter der Wölbung wider, von Zeit zu Zeit unterbrochen von den Kommandorufen der deutschen Wachtposten, wenn neue Abteilungen auf den Küchenplatz hinaus sollten. Doch hörte man sie niemals unfreundliche Worte an die

Gefangenen richten. Durch ihre gute Aufführung gaben diese auch den Wachtposten keinen Anlaß zur Strenge. Es ist außerdem ein durchgehender Charakterzug der deutschen Soldaten, daß sie mit denen, die in Feindeshand gefallen, ihrer Waffen beraubt und daher wehrlos sind, brüderliches Mitleid fühlen.

Wohl hatte ich schon in Döberitz bei Berlin russische Gefangene gesehen, und noch gestern eine Schar, die vor der Villa des Feldmar-

Russische Gefangene auf der Treppe der Ikonostasis in der Kirche von Suwalki.

schalls die Straße kehrte. Aber heute hatte ich zum erstenmal unmittelbar vom Schlachtfeld Gekommene vor mir. Später sah ich solche fast täglich während meiner fünfmonatigen Reise vom äußersten Vorposten bei Memel bis zum letzten bei Czernowitz, auf einer Automobilfahrt von 12000 Kilometern an einer 1200 Kilometer langen Front! Aber ich will schon jetzt sagen, daß diese russischen Gefangenen einen recht sympathischen Eindruck machten, nicht zum wenigsten deswegen, weil sie die Opfer einer grausamen und unwürdigen, einer despotischen Politik sind.

Soweit verstehe auch ich die Freundlichkeit der deutschen Soldaten gegenüber den waffenlosen Russen. Aber sonst setzte sie mich in

Erstaunen. Oder waren das nicht dieselben Russen, die eben erst die Grenzmarken Ostpreußens so verheert hatten, wie es nur die wilden, blutdürstigen Mordbrennerhorden Attilas und Dschingis-Chans taten? Hatten nicht diese selben Soldaten unschuldige deutsche Mädchen und Frauen geschändet? Hatten sie nicht Tausende von Gehöften niedergebrannt und Städte so verwüstet, daß ihre Totenstille mit Pompeji und Herkulanum wetteifern konnte? Vielleicht waren unter den Wachtposten Brüder oder Männer brutal vergewaltigter Frauen. Es wäre da weniger zu verwundern gewesen, wenn sie, schäumend vor Zorn, die Gelegenheit benutzt hätten, solchen Übeltätern mit den Kolben die Schädel einzuschlagen. Aber sie taten das nicht. Das entspricht weder der deutschen Gemütsart, noch der Disziplin im deutschen Heere.

Wasserkufe der Gefangenen in Suwalki.

Ich ging in der Kirche umher und sprach mit einer Gruppe von Gefangenen.

„Seid ihr mit der Behandlung zufrieden?"

„Ja, wir können uns nicht beklagen. Gefangene können es nicht besser haben als wir."

„Bekommt ihr genügend Essen?"

„Ja, die Suppe ist vortrefflich und die Fleischportionen groß. Aber wir bekommen zuwenig Brot."

„Ihr begreift doch wohl, daß man jetzt das Brot sparen muß?"

„Zu Hause in Rußland bekommen wir so viel Brot, wie wir essen können."

„Rußland ist reicher an Getreide als Deutschland. — Und wie gefällt euch euer Quartier hier in der Kirche?"

„Gar nicht so übel, nur ist es etwas hart und kalt auf dem Steinboden."

„Ist es vielleicht wärmer und weicher im Schützengraben?"

„Nein, da ist es hier besser."

„Warum seid ihr denn in diesen fürchterlichen Krieg gezogen?"

„Dafür können wir nichts. Die Obrigkeit hat uns dazu gejagt und gezwungen. Wir haben nur zu gehorchen."

„Warum führt Rußland Krieg gegen Deutschland?"

„Das wissen wir nicht."

„Es gibt aber doch wohl einen Grund zu dem Krieg?"

„Wir haben davon keine Ahnung. Uns hat die Obrigkeit nur befohlen, ins Feld zu ziehen."

„Was denkt ihr von dem Krieg?"

„Er ist dumm und zwecklos. Wir haben niemals Verlangen getragen, Deutsche umzubringen. Wir wollen mit unsern Nachbarn in Frieden leben. Es ist Unsinn, daß Menschen sich töten, ohne zu wissen warum."

„Ihr kämpft doch für den Zaren und die Sache des heiligen Rußland?"

„Ja, das hat man uns gesagt, aber was wissen wir? Wir Russen gehorchen. Wir verstehen sowas nicht. Wir wären lieber zu Hause und pflügten unsre Äcker für das Frühjahr. Wie lange wird der Krieg noch dauern?"

„Er scheint sich in die Länge zu ziehen. Aber wir wollen hoffen, daß ihr noch einmal im Frieden nach Hause zurückkehren könnt. Lebt wohl!"

„Adieu, Adieu!"

Gutmütig, offenherzig, geduldig sind sie immer. Diese Unterhaltung wiederholte sich später noch oft mit unbedeutenden Variationen, und die Antworten auf meine Fragen waren immer dieselben. „Unsre Obrigkeit treibt uns in den Krieg", war das regelmäßige Schlußwort. Ich habe mit vielen hundert Gefangenen gesprochen, aber keiner wußte, weshalb Rußland Krieg führt. Doch einer — ich weiß jetzt nicht mehr, wo es

war —, aber ich erinnere mich, daß ich doch etwas verblüfft war, als ich von diesem einen die überzeugte Antwort erhielt: „Wir konnten nicht zulassen, daß Österreich Serbien eroberte."

„Das ging doch euch nichts an!"

„Doch, das ging uns wohl was an. Die Serben sind Slawen wie wir."

Er war offenbar Volksschullehrer. Die Analphabeten hätten für König Peters Krone nicht ein Hühnerei geopfert. Die Bauern der Steppe haben kaum von Serbien reden hören und haben ganz dunkle Begriffe von Balkanpolitik oder aller sonstigen Politik. Sie sind durchaus friedliebend und wünschen nichts sehnlicher, als ruhig zu leben und ihr Getreide zu bauen. Für sie ist es ein Wahnsinn, Leben und Blut zu opfern, um die Grenze ein Stück nach Westen vorzuschieben. Wie aber wird es denen, die die Verantwortung für diesen Krieg tragen, ergehen, wenn das Volk einmal erwacht und erkennt, daß es umsonst geopfert wurde und die Grenze statt nach Westen nach Osten gerückt ist? —

Chef des in Suwalki liegenden Armeeoberkommandos war Generaloberst von E....., den ich einmal in Frankfurt a. M. getroffen hatte. Zu ihm war ich auf den Abend eingeladen und verlebte im Kreise seines Stabs, dessen Chef der lebhafte, tüchtige Oberst H... war, einige genußreiche Stunden. Die Stimmung war die gewöhnliche, fröhlich und siegesgewiß, und die Nacht hatte schon ein gut Stück auf ihrem Wege nach der Westfront zurückgelegt, als wir auseinandergingen.

Eingang zum Herrenhof von Eisow.
(Unten links Hauptmann F...., rechts Leutnant F.....)

Viertes Kapitel.

Im Herrenhof von Eisow.

Als ich am Morgen des 4. März mit Generaloberst von Eichhorn frühstückte, kam die Meldung, in der Umgegend habe ein kleiner Zusammenstoß stattgefunden, bei dem 1000 Gefangene gemacht worden seien. 1000 Gefangene! Einer so unbedeutenden Zahl schenkt man an der Ostfront keine besondere Aufmerksamkeit! Nach der letzten großen Schlacht waren bereits 119000 Russen nach Westen abtransportiert worden, genug, um damit eine große Stadt zu bevölkern. Aber die Russen schienen noch die Lücken ausfüllen zu können, wenn nicht mit ausgebildeten Soldaten, so doch mit Rekruten. An Menschen leiden sie ja keinen Mangel; sie haben unter 170 Millionen zu wählen, von denen freilich nur 65,5 Prozent Russen sind (Groß-, Klein- und Weißrussen). Die Volkszunahme betrug in der letzten Zeit jährlich gegen 3 Millionen — die Hälfte von Schwedens Einwohnerzahl! Darin liegt die Gefahr für die Deutschen, und doch gibt es noch Leute, die da glauben, dieser Krieg sei der letzte auf Erden! Soll Europa künftig von der russischen

Gefahr befreit bleiben, dann muß der alte Gedanke Karls XII., das moskowitische Reich zu zerschmettern, vor allem die Kleinrussen von den Großrussen zu trennen, durchgeführt werden.

Auf demselben Wege wie gestern fuhren wir nach Augustów. Noch war die Straße leer, denn der Hauptverkehr wurde durch die Eisenbahn Suwalki—Marggrabowa bewältigt, die die Russen schon zu Beginn des Feldzugs gebaut, bei ihrem Rückzug aber nicht mehr hatten zerstören können, und die den Deutschen bei ihrem Einmarsch sehr gelegen kam. Ehe sie aber ganz instand gesetzt war, hatten schwere Fahrzeuge die Land-

Zivilbevölkerung wird vom Kriegsschauplatz weggeschafft.

straße stark benutzt. Massenhaft lagen tote Pferde an den Grabenrändern, überschneit und steinhart gefroren, und über dem Wald, der noch manche gefallenen Soldaten verbarg, krächzten die heiseren Stimmen zahlloser Raben, die hier alltäglich ihr üppiges Mahl hielten.

Der Wind pfiff, der Schnee wirbelte und marmorierte Straßen und Wege. Aber schließlich drang die Sonne doch durch. Bei Bialobrzegi, wo wir den Augustów-Kanal kreuzten, begegnete uns eine ansehnliche Abteilung Gefangener, die zur Ausbesserung der Wege verwendet werden sollten. Von den Dörfern im Südosten kamen lange Reihen von Karren, die mit Bündeln, Hausgerät, alten Frauen und kleinen Kindern vollbeladen waren. Männer und Knaben gingen nebenher. Das war Zivil-

Russische Straßenarbeiter bei Bialobrzegi.

bevölkerung, die unter deutscher Bedeckung aus dem Kriegsbereich weggeführt wurde, damit sie keine Spionage treiben konnte. Es war also etwas im Werke, und weiter nach Südosten trafen wir denn auch lange Munitions- und Proviantkolonnen.

Gegen Mittag erreichten wir den kleinen Herrenhof Cisow, dessen Besitzerin, eine alte polnische Dame, bei Kriegsbeginn verschwunden war. Hier hatte jetzt General von Litzmann sein Generalkommando und bewohnte mit seinem Generalstabschef, Major M....., und zwanzig Offizieren im Erdgeschoß drei große und drei kleine Zimmer, während Unteroffiziere und Mannschaften eine Treppe höher einquartiert waren. Breitbeinig und aufgeräumt stand der Korpskommandeur selbst auf der Verandatreppe, als wir einfuhren, und nahm uns in Empfang.

Nach dem Mittagessen schlug der General eine Fahrt zum Ufer des Bobr vor. Mit Major M..... nahm ich in einem Schlitten Platz, der uns durch waldiges, sandiges Gelände nach Sztabin und südlich davon an den Bobr brachte. Einige Offiziere, darunter der 21jährige Leutnant von Litzmann, begleiteten uns zu Pferd. Unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln begaben wir uns auf einen Sandhügel, auf dem die Russen eine ihrer Infanteriestellungen gehabt hatten, ehe sie auf das südliche Ufer des Bobr gedrängt worden waren, wo sie sich jetzt eingegraben hatten. Durch das Scherenfernrohr in dem verlassenen Schützengraben waren bei der klaren Luft deutlich die russischen Feldbefestigungen drüben zu erkennen, sogar einzelne Soldaten und Reiter, die sich zwischen den von spärlichen Bäumen umgebenen Gehöften im Südosten bewegten.

In der Nähe stand eine Batterie in gedeckter Stellung; sie schoß nur nachts, nachdem ihre Beobachter tagsüber geeignete Ziele ausfindig gemacht hatten.

Als wir abends bei Tisch saßen, traf ein neuer Armeebefehl ein: das Generalkommando solle am Nachmittag des 5. März nach Augustów aufbrechen. Also eine zurückgehende Bewegung, die ohne Zweifel mit den eben im Werke befindlichen Operationen der Heeresleitung zusammenhing.

Der Herrenhof von Cisow war schon vor unsrer Ankunft voll besetzt, und wir verbrachten die Nacht alle auf Strohbündeln auf dem Fußboden; ich schlief in einer Ecke bei Major M.....

Am Morgen des 5. März unternahm ich mit Hauptmann F....., Leutnant von Litzmann und Israel eine kleine Ausfahrt nach Kloster Krasnybór am Bobr, der auch dort die Grenze zwischen den deutschen und den russischen Stellungen bildete. Der Weg führte durch mehrere Dörfer. Die Häuser waren aus Holz gebaut, mit hohen, spitzen, strohgedeckten Dächern; das Stroh war von Zeit, Wetter und Rauch geschwärzt. Deutsche Truppen lagen darin einquartiert, die Bauern selbst waren, wie schon gesagt, mit Kind und Kegel fortgeschafft. Hier und da sah man rauchende Küchenwagen oder auch gewöhnliche offene Feuerstellen, die aber nur entfernt von den Gebäuden angelegt werden durften. Vor kurzem hatten Funken das Strohdach eines Hauses in Sztabin entzündet, auf dessen fensterlosem Boden vierzehn Soldaten schliefen, die alle verbrannten. Bei einer einsamen Hütte am Wege stand ein Posten, der darauf zu achten hatte, daß keine Zivilpersonen nach der russischen Seite hinüberschlüpften. In der Nähe war das Grab zweier deutschen Artilleristen, von Steinen eingefaßt, mit einem Kreuz geschmückt.

Bei einer einsamen Hütte am Wege stand ein Posten ...

Von diesem Punkt aus gingen wir zu Fuß, denn die Automobile würden das feindliche Feuer auf uns gelenkt haben. Der Turm der Klosterkirche war zusammengeschossen, da er als Beobachtungsstand gedient hatte. Das Dorf lag noch verborgen hinter der Kirche auf dem Südostabhang des Hügels von Krasnybór, der sanft nach dem Bobrufer hin abfällt. Wir hatten nur noch einige hundert Meter zu gehen, als ein Offizier auf uns zueilte, um uns den Weg zu zeigen, damit wir nicht von den hier sehr wachsamen Russen gesehen würden; er führte

uns im Gänsemarsch den linken Grabenrand entlang in eine gedeckte Stellung hinter einer Hütte. Von dieser bis zur nächsten war eine offene Stelle, die wir so rasch und vorsichtig wie möglich durcheilten.

Nun kamen wir in einen Bauernhof. In den dürftigen Zimmern war der Fußboden mit Stroh und Reisig bestreut; hier hatten Soldaten gerastet. In der Mitte des einen Zimmers stand ein Sofa mit ein paar Stühlen. Eine Stiege führte zu einer Bodenkammer hinauf, deren Fenster mit Brettern vernagelt waren. Ganz oben aber war ein schmaler Spalt offen gelassen, gerade groß genug für das hohe Objektiv des Scherenfernrohrs. Von hier hatte man eine vortreffliche Aussicht auf den zugefrorenen Fluß und Sumpf, die auf Moorboden stehenden Wälder an seinen Ufern, die Eisenbahnbrücke über den Bobr, die deutschen Schützengräben und, jenseits des Stroms, auf die russischen Linien. Man sah auch die flachen Anhöhen, hinter denen sich die feindlichen Batterien verbargen, die jeden Augenblick das Feuer auf Krasnybór wieder eröffnen konnten. Aber es war und blieb still.

Solange wir uns dort aufhielten, war kein lebendes Wesen sichtbar, nur einige deutsche Soldaten, die, unbekümmert um die Gefahr, ein Fuder Heu das Ufer entlang führten. Vermutlich wollten die Russen dieser paar Leute wegen nicht ihre Artilleriestellungen verraten.

Auch in der Klosterkirche waren Soldaten einquartiert gewesen; ihr Fußboden war mit Stroh bedeckt. In einer Ecke lagen eine alte Polin und ein Bauer, beide schwerkrank, wimmernd und klagend; die Dorfbewohner hatten sie einfach im Stich gelassen, und von den Deutschen waren sie bisher nicht bemerkt worden. Als ich einem Offizier meinen Fund meldete, gab er sofort Befehl, den beiden Kranken ärztliche Hilfe zu schicken und ihnen eine bessere Herberge zu verschaffen.

Dann fuhren wir nach Cisow zurück. Nach Tisch wurde die Bagage des Generalkommandos gepackt und unmittelbar darauf der Rückmarsch angetreten. Der Stab stieg in seine Automobile, einige Offiziere ritten, und wir folgten in der Richtung auf Augustów, an großen Kolonnen aller Art vorüber; alles in derselben sichern Ordnung wie im Westen. Der einzige Unterschied bestand darin, daß die Fahrer in Pelze gehüllt waren. Einige Abteilungen sangen aus voller Brust fröhliche Soldatenlieder, und der Marsch ging leicht und flott. Das Korps

des Generals von Litzmann hatte kürzlich Unglaubliches in schnellen Bewegungen geleistet und dadurch den Feind überrascht und verwirrt. Der erste masurische Sieg wurde durch die hochgesteigerte Marschfähigkeit errungen. Eine Abteilung war einen ganzen Tag in Bewegung gewesen und kam spät abends in ein Dorf. Der Befehlshaber meldete dem Korpskommandeur, die Truppe könne nicht mehr vor Müdigkeit. Die Antwort war, sie müsse sofort aufbrechen, um in einem Nachtmarsch das Schlachtfeld des nächsten Tages zu erreichen. Die Lage erforderte diese Anstrengung. Die Leute bekamen warme Suppe und einen erquickenden Trank. Dann wurde der Marsch durch die Nacht fortgesetzt ohne Klagen und Murren, und man erreichte das Ziel rechtzeitig und in bester Verfassung.

Die Absicht des Rückzugs nach Augustów, dem ich beiwohnte, war, die Russen wieder vorzulocken, denn man konnte nicht ohne große Verluste hinter dem Bobr an sie heran. Sie mußten merken, daß die Deutschen sich zurückgezogen hatten. Die Frage war nur, ob sie in die Falle gingen und, um die Fühlung mit dem Gegner nicht zu verlieren, nachrückten. Die nächsten Tage mußten die Antwort bringen.

Südöstlich von Augustów, wo die Infanterie dabei war, sich einzugraben, sollte den Russen ein warmer Empfang bereitet werden.

Auf einsamer Wacht.

Fünftes Kapitel.

An der Front Suwalki — Marjampol.

Sonnabend den 6. März fuhr ich den schon bekannten Weg durch den Wald von Augustów, über dessen prächtig mit Schnee gepuderten Fichten ein deutscher Doppeldecker auf seiner Fahrt nach dem russischen Gebiet surrend schwebte, und schlug dann einen Seitenweg ein nach Osten, in der Richtung auf den Bliznasee. Bald verriet das Leben und Treiben ringsum, daß hier eine Infanteriestellung war. Ganze Berge von Stacheldrahtrollen und Dachpappe lagen am Wege aufgestapelt. Landsturmabteilungen spannten Stacheldrahtnetze vor den Schützengräben, die sich schon ihrer Vollendung näherten. Die Schutzwehren wurden zum Schutz gegen Kugeln und Sprengstücke mit Dächern aus kurzen Tannenstämmen versehen, auf die dann eine Erdschicht gebreitet wurde. Eigentlich gedeckte Räume aber gab es nicht.

Man erwartete jeden Augenblick das Einrücken der Infanterie in diese neuen Stellungen, die zu meiner Verwunderung mitten im Walde angelegt waren! Die verheerende Wirkung der schweren Artillerie

zwingt dazu, die Infanterie immer mehr zu verstecken; wenn dann auch die Artillerie ihr Ziel wirklich findet, wird die Wirkung des Feuers dadurch vermindert, daß die Granaten beim Auftreffen auf die Bäume oft vorzeitig krepieren.

Wir verließen nun die Automobile und wanderten bis zum Dorf Upustek am Westende des Sees Blizna, wo der Fluß Blizna mit offenem, schwarzem Wasser austritt und sich durch den Wald langsam nach Süden schlängelt bis zum Dorf Strenkowizna nahe am Kalejtusee. An seinem Westufer lief die neue Schützengrabenlinie im Walde hin. Zuweilen war sie unmittelbar neben dem Flußlauf angelegt, so daß dieser von vorn und von der Seite unter Feuer genommen werden und auch als erstes Hindernis wirken konnte. Zuweilen lagen die Feldbefestigungen etwas entfernt vom Ufer, besonders da, wo das Gelände nahe dem Fluß sumpfig war.

Hinter den Linien tief im Walde standen zahlreiche „Winterhütten" für die Ablösung und die Bereitschaftsabteilungen. Die Hütten waren sehr gut gebaut; erst war eine rechteckige Vertiefung in die Erde gegraben, 10 Meter lang, 6 Meter breit. Mitten durch die Länge des Rechtecks waren, in einem Abstand von 1 Meter, zwei Reihen von je sechs Pfählen eingerammt. Darüber waren zwei horizontale Balken gelegt, die das Dach stützten. Zu beiden Seiten des Mittelgangs war der Erdboden etwas erhöht, für die strohgedeckten Lagerplätze für 15 Mann auf jeder Seite. Die nötige Wärme spendete ein Ofen. Das Dach gewährte Schutz gegen Kugeln und Sprengstücke, aber natürlich nicht gegen Volltreffer; es war einen halben Meter dick und bestand aus runden unbehauenen Fichtenstämmen, einer Lage Dachpappe und einer Erdschicht.

Ein andres Winterhüttenmodell war 13 Meter lang und hatte noch einen Verschlag für ein oder zwei Offiziere. Zehn Mann bauen solch eine Hütte in vier Tagen, auch wenn sie sich zuvor mit solchen Dingen nie befaßt haben; sie richten sich nach der „Instruktion". Das Innere der Hütte wirkt wie eine altnordische Wikingerhalle, und es duftet darin nach Fichtennadeln und Harz. Fehlen nur die Schilde, Fackeln und Methörner; aber die Wikinger sind da, selbstsicher, siegesgewiß und vergnügt.

Auf einen nach Strenkowizna führenden Seitenweg bogen wir ein, um zu sehen, wie man Schützengräben aushob. Je tiefer wir aber in den Wald eindrangen, um so schwieriger wurde der Weg, und wir waren kaum ein paar Kilometer weit gekommen, als die Autos in gewaltigen Schneewehen steckenblieben. Hauptmann F..... und ich gingen zu Fuß weiter, während Israel mit unsern Autos und den beiden Chauffeuren auf einem fahrbaren Umweg Strenkowizna erreichen und uns dort treffen wollte.

So kamen wir zu der angegebenen Stellung und sahen nun die Schützengrabenarbeit in allen Stadien. Die Mannschaft bestand teils aus Landsturm, teils aus zivilen Arbeitskräften aus Ost- und Westpreußen und Pommern. Zuerst wird die Linie von Offizieren abgesteckt und durch eine Reihe kleiner, mit Strohwisch versehener Pflöcke markiert. Dann entfernt man den Schnee in einer Breite von zwei Metern und hebt nun den Graben aus. Vor Strenkowizna waren die Truppen schon dabei, ihre Gräben zu besetzen und sich einzurichten. Die Stangen des Stacheldrahtnetzes erhoben sich schon vor der Stellung, und dahinter sah man neue Winterhütten. Die Truppen legten Schutzdächer und unter Vorsprüngen Schießscharten an; hier und da war ein kleines Schlupfloch für einen Beobachtungsposten, sonst gab es keine unterirdischen Räume.

Wegweiser in Gestalt von Holzbrettern mit den Aufschriften „☞ nach Upustek" oder „⟶ nach Strenkowizna" waren an den Baumstämmen angebracht. Ab und zu fuhren polnische Schlitten mit Stacheldraht- und Papprollen heran; einer von ihnen, der eben abgeladen war, brachte uns nach Strenkowizna.

Von hier gingen wir wieder zu Fuß weiter, verirrten uns und waren eben auf dem Weg zum Feind hinüber, als uns glücklicherweise Hauptmann Behr und ein Offizier begegneten und uns nach der Landstraße hin zurechtwiesen.

Die Sonne stand am Rand des Horizonts, und im Westen war der Himmel glühend hagebuttenrot. Zwischen den Stämmen des Nadelwalds, die sich als schwarze Silhouetten abhoben, funkelte es wie von brennenden Dörfern. Hinter uns standen die Fichten- und Kiefernstämme feuerrot im Abendwiderschein. Auch der See glänzte purpurn, und die Stimmung im Walde war zauberhaft.

Schützengraben am Waldrand.

Schließlich erreichten wir glücklich das eine unſrer beiden Autos — das andre hatte infolge der Schneewehen und Steigungen umkehren müſſen — und fuhren durch den Wald nach der Landſtraße, die mit endloſen Marſchkolonnen von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, mit Sanitätsabteilungen, Munitions- und Proviantformationen überfüllt war. Eine wahre Völkerwanderung von Männern und Material hatte ſich nordwärts, nach dem linken deutſchen Flügel, nordöſtlich von Suwalki, in Bewegung geſetzt. Ein prächtiger Anblick, der ſchwarze Zug im weißen Schnee! Eine wunderbare Muſik, dies Räderknarren der ſchweren Wagen in dem ſcharfen Froſt! Der Abend war ſtill, und die Sterne funkelten hell. Die Pferde pruſteten und ſtießen aus ihren Nüſtern weiße Dampfwolken. Die Fahrer und Reiter qualmten Pfeifen und Zigarren. Ein unaufhörliches Knirſchen, Klirren, Knarren von Schritten im Schnee, zuweilen von durchdringenden Kommandorufen unterbrochen, froher Geſang und Lachen!

Der Zug begleitete uns nach Suwalki hinein und ging auf der Petrogradſkaja quer durch die Stadt weiter. Wir hielten am Hotel „Europa", wo wir mit Mühe noch an einem Tiſche Platz fanden. Die Speiſeſäle waren überfüllt mit Offizieren, die bei kurzer Einkehr eſſen, trinken und ſich wärmen wollten. Die Atmoſphäre drinnen war unbeſchreiblich; die Türen knallten, wenn neue Gäſte eintraten und ihre Mäntel auf einen Haufen warfen. Man plauderte, ſcherzte, pokulierte. Alte Freunde feierten ein unerwartetes Wiederſehen: „Donnerwetter, was machen Sie denn hier?" — „Wir fahren ſogleich weiter nordwärts. Auf Wiederſehen!"

Die Küche im Hotel „Europa" war nicht ſchlecht. Ein Pole, der alle Ausſicht hatte, gehenkt zu werden, falls die Ruſſen jemals zurückkehrten, betrieb das Geſchäft vortrefflich. Gewaltige Schüſſeln mit Butterbrot, Fleiſch, Fiſch und Käſe ſtanden auf den Tiſchen; auch Weißbrot war zu haben, und die Speiſekarte verzeichnete das übliche „Schtſchi", „Borſch" und andre ruſſiſche Suppen, ſowie Roaſtbeef, Schnitzel uſw. und einige einfache Nachſpeiſen. Ich hegte zwar einen wohlbegründeten Verdacht gegen das Roaſtbeef, das mehr einem Roß-beef glich und wohl in einigem Zuſammenhang mit den toten Pferden auf der Landſtraße ſtand. Aber das Merkwürdige war, daß es überhaupt ſo viel Eßwaren

gab, trotzdem der Krieg über diese Gegend hingegangen war. Jüdische Kaufleute boten Lebensmittel in Fülle feil, wie stets in diesen Gegenden. Suwalki war von den Deutschen in der zweiten Hälfte des Septembers 1914 genommen, dann aber aus strategischen Gründen wieder geräumt worden. Erst am 17. Februar 1915 wurden Stadt und Gouvernement wieder von den Deutschen besetzt. Wahrscheinlich hatte man in der russischen Zwischenzeit große Vorräte an Lebensmitteln eingeführt, und die Juden waren klug genug gewesen, tüchtig einzukaufen. Beim Rückzug hatten dann die Russen die Vorräte nicht mitschleppen können.

An dem Gedränge in den Speisesälen merkte man ebenfalls, daß etwas Besonderes im Gange war, und die Trainkolonnen rasselten während der ganzen Nacht durch die Stadt. Man hoffte, der Feind werde dem vom Bobr zurückgezogenen deutschen Armeekorps folgen und sich neu eingraben. Wenn er nur nicht noch rechtzeitig die Absicht der deutschen Umgruppierung und des Hinausschiebens der preußischen linken Gruppe nordöstlich und östlich von Suwalki begriff und sich zurückzog, um einer Umklammerung zu entgehen! Das war das einzige, was man befürchtete.

Am 7. März kehrte Hauptmann F..... in Hindenburgs Hauptquartier zurück, zu dem sich B..... schon vorher begeben hatte. Ich wurde dem ..ten Armeekorps übergeben, dessen Kommandeur der General der Infanterie von Below war, und insonderheit dem Hauptmann beim Generalstab H... Bereits am Abend desselben Tages war ich Gast des Korpsquartiers, dessen führende Persönlichkeit Oberst von H..... war. General von Below war wie alle Deutschen, die ich das Vergnügen gehabt habe, an der Front zu treffen, ein liebenswürdiger und gastfreier Mann. Das Generalkommando war in der Wohnung eines polnischen Bankdirektors untergebracht und hatte es daher überaus behaglich. Nicht einmal Klavier und Tafelmusik fehlten, und einer von den Offizieren spielte schwedische Lieder, „Du alte, du freie", „Spinn, spinn" und den „Finnländischen Reitermarsch". Ein Schauer lief mir kalt über den Rücken, als ich in dieser Umgebung die stolzen Töne hörte, die an die Zeit unsrer Größe erinnern.

Am 8. März fuhr ich mit Hauptmann H... und Israel auf der großen Landstraße, die nach Kowno führt. Die gewaltige Völkerwanderung dauerte auch diesen ganzen Tag fort. Das Wetter war prächtig

klar, der Himmel hellblau; die schwachgewellten Äcker zu beiden Seiten der Straße blendeten in sonnenbestrahlter Weiße. Kleine Stücke Fichtenwald waren eine Erholung für die Augen. Die Einförmigkeit des Weges wurde ab und zu durch Dörfer mit schwarzgrauen, alten Holzhäusern unterbrochen.

Oft müssen wir warten, denn die Straße ist nicht breit. Welch wunderlicher Zug kommt da heran! Alte geschlossene Kutschen, die man in den Schuppen polnischer Edelleute gefunden hat, müssen jetzt deutsche Ärzte und Offiziere befördern. Zuweilen sieht man einen Schlitten; auch Trümmer verunglückter Wagen liegen nicht selten in den Gräben. Hier und da fällt ein todmüder Gaul — eine Minute Aufenthalt. Am Fuß einer kleinen Steigung, wo der Schnee sich dichter angehäuft hat als sonst, steht eine Reihe schwerer Lastautos. Sollen die da hinauf, ohne die Straße zu sperren? Ihre Räder werden mit Schneeketten umgeben, und dann rasseln die Wagen davon, daß der Schnee um sie wirbelt.

Bei Slobódka, einem großen, an einer wichtigen Straßenkreuzung gelegenen Dorf, standen gewaltige Trainkolonnen schwer bepackt auf den Straßen und offenen Plätzen. Einige Wagen trugen noch den Namen belgischer Firmen in französischer Sprache; jetzt waren sie auf erobertem russischen Boden in deutschem Besitz.

Über Kalwarja an der Szeszupa ging die Fahrt immer geradeaus bis Marjampol, wo wir in dem katholischen Kloster General S..... und das Generalkommando des ..ten Armeekorps fanden. Hier war man wieder im Schußbereich des Feindes. Aus Kowno herangeführte russische Batterien hatten von Norden her in drei Tagen etwa vierhundert Granaten auf Marjampol geworfen, und der Boden rings um das Kloster war aufgerissen, eine Granate war gerade in die Pforte der Klosterkirche eingeschlagen; eine andre hatte ein Haus daneben getroffen, in dem sich 28 Menschen und ein Hund aufhielten. Ein Mann und der Hund waren leicht verwundet. Das einzige Opfer des Bombardements war ein alter Jude; aber jeden Augenblick konnte die Beschießung wieder beginnen. Gerade heute hatten drei russische Flieger Marjampol umkreist, ohne jedoch Bomben abzuwerfen; Ballonabwehrgeschütze hatten sie vergeblich beschossen.

Im Auftrag des Generals S..... führten uns die Offiziere nach den interessantesten Punkten. Erst ging's nordwestlich auf einem böse mitgenommenen Landweg nach dem Dorf Makaly, wo zwei Tage vorher die Russen sich in einem welligen, aber sonst offenen Gelände zum Angriff vorgewagt und 800 Mann an Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen hatten lassen müssen. Die Beerdigung der Toten hatte des hartgefrorenen Bodens wegen große Schwierigkeiten gemacht. Ein Essen-

In einem Schützengraben an der Straße nach Kowno.

rohr aus Blech hatten die Russen mit Gewehrkugeln heruntergeschossen um ihre Treffsicherheit und ihren Überfluß an Munition zu zeigen.

Dann begaben wir uns wieder auf die große Landstraße in der Richtung Kowno, soweit man gehen konnte, ohne die schwere Artillerie zu reizen. In den Dörfern und Gehöften lagen deutsche Truppen, die alle auch ihren Bagagetrain bei sich hatten. Bei den Vorpostenstellungen arbeiteten Landsturmabteilungen mit Stangen, Hacken und Spaten. Ganz vorn lagen zwei Reservebataillone, ein Schneeschuhbataillon, eine Ingenieurkompagnie und eine halbe Batterie schwere Geschütze. Man hatte nur ein paar Kilometer bis zu den vordersten russischen Abteilungen, die sich indes ruhig verhielten.

Nach Marjampol zurückgekehrt, schlugen wir die Straße nach Ludwinów ein. Auf einer festen Holzbrücke überschritten wir die tief in den Boden eingeschnittene, zugefrorene und schneebedeckte Szeszupa, an deren Ufern sich malerisch Holzhütten und Bauernhöfe erhoben; an den Hausecken standen die Bewohner und gafften. Ein Stück hinter dem Dorf verließen wir die Autos und gingen zu Fuß nach dem Beobachtungsplatz des Oberstleutnants W..... bei Kulaki, 4 Kilometer östlich von Ludwinów. Der Divisionschef übernahm selbst die Führung.

Oberstleutnant W..... und seine Offiziere auf dem Beobachtungsstand bei Kulaki.

Auf einer Decke am Abhang lagen ein paar Artilleristen und telephonierten. Die Drähte gingen über das Feld zu zwei Batterien östlich des Dorfes. Man hätte von hier aus den Oberbefehlshaber Ost antelephonieren können, ja Berlin und, wenigstens theoretisch, auch Stockholm!

Hinter einem Schutzschild stand ein Scherenfernrohr und daneben eine Richtscheibe. In einer Entfernung von zwei Kilometern sah man im Nordosten die vorderste deutsche Infanterielinie. Man schien sich dort sehr sicher zu fühlen. Einige Gestalten krochen aus ihren Gräben heraus, um im Schutz eines nahen Hügels die Wirkung des Feuers zu verfolgen; Offiziere und Beobachter lagen in größter Ruhe wie bei einem Manöver und unterhielten sich.

Durch das scharfe Fernrohr sah man alles bis in die kleinste Einzelheit. Einer hinter dem andern oder paarweise verließen feindliche Reiter eines der Gehöfte und ritten nach Süden. Kleine Abteilungen Fußvolk hoben sich ebenfalls deutlich vom Schnee ab; sie bewegten sich von einer Hütte zur andern, verschwanden im Gelände und wurden wieder sichtbar. Man sah sogar Zivilpersonen, gewiß Landleute, die sich von Haus und Hof nicht trennen konnten.

Die deutschen Kundschafter hatten festgestellt, daß da drüben hauptsächlich russische Kavallerie lag; diese sollte nun durch Artilleriefeuer vertrieben werden, damit die deutsche Infanterie später die schönen Gehöfte beziehen konnte. Programmäßig begann die Beschießung. Die Batterien standen schon feuerbereit. Kaum wurde der erste Reiter sichtbar, da erhielten die Batterien Nachricht; dann kamen die für das Einschießen notwendigen Kommandos, die der Telephonist am Mikrophon kurz und sicher wiederholte. Einen Augenblick später hieß es: „Fertig!" Gleichzeitig sah man den Feuerschein und hörte man den Knall, und kurz darauf schwebten kleine Wollbällchen noch etwas diesseits des Ziels. Der Abstand wurde etwas vermehrt; dann kam eine neue Lage. Jetzt zeigten sich die Explosionswolken hinter dem Dorf. Nachdem dann Höhe und Länge der Schüsse nochmals reguliert waren, begann ein mörderisches Feuer. Da kam Leben und Bewegung unter die Russen. Zu Pferd und zu Fuß eilten sie in furchtbarem Wirrwarr davon. Erst

Signalpatrouille des Divisionsstabs bei Kulaki.

ein Stück hinter den Häusern schienen die Offiziere über ihre Leute Macht zu gewinnen. Man sah, wie vereinzelte Abteilungen hinter schützende Terrainfalten geführt wurden. Eine große, mit Heu und Stroh gefüllte Scheune stand nach wenigen Minuten in hellen Flammen, und gewaltige Rauchwolken stiegen empor. Aus einigen Dörfern weiter nach Norden, die von andern Batterien beschossen wurden, stiegen jetzt ebenfalls rote Flammen auf. Der Kampf war offenbar an der ganzen, von Kulaki aus übersehbaren Front entbrannt.

Wir nahmen Abschied und fuhren auf die große Landstraße zurück. Als wir uns Slobódka näherten, beobachteten wir schon aus weiter Entfernung den Schein einer Feuersbrunst; ein Gehöft am Wege brannte, Funken eines Biwakfeuers hatten das Dach angezündet. Die vorüberfahrenden Leute sprangen von den Pferden und Kutschböcken, um sich einen Augenblick an dem gewaltigen Feuer zu wärmen, das auf effektvolle Weise das Dorf beleuchtete.

Im Wald überholten wir eine marschierende Truppe. Die Soldaten trugen gestrickte Kopfwärmer unter den Helmen und sahen im Lichte der Scheinwerfer des Autos sehr malerisch aus. Aber müde waren sie! Sie waren den ganzen Tag marschiert, und die meisten schienen im Gehen zu schlafen. Einige aßen, rauchten oder plauderten. Jeder für sich hätte vielleicht nicht mehr gekonnt, denn Ruhe hatte es in der letzten Zeit nicht viel gegeben, und Truppenverschiebungen im Dunkel und dazu auf verschneiten und vereisten Wegen sind besonders aufreibend. Es ist eine Art Massenpsychose, was sie vorwärts treibt; auch wenn sie die Augen schließen und schlafen, hören sie doch das Geräusch und Gemurmel der wandernden Truppe und gehen mit. Die Offiziere ritten in ihre Mäntel gehüllt; einige, die vor Kälte fast erstarrt waren, führten die Pferde am Zügel.

So fuhren wir an Massen marschierender Truppen vorüber. Sie wußten nicht, weshalb sie bald hier-, bald dorthin gehen mußten, aber sie spürten alle die leitende Hand. Sie wollten nicht zugeben, daß ihre Schritte bleischwer und die Glieder steif seien. Sie gingen Meile für Meile weiter, von dem unerschütterlichen Entschluß getrieben, pünktlich auf dem Platz zu sein, wo sie nötig waren.

Arme Kinder in Polule.

Sechstes Kapitel.

Im Artilleriekampf bei Pockuny.

Als ich am 9. März bei General von Below zu Abend speiste, merkte man wiederum, daß etwas Ungewöhnliches im Gange war. Wir hatten die Mahlzeit schon beinahe vollendet, als Oberst von H . . . . . erst von seinen Karten hereinkam und, nachdem er stehenden Fußes etwas gegessen hatte, sofort wieder verschwand. Auch der Chef des Korps verließ den Tisch früher als gewöhnlich. Nun sprach man frei und offen von der bevorstehenden Operation. Das, was man erwartete, war eingetroffen: die Russen waren schon bis Sejny gekommen und wollten vermutlich westlich gegen Suwalki weiter vorrücken, in Verfolgung der Deutschen, die sich seit einigen Tagen vom Bobr zurückgezogen hatten, wo sie nur geblieben waren, bis die Beute der Winterschlacht im Wald von Augustów fortgeschafft worden war. Ihr Weg ging nach Nordwesten zu der neu angelegten Verteidigungslinie, die ich im vorigen Abschnitt geschildert habe. Die deutsche Heeresleitung war im

Begriff, um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, ihrem Gegner eine Falle zu stellen. Vom rechten Flügel bei Augustów wurden zu diesem Zweck zwei ganze Divisionen nach Norden geführt, um dann mit andern Truppen über Łoździeje zu einer Umfassung der feindlichen Kräfte in der Gegend von Sejny eingesetzt zu werden. Diese Bewegungen wurden durch eine Kavalleriesperre quer über dem Paß zwischen den beiden Seen in der Umgegend von Simno verborgen gehalten. Russische Erkundung aus Olita und Preny war dadurch wesentlich erschwert, und die vorgeschobene Kavallerie wurde zusammen mit schwächeren Infanterieabteilungen in dem angegebenen Abschnitt für ausreichend angesehen, um einen Vorstoß größerer feindlicher Kräfte aus den genannten Orten eine Zeitlang aufzuhalten.

Noch vor drei Wochen hatten die Deutschen in Sejny gelegen, die Russen in Suwalki. Jetzt hatten die Deutschen Suwalki wiedergenommen und Sejny vor den Russen geräumt, die dort vermutlich zwei Armeekorps stehen hatten.

Woher konnte man das wissen, und wie kann man überhaupt die Bewegungen des Feindes ausfindig machen? Man stellt die Angaben zusammen, die durch Kavallerie- und Fliegererkundung, durch Gefangene und Spione eingehen, und man stellt die Uniformabzeichen der Gefallenen fest. Die Einwohner waren nicht deutschfeindlich, sie waren nur bange und verzagt; denn als die Russen Suwalki wiedergenommen hatten, hielten sie Nachforschungen und Gericht über solche Personen, die den Deutschen geholfen hatten; Angeber gab es dabei in Menge. Die Juden behaupteten, die Polen hätten die dienstwilligen Kinder Israels angezeigt; von diesen seien einige gehenkt oder weggeführt worden. Deutsche Flieger, die im Lauf des Tages über Sejny gewesen waren, meldeten endlich, sie hätten die Automobile eines russischen Korpsquartiers vor dem Pfarrhaus halten sehen und dort einige Bomben abgeworfen, um die Gäste zu beunruhigen. Man nahm als gegeben an, daß die Russen, nicht zum wenigsten aus politischen Gründen, viel aufbieten würden, um Suwalki wiederzunehmen und endlich die Dampfwalze nach Westen weiterrollen zu lassen. Aber an eine richtige Offensivkraft des Feindes glaubte man nicht mehr, wenn man auch der russischen Armee, was das Soldatenmaterial anbetrifft, Anerkennung nicht versagte. Eines ist

jedenfalls sicher: die Ausrüstung des Feindes für den Winterfeldzug war vortrefflich, eher besser denn schlechter als die der Deutschen. Alle Truppen hatten warme Mäntel, Lammfellmützen, Baschliks und gute Stiefel.

Am Morgen des 10. März versammelten sich unsre Automobile vor dem Hotel „Europa" in Suwalki. Im ersten fuhren der Hauptmann vom schwedischen Generalstab Läftman, ich und unser deutscher Cicerone Rittmeister T....., in zwei andern fünf deutsche und österreichische Berichterstatter und Photographen. Erst $^1/_2$ 9 Uhr gelangten wir in das Dorf Bilwinowo, nordöstlich von Suwalki. Von dort aus gingen wir $1^1/_2$ Kilometer zu Fuß bis zum Dorf Polnle, wo sich, wie man uns gesagt hatte, ein Verteilungsquartier befand.

Aber hier erfuhren wir, daß man mit dem Feind noch gar keine Fühlung gewonnen hatte. Deshalb war das Verteilungsquartier noch weiter nach Süden in einen andern Ort verlegt worden. Wir beschlossen daher, uns auf einem nördlichen Umweg zu zwei Divisionen zu begeben, die die Aufgabe hatten, den über Sejny nach Westen vorrückenden Gegner über Lozdzieje zu umfassen.

Nachdem wir auf der Rückfahrt ein paarmal im Schnee beinahe festgefahren waren und Pferde vor die Automobile hatten spannen müssen, kamen wir auf die große Landstraße und erreichten ohne weitere Abenteuer Lozdzieje.

Der Marktplatz von Lozdzieje war gedrängt voll von Soldaten, Fuhrwerk, Pferden und Haufen von russischen Gewehren und andern Trophäen. Hier hatte also schon ein Zusammenstoß stattgefunden. Am Eingang des Dorfs lagen zwei tote Deutsche und ein Russe, und in einem Graben in der Nähe eine ganze Schützenlinie, die bei dem Kampf in der Nacht und am Morgen gefallen war. Freund und Feind lagen mit blutigen Köpfen da und waren noch kaum kalt geworden.

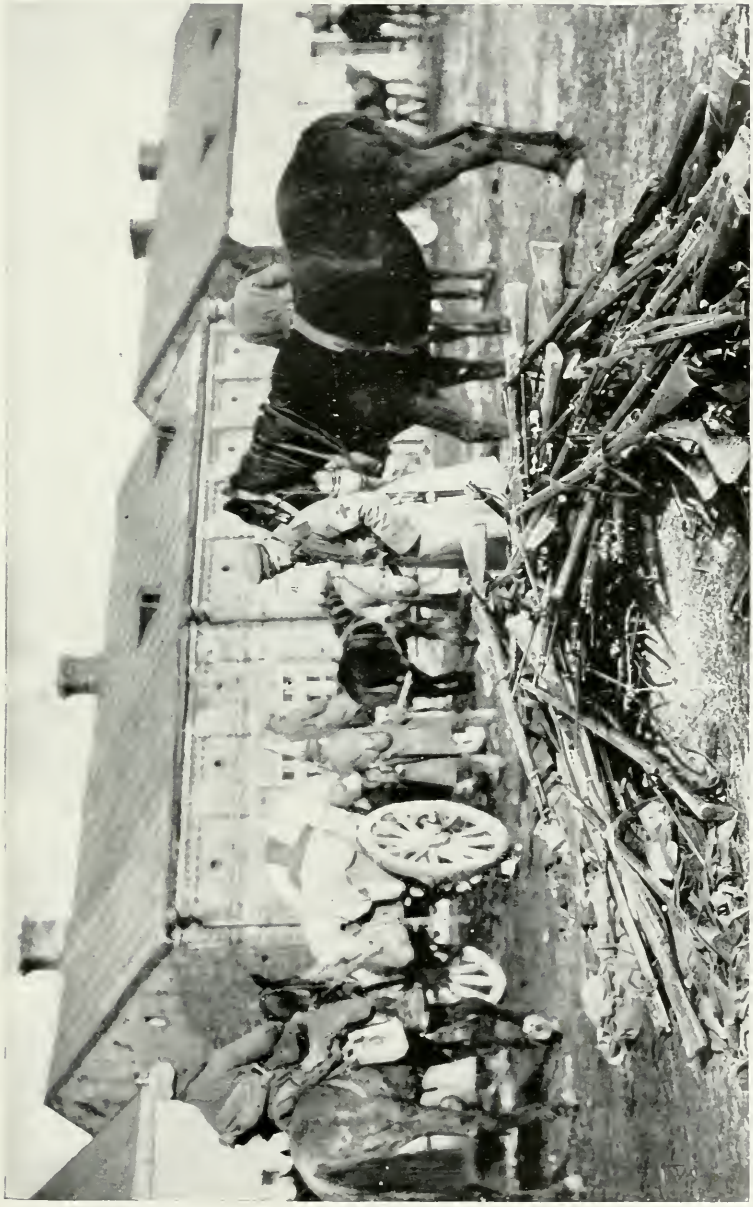
In Holny Mejera wurde gemeldet, der Chef des ..ten Reserve-Armeekorps, General von L....., habe sich vor kurzem südwärts begeben. Man wußte auch zu berichten, die Russen hätten bereits die Gefahr gemerkt und befänden sich auf dem Rückzug nach Osten und nach Grodno. Wir fuhren daher weiter bis zum Dorf Pockuny, wo wirklich das Generalkommando des genannten Korps sich niedergelassen

hatte. Die Entfernung bis zu dem noch vom Feind besetzten Sejny betrug nur 4 Kilometer, und die Deutschen standen bereits quer vor den von da nach Osten führenden Wegen.

In Pockuny blieben wir zunächst bei einem Beobachtungsstand auf einer kleinen isolierten Anhöhe vor dem Dorf. Die deutsche Artillerie war hier bereits gegen feindliche Truppen eingesetzt, die in dem Raume südlich von der Straße Sejny—Berzniki zurückgingen. Der Geschützdonner war ärger denn je. Ein paar Scherenfernrohre waren auf einen Waldrand im Südosten gerichtet, und auch mit unsern gewöhnlichen Zeißfernrohren konnten wir alles beobachten. Man muß solche Bilder gesehen haben, um zu begreifen, was ein moderner Kampf ist. Solange das Schauspiel dauert, ist man eine Beute fürchterlicher Spannung. Die Russen schienen ziemlich aufgelöst zu sein und machten den Eindruck, als ob sie ihre Bewegungen nicht mehr in vollem Maße beherrschten. Sie suchten offenbar so schnell wie möglich das gedeckte Gelände in der Richtung auf Berzelowce zu erreichen. Aber ihre Artillerie tat ihr möglichstes, um das Vorrücken der Deutschen aufzuhalten. Über dem nächsten Waldrand im Westen, den jetzt deutsche Infanterie in Besitz hatte, krepierten die russischen Schrapnells, etwa 1000 oder 1200 Meter von uns entfernt.

Die letzten russischen Abteilungen zogen sich über die Anhöhen südlich von Zaleskie zurück und setzten sich auf diesen Anhöhen fest, hart verfolgt von den Deutschen, die unverzüglich zu Bajonettangriffen übergingen. Man sah, wie die deutschen Linien einen Augenblick innehielten, um Atem zu schöpfen. Die Höhen, wo sie lagen, boten gegenüber dem helleren Hintergrund eine gezackte Silhouette. Nun richtete sich das Feuer der russischen Artillerie dorthin. Die Explosionswolken waren sehr dicht, aber das kümmerte die angreifenden Truppen wenig, die Schlimmeres erlebt hatten.

Im Süden gab es jedoch die spannendsten Momente dieses Schauspiels. Dort zogen russische Artillerie- und Trainkolonnen mit grauen und gelben Wagen nach dem Wald im Südosten. Man sah, wie sich die Pferde der Gespanne in Galopp setzten und die Peitschen ununterbrochen in Tätigkeit waren. Ob sie einem Wege folgten oder über Äcker und Felder drauflosfuhren, ließ sich nicht unterscheiden. Aber es galt, das



Russische Gewehre auf dem Markt in Podbiele.

Leben zu retten und so schnell wie möglich in gedecktes Terrain zu kommen; denn die deutschen Schrapnells folgten der wilden Jagd unbarmherzig. Kein Hindernis engte unser Gesichtsfeld ein; ich sah alles scharf und klar gegen den weißen Schnee. Die Explosionen erfolgten genau am Ziel. Die Wirkung mußte unheimlich stark sein. Aber trotzdem verschwand ein Wagen nach dem andern in dem schützenden Wald, neue folgten, und Reiter ritten in voller Karriere neben ihnen.

Beobachtungsstand bei Pockuny.

Auf dem Felde zwischen uns und den zurückeilenden russischen Kolonnen rückten deutsche Kavallerieabteilungen vor, um die Fliehenden weiterhin zu verfolgen und die Niederlage zu vervollständigen. An mehreren Stellen sah man kleinere Patrouillen. Vereinzelte deutsche Soldaten lagen oder saßen im Schnee; sie waren verwundet.

Im Osten hörte man aus geringer Entfernung das unbehagliche Knistern von Infanteriefeuer und Maschinengewehren, und weiterhin gegen Abend, als die Dämmerung bereits ihre Schleier über die Ernte des Todes breitete, starken Kanonendonner. Wir erfuhren, daß bei dem Dorfe Berzniki, das ich am folgenden Tage besuchen sollte, ein heftiger Kampf entbrannt war. Wir verweilten so lange, als die zu-

nehmende Dämmerung uns zu sehen gestattete. Es war bitterkalt, und die Offiziere hüllten sich in ihre Mäntel und stampften im Schnee. Einige hatten Strohschuhe über die Stiefel gezogen.

Die Anhöhe verlassend, ging ich mit einigen Offizieren auf Berzniki zu. Die Straße war voll von Infanterie, Kanonen und Munitionswagen. Bei einem Gehöft rastete eine Abteilung Infanterie, die einen Zaun ausgerissen und eine Reihe von Feuern am Grabenrand angezündet hatte, in deren Schein die Soldaten schön beleuchtete Gruppen bildeten. Ein Offizier befahl jedoch, die schon brennenden Feuer auf die Felder zu schaffen, was im Handumdrehen geschah; mit bloßen Händen warfen die Soldaten die glühenden Scheite über den Graben und sammelten sie wieder auf dem erlaubten Platz. Wir blieben bei einigen Soldatengruppen stehen, um mit ihnen zu plaudern. Bei einem Feuer erregten Läftman und ich durch unsre Zivilkleidung und unsre grauen Lammfellmützen, die denen der Russen ähnlich waren, Aufmerksamkeit; ein Feldwebel, der uns offenbar für russische Spione hielt, begann ein eingehendes Verhör. Als dann ein Offizier dazwischentrat, löste sich der Ernst der Situation in allgemeine Heiterkeit auf. Währenddem zogen die unermüdlichen Artilleriekolonnen vorüber mit dem gewohnten Geräusch von Pferdegetrappel und knarrenden Rädern, knirschendem Lederzeug und klappernden Karabinern.

Auf dem Rückweg nach Pockuny war es schon finstere Nacht, aber die Sterne glitzerten silberklar über den blutigen Feldern. Ich drängte mich durch ein paar Schwadronen, die, so dicht zusammengepackt wie ein Heringsschwarm, infolge der Wagenkolonnen nicht vom Flecke kommen konnten. Dann trafen wir eine Sanitätskolonne mit Krankentransportwagen, Bahren, Krankenträgern und Schäferhunden. Die klugen Tiere zogen heftig an den Leinen, um schnell aufs Schlachtfeld hinauszukommen. Nun kamen auch Scharen Verwundeter von den Kampflinien zurück. Wer noch gehen konnte, sollte zurück nach Lozdzieje; Schwerverwundete wurden auf polnischen Bauernwagen nach Holny Mejera gebracht. Neben dem Wege stand ein einsames, verlassenes Pferd und sah verwundert seinen Kameraden nach. Ein Offizier trat an das Tier heran, streichelte es, sprach ihm freundlich zu und führte es sacht an der Stirnlocke nach Pockuny.

General von L..... war mit seinem Stab in einem kleinen Herrenhof einquartiert, zu dem eine Allee hinaufführte. Um die arbeitenden Offiziere nicht zu stören, ging ich durch die Küche in das Zimmer des Generals. Er trug Mantel und Mütze; denn es war bitterkalt, und das Feuer im Ofen half nicht viel. Bei siedendem Tee und brennenden Zigarren plauderten wir eine Weile, bis ein Soldat meldete, daß das Abendessen fertig sei. In dem Speisezimmer setzten wir uns, dreißig Mann hoch, bei dürftiger Beleuchtung an kleine Tische. Mäntel und Mützen wurden anbehalten, denn es war so kalt, daß der Atem jeden Sprechenden in kleine Wolken hüllte. Das Essen bestand aus Erbssuppe und Fleischstücken aus der Feldküche. Dann wurden Kaffee und Zigarren angeboten, und eine Stimmung entstand, die der schleichenden Winterkälte trotzte.

Um 10 Uhr nahm ich Abschied und fuhr mit Läftman nach Łoździeje. Dorthin hatten sich unsre Reisekameraden schon am frühen Abend begeben, um Quartier zu machen. Wir wollten in einer halben Stunde dort sein, gerieten aber in der Dunkelheit und bei streikenden Automobillampen auf falschen Weg und kamen erst gegen Mitternacht an. Nach vielem Suchen fanden wir unsre Freunde in einem kleinen Raum mit strohbedecktem Boden, wo wir uns zusammenpackten wie Ölsardinen in einer Büchse und die Überzieher als Decken benutzten. Ich schlief jedoch herrlich und hatte keine Ahnung von den Mäusen, die zwischen uns hervorgeguckt haben sollen, und von der Katze, die sie jagte.

Erbeuteter ruſſiſcher Maſchinengewehrkarren.

Siebentes Kapitel.

Der Sturm auf Berzniki.

Am 11. März in der Frühe mußten ein paar Tropfen aus einer Flaſche Kölniſch Waſſer ein wohlangebrachtes Waſchen erſetzen. Unſer Frühſtück beſtand aus Brot, Marmelade und einem Topf Tee für den Mann. Von dieſer einfachen Koſt lebten wir dann den ganzen langen Tag. Unſre Herberge zeigte ſich nun in ihrer ganzen wüſten Öde. Soldaten hatten hier in Quartier gelegen und waren mit dem Hausgerät wenig liebevoll umgegangen. Ein junges blondes Judenmädchen trat herein und warf einen traurigen Blick auf ihr Heim. Mit gefalteten Händen, den Kopf geſenkt, ſtand ſie da und fragte ſchüchtern: „Haben Sie die Hütte ſo in Unordnung gebracht?“

„Nein, wir haben Ihr Heim in dieſem Zuſtand gefunden. Wir haben hier nur die Nacht geſchlafen.“

„Meine Eltern hätten nicht fliehen ſollen!“

„Wo sind sie jetzt?“

„Sie zogen nach Westen, als der Krieg kam. Sagen Sie mir, soll ich ihnen raten zurückzukehren, oder ist zu befürchten, daß die Russen Łoździeje wiedererobern und an seinen Einwohnern Rache nehmen?“

„Sie können Ihren Eltern ruhig raten, zurückzukehren. Es ist nicht anzunehmen, daß ihnen etwas Böses widerfahren wird.“

Dann entschädigten wir die junge Jüdin für die Einquartierung und fuhren nach Südwesten zurück, an Pockuny vorüber und weiter in der Richtung nach Giby. Wir fuhren an den letzten deutschen Truppen vorbei, die noch in Sehweite waren. Vor uns lag eine offene, beschneite Ebene, die die gerade Landstraße durchschnitt. In der Ferne sah man ein paar Reiter. Wir kamen ihnen schnell nahe. Es waren patrouillierende Ulanen.

„Wie lange können wir noch in dieser Richtung weiterfahren?“ fragten wir.

„Einen, höchstens zwei Kilometer, weiterhin riskiert man, auf russische Patrouillen zu stoßen.“

Der Chauffeur erhielt Befehl weiterzufahren. Nachdem die letzten Reiter hinter uns verschwunden, war kein lebendes Wesen mehr zu sehen. Hier und da lag ein einsames, verlassenes Gehöft am Wege. Man hatte das eigentümliche Gefühl, sich in einem herrenlosen Zwischenraum zwischen Deutschland und Rußland zu befinden.

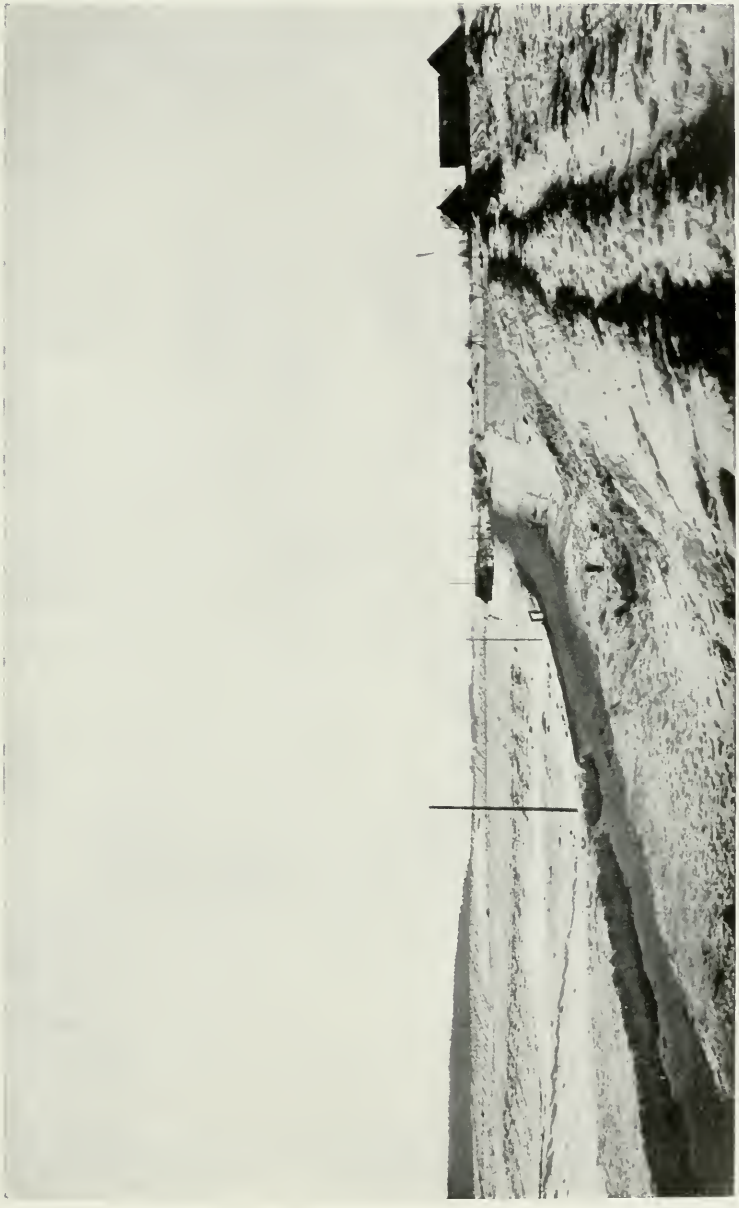
Wir waren nun so weit gefahren, wie wir durften, und hatten die Geschwindigkeit herabgesetzt. Aber noch sah man keine Kosaken im Süden. Wenn eine Patrouille aufpaßte, hätte sie einen guten Fang machen können. Denn an ein Umwenden der Automobile auf dem schmalen Landweg war nicht zu denken.

„Vielleicht ist es doch geraten, nicht weiterzufahren?“

„Wir wollen wenigstens noch dort auf die kleine Anhöhe rechts von der Straße hinaufgehen.“

„Was sind denn das dort für Leute?“

Mein Begleiter, Leutnant Israel, zeigte nach Südosten, wo in einer Entfernung von 150 Metern eine Hütte und eine Scheune aus dem Schnee auftauchten, von denen aus zwei Männer eiligst auf uns zuliefen. Daß es russische Soldaten waren, ging deutlich daraus hervor,



Die Straße nach Giby.
(Zwischen den vordersten Telegraphenstangen Rauch eines brennenden Dorfes.)

daß sie die Hände in die Höhe hielten. Wir machten halt und stiegen aus. Als die Russen in Hörweite waren, rief ich ihnen zu, sie sollten sich beeilen. Da fingen sie an zu laufen, daß der Schnee wirbelte, und kamen außer Atem bei uns an, immer „Hände hoch".

„Was wollt ihr?" fragte ich.

„Wir wollen uns gefangen geben", erklärten sie im Brustton der Überzeugung.

„Wo sind eure Gewehre?"

„Die haben wir weggeworfen!"

„Wo? Eine Werst von hier oder mehr?"

„Nein, dort bei den Häusern."

„Dann geht zurück und holt eure Waffen."

Aber dazu bemerkte jemand, es sei doch wohl besser, wenn einer von den Unsern die Gewehre hole. So geschah es denn auch, und sie waren leicht zu finden; man brauchte nur der Spur im Schnee zu folgen.

„Warum gebt ihr euch gefangen?"

„Wir haben genug von dem Elend. Einen solchen Abend und eine solche Nacht wollen wir nicht noch einmal erleben. Wir waren gestern bei dem mörderischen Feuer und sahen unsre Kameraden fallen. Wir liefen in den Wald hinein, wohin auch viele von den Schwerverwundeten krochen. Es war unmöglich zu schlafen, vor lauter Wimmern und Klagen. Mehrere von den Verwundeten, die zu retten gewesen wären, wenn Hilfe gekommen wäre, starben vor unsern Augen vor Kälte und Blutverlust. Beim Morgengrauen schlichen wir uns von der unheimlichen Stelle weg und gingen nach der deutschen Seite hinüber, um aus unsrer unleidlichen Lage befreit zu werden. Offiziere waren nicht in der Nähe. Aber wohl fünfzig von unsern Kameraden wären gern mitgekommen, wenn sie es nur gewagt hätten. Wir verbargen uns dort in der Scheune und warteten auf eine Gelegenheit weiterzugehen. Als wir ein Automobil herankommen sahen, krochen wir heraus, warfen die Gewehre weg und eilten auf euch zu."

Nun wurden sie einem eingehenden Verhör nach Namen, Heimat, Regiment usw. unterworfen. Der eine war aus Perm, der andre aus Charkow.

Unser Chauffeur übernahm die Bewachung der beiden Männer, während wir auf die Anhöhe hinaufstiegen und das Gelände nach der Feindesseite zu untersuchten. Viel war nicht zu sehen. Nur ein paar brennende Dörfer und einige braune Rauchsäulen, die von eingeschlagenen

„Meine" beiden Gefangenen.

Granaten aufstiegen. Das deutsche Artilleriefeuer sang immer weiter; die Russen sollten keine Ruhe bekommen.

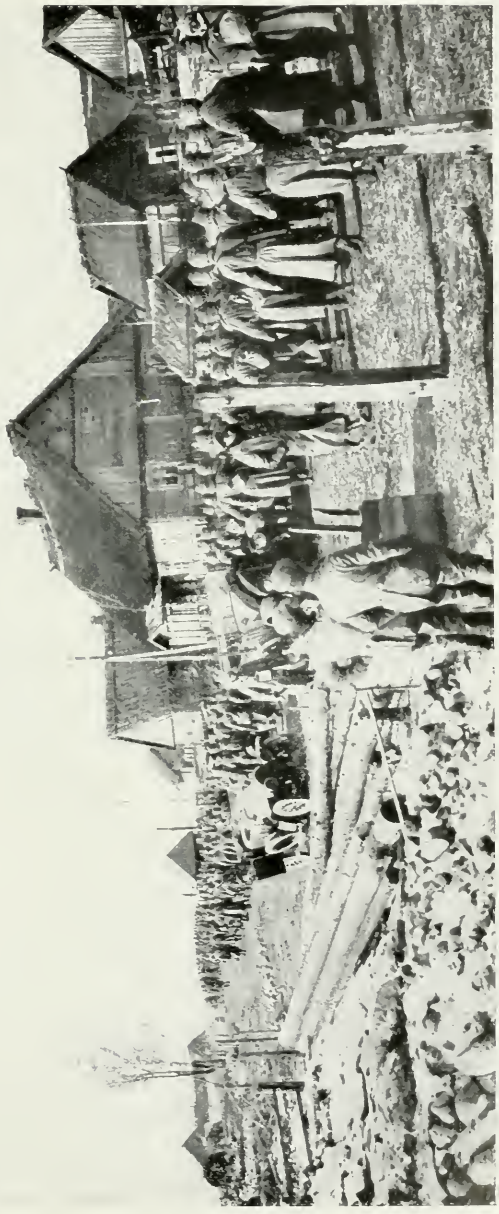
Dann durften die Gefangenen auf den Trittbrettern des Automobils Platz nehmen, und wir fuhren zurück zum nächsten Verteilungsquartier, wo die Beute abgeliefert wurde. Ein deutscher Soldat führte die beiden Russen zu einer Schar eben eingebrachter Landsleute und

nahm unterwegs die Gelegenheit wahr, sich den Mantel des einen einzutauschen. Er gewann bei dem Geschäft; denn die russische Winterausrüstung war, wie gesagt, der deutschen überlegen. Das fand auch der Russe, denn er beklagte sich später bei mir über den verhältnismäßig dünnen Mantel, den er eingetauscht hatte. Ich konnte ihm aber nicht helfen, und er bekam ja nun auch bald ein Dach über den Kopf.

Später am Vormittag fuhren wir von Pockuny nach Berzniki, wo am Morgen ein heißer Kampf ausgefochten worden war. Die Deutschen hatten das von den Russen besetzte Dorf unter mörderisches Granatfeuer genommen und dann gestürmt; wenige Stunden vor unsrer Ankunft hatten seine tapfern Verteidiger es aufgegeben und waren in den Wald nach Südosten geflohen.

Hier war nun Leben und Bewegung. Eine Kolonne von 750 russischen Gefangenen war eben angelangt, an ihrer Spitze ein Oberst und sechs andere Offiziere; die abgelieferten Gewehre und sechs Maschinengewehre lagen neben der Dorfstraße aufgehäuft. Ich unterhielt mich eine Weile mit dem Obersten, der einen höchst sympathischen und korrekten Eindruck machte. Aufrecht und vornehm, antwortete er kurz und kalt. Die letzte Nacht sei wie eine Hölle gewesen. So Unheimliches habe er noch nicht erlebt. Doch gebe es etwas Schlimmeres, nämlich, in Feindeshand zu fallen! Er tat mir leid, und ich sah ihm noch eine Weile nach, nachdem der Marschbefehl die Schar in Gang gesetzt hatte. Er ging festen Schrittes, erhobenen Hauptes und mit zusammengepreßten Lippen und verschwand bald zwischen den grauen Häusern am Ende des Dorfes.

Wir gingen die Dorfstraße weiter hinauf, wo sich Soldaten und Fuhrwerke drängten. Wir brauchten nur wenige Schritte zu gehen, um die ersten deutlichen Spuren des am Morgen ausgefochtenen Kampfes zu finden. Um eine Hütte herum lagen etwa zwanzig Tote, so wie sie gefallen waren, als sie von Granatsplittern oder Gewehrkugeln getroffen wurden. Ein junger Offizier lag auf dem Rücken, die weißen Finger krampfhaft gespreizt, mit müden, bleichen Gesichtszügen. Es war kalt heute; in seiner Nähe aber fühlte man die Kälte doppelt, denn er war hart gefroren wie Holz. In Gedanken sah man ein Heim in einer fernen russischen Stadt, wo ein junges Weib mit kleinen unschuldigen Kindern



Die gefangenen Russen verlassen Berzniki.

spielt, ohne zu wissen, daß sie Witwe ist. Neben dem Offizier lag ein grobgliedriger Soldat auf dem Bauch, das Gesicht zur Hälfte im Schnee vergraben. Ein andrer Soldat war auf die Seite gefallen, als ein Granatsplitter ihn an den Kopf getroffen; der ganze Hinterkopf mit Gehirn und allem fehlte, aber das Gesicht lag noch da wie eine blutbesprengte Maske mit schrecklich verzerrten Zügen. Ein Stück weiter ruhte ein gefallener Held, der beide Arme in die Höhe streckte, als hätte er im Augenblick des Todes den Himmel um Hilfe angefleht. In dieser

Gefallener Russe, der die Hände wie zum Gebet faltete.

Stellung war er erstarrt, trotzdem es nur wenige Stunden her war, daß seine Lebensbahn abgeschlossen wurde.

Die Hütte beherbergte ein Dutzend schwerverwundeter Russen. Es gab keine andern Möbel als eine Bank und dazu etwas Stroh auf dem Fußboden. Im Lauf des Tages ging ich ein paarmal hinein und unterhielt mich mit den Verwundeten. Sie lagen auf dem Fußboden geradeausgestreckt, dicht zusammengedrängt; denn die Hütte bestand bloß aus einem einzigen kleinen Raum. Einer der Leute bat um eine Zigarette. Als ich das nächste Mal kam, war er tot. Aber niemand hatte Zeit, ihn hinauszutragen, und ein paar seiner Kameraden benutzten die Leiche als Kopfkissen. Als ich bei Sonnenuntergang die Hütte noch einmal betrat, lag der Tote vor dem Hause bei den andern. Ein russischer

Hütte, in der die verwundeten Russen gepflegt wurden.

Arzt, der seit drei Tagen gefangen war, hatte den Auftrag, seine verwundeten Landsleute hier zu pflegen. Er war damit beschäftigt, sie zu verbinden. Ein blondbärtiger Soldat, dem eine Kugel von links nach rechts am Rückgrat vorüber und durch den Magen und die übrigen Eingeweide gegangen war, saß auf der Bank und konnte sich merkwürdigerweise ohne Hilfe aufrecht halten. Aber bleich war er, so bleich, wie er bei Sonnenbrand und Schmutz überhaupt werden konnte. Der Arzt, eine schöne männliche Gestalt, hatte die Hemdärmel bis zum Ellbogen heraufgezogen und untersuchte die Wunde mit blutigen Händen. Er sagte mir auf französisch, damit der Patient es nicht verstehen sollte, der Fall sei hoffnungslos; es nütze nichts, einen Verband anzulegen.

Ein Mann mit verbundenem Kopf und geschwollenem, bläulichem Gesicht stand daneben und sah zu, aber mit schlaffem, abwesendem Blick. Ich fragte ihn, warum er sich nicht aufs Stroh lege. Das Liegen tue ihm weh, sagte er. Der Arzt erzählte, der Mann habe eine Kugel in den Rücken bekommen, die schräg aufwärts und durch den Unterkiefer wieder herausgegangen sei. Und der Mann stand! Ja, er bat sogar um eine Zigarette, die er denn auch bekam. Der Arzt folgte seinem Beispiel. Ich steckte ihm eine Zigarette in den Mund und zündete sie an. In diesem schauerlichen Raum konnte man etwas brauchen, was die Nerven beruhigte. „Ich habe seit August nicht eine einzige Nacht durchgeschlafen", erklärte der Arzt. „Aber die letzte Zeit war doch am schlimmsten. Unheimlich, unbeschreiblich!" Er gehörte zu denen, die die große Winterschlacht heil überstanden hatten.

Oben auf der Anhöhe, südlich der Hütte, standen die Wagen der eroberten Maschinengewehre, und auf dem Felde zahlreiche Zinkkästen mit dazugehöriger Munition. Auch hier lagen mehrere gefallene Russen im Schnee. Auf dem Abhang nach einem kleinen Tal zu waren fünf Mann nebeneinander gefallen, offenbar auf ihrem Posten in der Schützenlinie. Einer von ihnen lag auf dem Rücken in bequemer Stellung und schien sich nur hingelegt zu haben, um von seiner Arbeit auszuruhen. Er sah merkwürdig lebendig aus, seine Augen standen offen, waren noch feucht und blank und hatten noch den frischen Glanz des Lebens. Einem andern war die Hirnschale gesprengt, wie das oft bei Nahtreffern geschieht.

Die Munitionskolonne verläßt Verzniki.

Alle diese Männer waren auf ihrem Posten gefallen; sie hatten ihr Leben geopfert für den Weißen Zaren und den Oberbefehlshaber über Rußlands Streitkräfte, Seine Kaiserliche Hoheit den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Warum aber? Davon hat wohl keiner von ihnen auch nur eine Ahnung gehabt! —

Am Südende des Dorfs herrschte ein Leben, das jeder Beschreibung spottete. Unübersehbare Trainkolonnen fuhren zwischen den Häusern heran und auf die Anhöhe hinauf. Die Steigung war nicht jäh, aber auf dem Glatteis konnten die Pferde nicht festen Fuß fassen und fielen eines nach dem andern. Da wurden die Peitschen geschwungen, und laute Rufe durchschnitten die Luft. Hier kommt knarrend und rasselnd ein mit schwerer Munition beladener Wagen. Die Fahrer laufen neben-her und schreien. Das Gespann muß schnell fahren, um die Höhe zu gewinnen. Die Pferde greifen aus und fallen schließlich in Galopp. Oben hauen sie mit den Fußspitzen so fest ein, daß das Eis umher-spritzt. Dort gleitet und stolpert ein Pferd, aber es muß sofort wieder in die Höhe, um nicht überfahren zu werden. Der Wagen schlenkert und schaukelt, und seine Räder knirschen. Aber hinauf kommt er, und gleich hinter ihm ein andrer mit demselben Lärm und Geräusch.

Oben werden sie vom Chef der Munitionskolonne empfangen, in endlose Reihen geordnet, Wagen bei Wagen, Gespann bei Gespann, die Fahrer auf den Pferden links, Leute auf den Vorder- und Hinter-wagen. Ein prächtiger Anblick! Und über dieses Bild breitet die Sonne einen Purpurschimmer, als wäre die schneeweiße Erde mit Blut begossen.

Dann ein lauter Kommandoruf: auf dem äußersten rechten Flügel rollt der erste Wagen in langsamem Trab die Landstraße nach Südosten hinab; die übrigen folgen, und bald bezeichnet ein ununterbrochener schwarzer Strich den Weg zum Wald.

Aber die Sonne sinkt, der Purpurschimmer verbleicht, und das Schneefeld erhält wieder seinen blauweißen Ton. Im Süden steht der Waldrand dunkelgrün. Wir fahren über Pockuny nach Sejny, dann über Krasnopol auf der Landstraße, die noch am frühen Morgen in den Händen der Russen war. Jetzt drängten sich hier Trainkolonnen, und es verging geraume Zeit, bis wir gegen den Strom Suwalki erreichten.

Zwei Gefangene bei der Mahlzeit.

Achtes Kapitel.

Unter ruſſiſchen Gefangenen.

Am 12. März verbrachte ich den ganzen Tag in der Kirche von Suwalki. So oft ich konnte, benutzte ich die Gelegenheit, mich mit den Gefangenen zu unterhalten, ihren Betrachtungen über den Krieg zu lauſchen, den ſie alle verurteilten, ihre maleriſchen Gruppen ſich von den erleuchteten Fenſtern wie Schatten und von den goldenen Heiligenbildern wie ſchwarze Geſpenſter abheben zu ſehen. Von dem Feldwebel, der die Wache hatte, borgte ich mir einen Holzſtuhl, und dann rief ich geeignete Typen herein, die mir Modell ſtehen oder ſitzen mußten. Während des Zeichnens plauderte ich mit ihnen und erhielt einen Einblick in ihr Leben, ihre Sorgen und Hoffnungen. Ich könnte ein großes Buch mit Erzählungen davon füllen; denn die ruſſiſche Volksſeele iſt unergründlich. Alle waren froh, daß ſie gefangen waren, und hatten nie erfahren, weshalb ſie ſich ſchlugen. Tapfer und ausdauernd ſind ſie, ſolange ſie in den Schützengräben ſtehen; wenn aber der Sturm losbricht und ſie ſeine unwiderſtehliche Kraft ſpüren, wenn die Offiziere gefallen ſind, dann verlieren ſie leicht die Beſinnung, werfen die Ge-

wehre fort und halten die Arme hoch zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollen. Während der Kämpfe, von denen ich vorhin einiges berichtete, geschah es einmal, daß eine ganze Kompagnie sich gefangen geben wollte. Der Kompagniechef, ein Hauptmann, weigerte sich mitzutun und wurde von seinen eigenen Leuten erschossen. Als sein Leutnant diesen schändlichen Mord sah, erschoß er sich selbst, worauf die Kompagnie überlief. Helden und Memmen stehen so in der russischen Armee nebeneinander, und man kann wohl sagen, daß die schlechten Eigenschaften der Soldaten sich verschlimmern, je länger der Krieg dauert. Das Soldatenmaterial ist vortrefflich, und es ist ein Verbrechen, ganze Völker außerhalb Rußlands in den Glauben zu wiegen, die Russen seien als Gegner nicht gefährlich und die russische Armee existiere zum großen Teil nur auf dem Papier!

Maxim Iwanowitsch Archarow aus Wladimir.

Hier sitzt nun vor mir der sechsundzwanzigjährige Maxim Iwanowitsch Archarow aus Wladimir. In seiner Jugend hat er am Ufer der Kljasma gespielt und in seinem Mannesalter im 102. Infanterieregiment Wjatka gedient, das zum II. Armeekorps gehört und in Friedenszeiten in Grodno liegt. Dorthin hatten sich nach den letzten Kämpfen die Russen wieder in ungeordneter Flucht zurückgezogen, und

auf dem Wege dahin wurde er am 27. Februar gefangengenommen. Maxim trägt Soldatenmütze, Baschlik und Mantel, prächtige Stiefel und auf dem Rücken einen Tornister mit seinen kleinen Habseligkeiten.

Und hier ist Michail Nikitowitsch Nikitin aus der Umgegend von Moskau. Einunddreißig Jahre alt. Wie oft hat er nicht den silbernen Glocken des Iwan Welikij und dem Chorgesang in der Uspenskij-Kathedrale gelauscht! Schön ist er nicht, und er wird auch nicht durch die Pelzmütze verschönt, von deren struppigen Zotten sein eigenes Haar nicht leicht zu unterscheiden ist.

Michail Nikitowitsch Nikitin.

Mein Zeichenstift hält die Züge des Tataren Khairuddin aus Kasan fest, eines Vierundzwanzigjährigen, der seit 1912 im 112. uralischen Regiment des XX. Armeekorps aktiv gedient hat und in Wilna garnisoniert war. Am 21. Februar wurde er im Walde von Augustów gefangen. Nun betet er mit den übrigen Tataren in der Kirche von Suwalki sein „Bißmillah errahman errahim", wenn er in seinem Blechtopf Fleischsuppe aus den deutschen Kesseln auf dem Kirchhof geholt hat.

Während ich mit meinem Zeichenblock dasaß und einen Soldaten skizzierte, traten zwei deutsche Schwestern vom Roten Kreuz heran und

fragten mich, wer der Junge wäre, der hinter meinem Stuhl stände. Ich drehte mich um und gewahrte einen hübschen, lebhaften Knirps, der offenbar mit großem Interesse die Porträtierung beobachtete.

„Wer bist du denn?“ fragte ich.

„Ich bin Soldat in der russischen Armee, wurde aber leider am 18. Februar am Bahnhof von Augustów gefangengenommen.“

Tatar Khairuddin aus Kasan.

„Du Soldat!? Du kannst ja kaum ein Gewehr tragen.“

„Ich bin mit einem kleinen Karabiner bewaffnet gewesen, und den habe ich auch gebraucht.“

„Wie heißt du?“

„Pawel Josifowitsch Koslowskii.“

„Wie alt bist du?“ — „In siebzehn Tagen fünfzehn Jahre.“

„Bei welchem Regiment?“

„Beim 256. Infanterieregiment, wo ich als Telephonist gedient habe.“

„Wo bist du während des Krieges gewesen?“ — „Ich bin seit dem 1. August dabei gewesen und habe den Marsch nach Ostpreußen mitgemacht, wo ich unter anderm drei Monate in Widminnen war.“

„Wo ist deine Heimat?“

„Ich bin aus Wilna; mein Vater ist dort Postmeister. Meine beiden Brüder sind auch im Felde, der eine freiwillig wie ich.“

All das erfuhren die Schwestern, und genau genommen fungierte ich bloß als ihr Dolmetsch. Als sie weggingen, gaben sie Pawel die

Hand zum Abschied. Da wendete er sich an einen Soldaten und sagte: „Sie hätten mir wenigstens ein Stück Schokolade geben können!"

„Ach so, du möchtest Schokolade?" sagte ich.

„Nein, gewiß nicht. Ich scherzte nur."

„Da hast du ein paar Mark für Schokolade."

Und nun war Pawel an der Reihe, Modell zu sitzen. Wir plauderten die ganze Zeit. Der kleine Kerl hatte ein gewinnendes Wesen und war frisch und freimütig.

„Können Jungen wie du in die russische Armee eintreten?" fragte ich.

„Ja, aber nur mit Zustimmung der Eltern."

„Weshalb nahmst du Kriegsdienste?"

„Weil ich meine, sobald das Vaterland in Gefahr schwebt, ist es jedes waffenfähigen Mannes Pflicht, mit in den Krieg zu ziehen."

„Und wer meinst du wird siegen?"

„Natürlich wir. Man braucht ja bloß eine Karte anzugucken, um zu sehen, wievielmal Rußland größer ist als Deutschland."

Pawel Josifowitsch Koslowstii.

„Aber du weißt wohl, daß die deutschen Armeen überall auf russischem Gebiet stehen, und doch hat Deutschland auch noch Frankreich und England und mehrere andre Staaten gegen sich."

„Rußland hat auch vier Gegner, Deutschland, Österreich, Ungarn und die Türkei. Aber schließlich werden wir doch siegen; denn wir haben mehr Menschen, als alle unsre Gegner zusammen."

„Wie geht es dir in der Gefangenschaft, Pawel Josifowitsch?“

„Es macht sich. Langweilig ist es, und es wäre hübsch, wenn wir etwas mehr Brot bekämen. Aber die Deutschen sind gut gegen uns Gefangene. Sind Sie auch Deutscher?“

„Nein, ich bin Schwede.“

„Ach, da nehmen Sie mich mit nach Stockholm.“

„Wenn es erlaubt wäre, würde ich es gern tun. Aber es geht nicht, mein Junge. Du mußt dich gedulden, bis der Krieg zu Ende ist. Dann kannst du wieder nach Hause reisen.“

Damit war die Porträtierung zu Ende, und Pawel verschwand unter den Gefangenen bei den Heiligenbildern. Der flinke Junge, der freiwillig in den Krieg gezogen, wird auf die Dauer wohl den derben Umgang mit den grobkörnigen Soldaten nicht aushalten, dachte ich. Dazu gehören bessere Nerven, und ich beschloß, bei Gelegenheit eine Vergünstigung für ihn zu erwirken.

Als ich in meiner grauen Lammfellmütze, ähnlich aussehend wie die Russen, an das eiserne Gitter kam, von dem die Kirche umgeben ist, und es öffnete, rief der Posten: „Wo willst du hin? Mach, daß du wieder zu den andern hineinkommst!“ Ich zog meinen Ausweis hervor, der Mann las ihn, schlug die Hacken zusammen und bat um Entschuldigung. „Sie haben nur Ihre Pflicht getan“, sagte ich und begab mich in meine Wohnung. —

Da in nächster Zeit bedeutende Operationen im Gouvernement Suwalki nicht zu erwarten waren, beschloß ich am folgenden Morgen nach Ostpreußen aufzubrechen, und am 14. März fuhren Leutnant Israel und ich bei Tagesanbruch im Automobil von Suwalki ab. Die russischen Gefangenen, die mit Hacke, Brechstange und Spaten bewaffnet die hartgefrorene Straße in Ordnung brachten, nahmen sich in der Dämmerung wie Gespenster aus. Ich stattete der Kirche noch einen kurzen Besuch ab, um Pawel Josifowitsch Lebewohl zu sagen und ihm die Mittel zu geben, sich eine Decke zu verschaffen und was er sonst brauchte. Ich riet ihm, sich genau an die Vorschriften zu halten, dann werde es ihm schon gut gehen und er seinerzeit gesund und frisch in die Heimat zurückkehren.

Einige Tage darauf befand ich mich in Insterburg und traf dort den Chef der Etappeninspektion, General von H..... Ich benutzte

die Gelegenheit, den General zu fragen, ob sich für Pawel Josifowitsch nichts tun lasse. Ja natürlich, gern, und damit beauftragte der General seinen Stabschef, sich des Jungen anzunehmen.

Ich bereiste dann die weiten Länderräume an der Ostfront und sah General von H..... erst im August wieder. „Nun, wie ist es meinem Schützling ergangen?" fragte ich. — „Er wurde sofort von Suwalki weggeholt und bekam in einem Bureau geeignete Arbeit. Dann

Großes Reinemachen bei den russischen Gefangenen.

ist er nach Deutschland hineingeschickt worden und befindet sich jetzt in einem der großen Gefangenenlager." In welchem aber, das war eine kitzlige Frage. Doch bestehen keine großen Schwierigkeiten, einen bestimmten Soldaten unter den zwei Millionen Gefangenen ausfindig zu machen. Sie sind alle registriert. Hierin herrscht dieselbe Ordnung und dieselbe bewundernswürdige Organisation wie sonst überall in Deutschland. Nach ein paar Tagen erhielt ich folgendes Telegramm: „Pawel Josifowitsch Koslowskii aus Wilna befindet sich im Kriegsgefangenenlager Czersk in Westpreußen."

Einige Wochen später, am 30. August, befand ich mich auf der Heimreise nach Berlin, und da ich über Königsberg und Dirschau fuhr, konnte ich, telegraphisch angemeldet, einige Stunden in Czersk bleiben und nachsehen, wie es Pawel in dem halben Jahr ergangen war, seit ich ihn in Suwalki getroffen hatte.

Czersk ist ein Dorf von 7000 Einwohnern, meist Polen. Ich war der einzige, der aus dem Zug stieg, und hatte die Ehre, von General von B... empfangen zu werden, dem Inspektor der Gefangenenlager im Bereich des XVII. Armeekorps, ferner von General von W...., dem Chef des Lagers in Czersk, sowie mehreren andern Offizieren, die alle außer einem Obersten und einem Major der Reserve angehörten. Drolligerweise befanden sich unter ihnen drei Mathematikprofessoren und drei Oberförster, die Landsturmkompagnien führten; denn dieses Gefangenenlager wurde von zwei Bataillonen Landsturm bewacht.

Das Lager umfaßt ein Areal von nicht weniger als 300 Morgen, eingefaßt mit 30 Kilometer Stacheldrahtnetz oder 180 Kilometer Draht. Es beherbergte damals 9000 Gefangene, hatte aber Platz für 22000, im Notfall für 30000. Im Bereich des XVII. Armeekorps befanden sich insgesamt 200000 Gefangene. Das größte Lager ist in Hammerstein, wo die Gefangenenzahl bis auf 65000 steigt.

Das erste, was mit den Gefangenen geschieht, ist, daß sie mit elektrischen Maschinen geschoren, dann gebadet, entlaust und von Ärzten untersucht werden. In Hammerstein weigerte sich einmal ein Gefangener energisch, zu baden; schließlich wurde er gewaltsam entkleidet, und da stellte sich heraus, daß der Krieger eine Frau war! Sie hatte im Schützengraben gelegen und geschossen wie die andern; nun mußte sie wieder Frauenkleider anziehen und wurde von den übrigen Gefangenen getrennt gehalten.

Das Gefangenenlager in Czersk ist in vier Abteilungen eingeteilt. Jede einzelne Abteilung hat fünfzig Hütten, deren jede mit Bretterboden, Pritschen, Bettzeug nebst je zwei Decken versehen ist und 125 Mann faßt. Für Sauberkeit wird aufs schärfste gesorgt. Jede Hütte kostet 1600 Mark, das ganze Lager in Czersk 2 Millionen! Jede Abteilung hat Lazarett, Küche, Werkstellen usw. Eine Küche hat achtzehn Köche und ebenso viele Kessel, von denen jeder sechshundert Liter faßt.

Die Russen werden mit Wald- und Wegearbeiten beschäftigt, mit Reinhaltung des Lagers, Schneider- und Schuhmacherarbeiten und vielem andern. In einer Kantine können sie Tabak, Zigarren und Zigaretten kaufen, Pfeifen, Zucker, Marmelade, Hering, Tee, Limonade, Nähutensilien, Tinte und Papier, Streichhölzer usw., alles zum Einkaufspreis. Zu ihrer Unterhaltung gibt es sogar ein Theater, in dem russische Schauspieler oder, wenn solche fehlen, gewöhnliche Soldaten auftreten. Gesangvereine haben die Gefangenen selbst gegründet. In den Lazaretten sind russische Ärzte angestellt, die nach dem Zeugnis ihrer deutschen Kollegen sehr tüchtig sind.

Die Lazarettbaracken sind außerordentlich gut eingerichtet, praktisch und sauber. Im größten Saal in Czersk standen 435 Betten. Oft genug kommen Verwundete geradeswegs vom Schlachtfeld herein und werden hier operiert. Die russischen Ärzte werden einmal bezeugen können, daß für die Kranken und Verwundeten alles getan wird, was in Menschenmacht steht. Aber der Tod hält auch hier seine Ernte. Die größte Sterblichkeit an einem Tage betrug zwölf Mann. Der Kirchhof liegt an der Peripherie des Lagers. Als ich dort war, wurden gerade zwei Russen begraben. Ein gefangener russischer Pope leitete die Beerdigung, und hinter ihm stand einer von den Gesangvereinen des Lagers, dessen Mitglieder einfache Soldaten waren. Sie standen barhäuptig im Regen und bildeten unter dem Kommando eines Feldwebels eine dichte Gruppe. Der Gesang mit dem beständig wiederkehrenden Refrain „Gospodi pomiluj" (Herr, erbarme dich!) machte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck.

Ein kleiner, erst sechzehn Jahre alter Trommler namens Peter aus Grodno spielte auf einer Balalaika, die er sich selbst verfertigt hatte; er sah prächtig aus, war fröhlich und höflich und bei allen beliebt.

„Hast du Angehörige oder Freunde?" fragte ich.

„Ich stehe allein", antwortete er wehmütig. „Ich habe nur einen Vetter, der jetzt wahrscheinlich in Kaukasien ist."

„Wie geht es deinen Eltern?"

„Meine Mutter ist vor fünf Jahren gestorben, und mein Vater, so hat man mir mitgeteilt, ist schon im März in den Karpathen gefallen", antwortete er mit unterdrücktem Schluchzen. —

Wie erging es aber nun Pawel Josifowitsch, dessentwegen ich Czersk besuchte? Er war krank gewesen, aber jetzt Rekonvaleszent. Wir fuhren nach der Lazarettbaracke, wo er sich befand. Er wurde geholt und kam sofort in einem langen weißen Kittel heraus. Er stand militärisch stramm, und ich fragte ihn, ob er mich wiedererkenne. — „Jawohl." — Wo er mich gesehen habe? — „In der Kirche von Suwalki."

Es war aber keine Freude, ihn wiederzusehen. Er hatte weder in Insterburg noch in Czersk Ehre eingelegt; er war ein gewöhnlicher Gefangener wie die andern und damit für mich erledigt.

Die Spur der Kosaken.

Neuntes Kapitel.

Ostpreußen und Belgien.

Anlaß meiner Reise nach Ostpreußen war die Absicht, mich mit eigenen Augen von den Wirkungen einer russischen Invasion zu überzeugen. Schweden grenzt ebenso wie Deutschland an Rußland, und bei kriegerischen Verwicklungen sind wir gleichfalls der Gefahr ausgesetzt, daß Kosaken über unsre Grenze dringen. Unmittelbar nach dem Tode Karls XII. wurden unsre Küsten von russischen Mordbrennerflotten heimgesucht. Hier und da sind die Spuren noch heute sichtbar; an einigen Orten hat auch die Bevölkerung die Erinnerung an jene Zeit noch bewahrt.

Aber, sagt man, das geschah vor zweihundert Jahren! In unsrer aufgeklärten Zeit und bei der Wachsamkeit unsrer Staatsmänner sind solche Überrumpelungen und Gewalttaten undenkbar. Auch würde die öffentliche Meinung der ganzen Welt sie verurteilen.

Nun wohl — man braucht nur wie ich eine Fahrt durch Ostpreußen zu unternehmen, um zu sehen, welche Fortschritte die von den Westmächten so gepriesene „russische Kultur" in den letzten zweihundert Jahren gemacht hat!

Die Verwüstungen in Ostpreußen fallen wie die in Belgien in den ersten Abschnitt des Weltkrieges, Herbst 1914. Über die letzteren hat man zur Zeit und Unzeit und zum Überdruß reden hören, und eine ganze Literatur von Lügenschriften ist über sie veröffentlicht worden. Unter dem Schutz der Westmächte hat diese Literatur ihre Runde durch die Welt gemacht und auch in neutralen Ländern willige Abnehmer und Übersetzer gefunden. Man hat aber nichts davon gehört, daß irgendein fremder Staat sich Ostpreußens angenommen und der Welt die Dokumente über die Verwüstung dieser unglücklichen Provinz vorgelegt hätte! Man hat im Gegenteil erfahren, daß die russische Kultur höher stehe als die deutsche, und daß es für die Menschheit ein Gewinn sei, wenn die deutsche vom Erdboden vertilgt und durch die moskowitische ersetzt werde! Und diese Weltweisheit haben auch in unserm hohen Norden etliche einfältige Leute geglaubt, die ihre Geschichte vergessen haben, ihre Vergangenheit verleugnen und nicht an ihre Zukunft denken!

Ich habe genug von Belgien und von Ostpreußen gesehen, um versichern zu können, daß die Verwüstungen in Ostpreußen unvergleichlich schwerer sind, als die in Belgien. In Belgien sind die Deutschen aus Rücksicht auf die Sicherheit ihrer Truppen und ihrer Bewegungen *gezwungen* gewesen, ein Dorf oder einen Stadtteil einzuäschern, weil die *Zivilbevölkerung gegen alles Kriegsrecht* die Waffen gegen den Sieger gewendet hat. In Ostpreußen haben die Russen *willkürlich* alles niedergebrannt und verwüstet ohne Unterschied und ohne militärische Gründe, besonders während ihres Rückzuges aus dem Lande, aber auch vorher. Ihre Verheerungen sind nicht *Strafmaßregeln*, sie entstammen reiner *Zerstörungslust* und denselben Raubtierinstinkten, die so oft in den alten schwedischen Ostseeprovinzen Schrecken und Entsetzen verbreitet haben. An den sieben Punkten, wo ich die Grenze zwischen Ostpreußen und Rußland überschritt, konnte ich den Unterschied zwischen deutscher und russischer Kultur beobachten: die Russen haben diesseits der deutschen Grenze alles zerstört, die Deutschen jenseits der russischen Grenze nichts!

Die Grausamkeiten gegen Männer, Frauen und Kinder, die aus Belgien gemeldet wurden, sind apokryph und von den Deutschen mit Recht entschieden bestritten worden. Die Beschuldigungen kommen von

lateinischer und englischer Seite und entbehren aller Beweiskraft. Man hat sich nicht einmal gescheut, falsche oder unrichtig übersetzte Dokumente vorzulegen, um Beweise für die deutsche Barbarei zu erhalten! Sogar Gelehrte haben ihre Ehre dadurch befleckt, daß sie gefallenen Deutschen abgenommene Briefe in solcher Absicht verstümmelten und fälschten. Grausamkeit gegen den Besiegten widerstreitet aber durchaus der Gesinnung und der Natur der Germanen.

Wie verhielt es sich nun mit dem Einbruch der Russen in Ostpreußen? Auf dem Tisch vor mir liegt ein ganzer Haufen beschworener Dokumente in Abschrift. Es sind die Protokolle über die Verhöre derjenigen, die von den losgelassenen Kosaken gequält und geschändet wurden. Ich habe sie von neuem durchgelesen und gefunden: die allermeisten sind derart, daß sie nicht im Druck wiedergegeben werden können! Sie strotzen von einem furchtbaren Realismus und schildern Gräßlichkeiten bis in die kleinste Einzelheit. Zolas „La terre" ist ein Kinderbuch im Vergleich mit diesen Dokumenten. Ich muß daher von Auszügen aus dieser Sammlung absehen und will nur das wiedergeben, was ich mit eigenen Augen gesehen oder aus erster Hand erfahren habe, obwohl ich auch hier die Nerven meiner Leser schonen muß. Was ich gesehen habe, genügt an und für sich durchaus, um von der russischen Invasion einen Begriff zu geben.

Leider gibt es unwiderlegliche Zeugnisse dafür, daß höhere russische Behörden nicht von den Sitten und Gebräuchen Iwans des Schrecklichen und Peters des Großen abgewichen sind! Ich sah z. B. einen Auszug aus einer Order des dem XX. Armeekorps angehörenden 113. Infanterieregiments, in der es heißt: „Auf höchsten Befehl wird die genaue Ausführung der Worte des Oberbefehlshabers in Erinnerung gebracht, daß beim Angriff alle männlichen Ortseinwohner arbeitsfähigen Alters vom zehnten Jahr an vor die Front zu treiben sind." Wenn ich das bei meinem Aufenthalt in Ostpreußen nicht selbst gelesen hätte, würde ich niemals an die Möglichkeit einer solchen Schurkerei geglaubt haben. Ebenso hat die Vernichtung des Eigentums, besonders beim Rückzug, offensichtlich auf Grund bestimmter Befehle stattgefunden. Daß die Russen in dieser Hinsicht nicht allzu weichherzig sind, das haben sie im späteren Verlauf des Krieges durch die Verwüstung ihres eigenen Landes

bewiesen. Im einen wie im andern Fall geschah dies aus strategischen Gründen. Man wollte nämlich den Feind der Vorteile berauben, die unberührte und mit allen Lebensmitteln versehene Städte, Dörfer und Gehöfte bieten. Aber man kann auf verschiedene Art brennen, und von der russischen Art kann man bestimmt sagen, daß sie ganz sinnlos ist. Die militärische Absicht erreichte man nicht einmal während des Feldzuges gegen Karl XII., noch weniger aber jetzt, wo die Eisenbahnen die Entfernungen von der Operationsbasis verkürzen. Am allerwenigsten kann jedoch die Roheit einzelner verteidigt werden. Eine solche ist aber, das hat sich leider gezeigt, nur allzu oft ein charakteristischer Zug gewisser Elemente des russischen Offizierkorps gewesen.

Der Durchschnittsrusse ist ein großes Kind, heißt es; er hat die liebevolle Weichherzigkeit und Güte, aber auch die Grausamkeit des Kindes. Ich bin jedoch davon überzeugt, daß dem Durchschnittsrussen, und ganz sicher dem Kleinrussen, dieses kindlich primitive Vergnügen an der Grausamkeit fremd ist. Bei ihm überwiegt im Gegenteil die Gutmütigkeit. Ich glaube nicht einmal, daß Grausamkeit ein hervorstechender Charakterzug der Kosaken ist. Aber wenn diese ganz- oder halbasiatischen Horden im Krieg losgelassen werden, dann allerdings erwacht in ihnen das Raubtier.

Wenn nun auch die Schändlichkeiten in Ostpreußen im allgemeinen wider Willen der Offiziere begangen sein mögen, dann bekommt man eben einen wunderlichen Eindruck von der Disziplin der russischen Armee. Die Zivilbevölkerung in den von den Deutschen besetzten Ländern hat dagegen nicht die geringste Veranlassung gehabt, sich über Brutalität der Soldaten zu beklagen. Ich will damit nicht gesagt haben, daß schlechte Disziplin jetzt ein hervorstechender Zug des russischen Heeres sei. Sein innerer Zustand hat unleugbar eine bedeutende Festigkeit erreicht, trotzdem erst kurze Zeit verflossen ist, daß revolutionäre Propaganda nach Schluß des Mandschurischen Feldzuges damit drohte, alle Bande zu zerreißen und alle militärische Ordnung zu brechen. Daß aber die Mannszucht noch an bedenklichen Schwächen leidet, dafür gibt eben die Verwüstung und Plünderung Ostpreußens ein nur zu blutiges Beispiel.

Als die Russen die deutsche Grenze überschritten, wurde folgende „Bekanntmachung allen Einwohnern Ost. Preussens" verbreitet, die ich genau nach dem Originaldruck wiedergebe:

„Gestern d. 4—17 August überschritt das Kaiserliche Russische Heer die Grenze Preussens und mit dem Deutschen Heere kämpfend, setzt es seinen Vormarsch fort.

Der Wille des Kaisers aller Reussen ist die friedlichen Einwohner zu schonen.

Laut der mir Allerhöchst anvertrauten Vollmächten mache Ich folgendes bekannt:

1. Jeder, von Seiten der Einwohner dem Kaiserlichen Russischen Heere geleistete Wiederstand, wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das Russische Heer verübt wird oder, in denen den Verführungen desselben Wiederstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ost-Preussens sich keine feindlichen Handlungen zu Schulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem Russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden; die Ortschaften werden verschont und das Eigenthumsrecht wird gewahrt bleiben.

Gezeichnet: von Rennenkampf.
General Adjutant Seiner Kaiserlichen Majestät, General der Kavallerie."

Man vergleiche Punkt zwei mit dem, was in Belgien geschehen ist. Das Ausland hat es wütend getadelt, daß die Deutschen die Kriegsgesetze in aller Strenge angewendet haben. Wenn aber die Russen dieselben Gesetze mit derselben Strenge anwenden, dann klagt niemand! Und weshalb? Deshalb, weil alles geduldet wird, was die verhaßte deutsche Kultur und den deutschen Militarismus trifft. Gegen Deutschland sind alle Mittel erlaubt. Es gilt ja das hohe Ziel, die „Boches", die „Hunnen" und „Barbaren" auszurotten! Tatsächlich liegt nicht eigentlicher Haß dieser Ungerechtigkeit zugrunde, sondern nur Furcht und Mißgunst. Deutschland wurde auf dem Wege des Friedens den andern zu groß; deshalb soll es erdrosselt werden, koste es, was es wolle, und nach der Pfeife der Engländer tanzen die übrigen Mächte der Entente.

Am 24. August machte die russische militärische Obrigkeit in Insterburg bekannt, daß Dr. med. Max Bierfreund zum Gouverneur der Stadt bestellt sei. Die Ankündigung war unterzeichnet von General Rennen-

kampf. Was die neue Obrigkeit dann während ihres kurzen Daseins dem Volk zu sagen hatte, wurde stets von dem Gouverneur ausgefertigt. Man findet das alles auf den mit großen Buchstaben auf buntes Papier gedruckten Bekanntmachungen, von denen ich eine vollständige Sammlung erhalten habe. Die erste, die Dr. Bierfreund unterzeichnete, ist vom 25. August 1914 datiert und lautet:

„An die Einwohner Insterburgs und die Flüchtlinge Ostpreußens!

Wie ist unsere Lage?

Der Feind ist bis in unsere Stadt vorgedrungen und hält dieselbe bis auf weiteres — unter Umständen bis zur Beendigung des Krieges — mit einem Obersten und einem Regiment dauernd besetzt. Jeder Widerstand gegen die obigen Bestimmungen hat die Ausführung der angedrohten Strafen durch den russischen Ortskommandanten zur unweigerlichen Folge. Außerdem müssen auch dafür die von unserer Bürgerschaft bis zur Beendigung des Krieges als Gewähr für die friedliche Haltung der Zivilbevölkerung zu stellenden drei Geiseln oder Bürgen für jeden von einer Zivilperson auf das russische Heer verübten Anschlag mit dem Leben büßen. Da diese drei Bürgen von uns bis zur Beendigung des Krieges gestellt werden müssen, bestimme ich, daß je drei Bürgen für die Dauer von 24 Stunden in fortlaufender Reihe sich zur Verfügung stellen. Da die Bürgschaft der drei, sich freiwillig gestellten Bürgen: Stadtrat Keßler, Architekt Laurinat und Oberkellner Udau mit dem 26. August um 10 Uhr abläuft, werden von da ab je drei weitere Bürgen von mir bestimmt werden. Wer meiner schriftlichen Aufforderung zur Übernahme der Bürgschaftsleistung nicht pünktlich Folge leistet, wird durch die für die Bewachung der Bürgen bestimmte russische Militärwache zwangsweise herbeigeholt.

Ich fordere nun nochmals jedermann auf, sofort jede Art von Schußwaffen auf der Polizeiwache abzuliefern. Wer fortan im Besitze einer Schußwaffe betroffen wird, verfällt unbedingt den oben angedrohten Strafen, das heißt, er wird kurzerhand erschossen.

Ich ermächtige die Hausbesitzer, sofort die von den Mietern verlassenen Wohnungen zu öffnen, unter eigener Verantwortung auf das Vorhandensein von Schußwaffen zu durchsuchen und die gefundenen Waffen zur Polizeiwache zu bringen. Auch herrenlos vorgefundene

Waffen, insbesondere etwa aufgefundene deutsche oder russische Militärgewehre, sind ebenfalls auf der Polizeiwache abzuliefern.

Außerdem warne ich jeden, etwa gefundene militärische Ausrüstungsgegenstände (Munition, Waffen, Achselklappen usw.) sich anzueignen, da beim Vorfinden solcher Gegenstände der Besitzer ebenfalls Gefahr läuft, in strengster Weise vom russischen Befehlshaber bestraft zu werden."

Am 27. August wurde an allen Straßenecken folgender Kommandanturbefehl angeschlagen:

„Nach Anzeige der Kommandantur soll gestern abend aus dem Drengwitzschen Hause in der Bahnhofstraße ein Schuß gefallen sein, infolgedessen befiehlt die Militärkommandantur folgendes:

1. Fällt noch einmal aus einem Hause ein Schuß, so wird das Haus, fällt ein weiterer Schuß, so werden die Häuser der betreffenden Straße, und beim dritten Schuß die ganze Stadt in Brand gesteckt.

2. Jede Person, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wird von den russischen Patrouillen gefangengenommen, sobald sie sich nach 8 Uhr abends auf die Straße begibt.

3. Ich verbiete aufs strengste, sich irgendeinem militärischen Gebäude oder Magazin zu nähern, ebenso ersuche ich, sich von allen sonstigen Häusern, vor welchen militärische Posten aufgestellt sind, möglichst fernzuhalten."

Am 7. September wurde diese Order durch einen neuen Anschlag verschärft:

„Ich habe den strengsten Befehl erhalten, daß von jetzt ab alle Zivilpersonen ohne Unterschied, also auch die Mitglieder der Bürgerwehr, des Roten Kreuzes usw., sofort erschossen werden, wenn sie von 8 Uhr abends bis 5 Uhr früh die Straße betreten.

Nur im Falle eines Brandes haben die Mitglieder der Bürgerwehr das Recht und die Pflicht, auch in der Nacht zur Brandstätte zu eilen, um bei dem Löschen zu helfen."

Schließlich gebe ich die letzte russische Bekanntmachung wieder, datiert vom 11. September 1914, also vom selben Tag, an dem die Russen gezwungen wurden, Insterburg zu räumen:

„Es ist durch die amtliche Untersuchung der Militärobrigkeit des Kaiserlich Russischen Heeres festgestellt, daß gestern während des Kreuzens

von russischen und deutschen Aeroplanen über der Stadt Insterburg aus der Brascheschen Fabrik Revolverschüsse von den Einwohnern Insterburgs abgegeben sind.

Seine Exzellenz General von Rennenkampf hat mir befohlen, bekanntzugeben, daß im Wiederholungsfalle die betreffenden Häuser und Straßen ebenso in Brand gesteckt werden, wie die augenblicklich noch brennende Brascheschе Fabrik."

Während der drei Wochen, die Großfürst Nikolai und General Rennenkampf in Insterburg zubrachten, wurde, soviel ich hörte, mit geringen Ausnahmen kein Besitztum der Bewohner beschädigt. Aber alle diese Bekanntmachungen beweisen, daß die gleichen strengen Kriegsgesetze, die die Deutschen in Belgien handhabten, auch in Ostpreußen gegen alle Zivilpersonen angewendet wurden, die feindliche Gesinnung gegen das russische Militär zeigten.

Aufnahme eines Photographen in Tilsit.

Ein Zimmer nach Russenbesuch.

Zehntes Kapitel.

Die Russen in Ostpreußen.

Als ich am 15. März 1915 in Goldap ankam, suchte ich zuerst den Bürgermeister auf, Herrn Otto Müller. Von ihm und ein paar Offizieren begleitet, besichtigte ich die Stadt.

Goldap hatte vor dem Krieg 7800 Einwohner außer der Garnison. Vom 18. August bis zum 11. September 1914 statteten die Russen ihren ersten gewaltsamen Besuch ab, vom 11. November bis zum 11. Februar 1915 ihren zweiten. Als sie das erstemal kamen, wurde die Bürgerschaft vorher davon unterrichtet: „Nun ist es Zeit zu packen und wegzuziehen." Niemand wurde gezwungen abzureisen; jeder konnte auf eigene Gefahr hin bleiben. Nur gegen fünfzig Personen blieben, meist ältere und arme Leute. Die Flüchtlinge wurden auf Staatskosten über die Weichsel befördert, nach Westpreußen, Pommern, Brandenburg, wo man sie auf Städte und Dörfer verteilte.

Jetzt, Mitte März 1915, war Ostpreußen von den Russen gesäubert. Wer schon jetzt zurückkehren wollte, konnte das auf eigene Kosten tun; wer noch wartete, durfte auf Staatskosten reisen. Dies

galt für das Gebiet östlich vom Fluß Angerapp, das noch nicht sicher gegen Kriegsgefahr war. Das Gebiet westlich davon wurde dagegen für vollkommen gesichert angesehen, und hier begann schon die Wiederbesiedlung; ein Kommissar für das Flüchtlingswesen, ein Landeshauptmann in Königsberg, leitete sie. Bei meinem Besuch in Goldap waren 400 Personen dorthin zurückgekehrt, doch nur solche, die triftige Gründe hatten und deren Anwesenheit besonders erwünscht war. Die Stadt war buchstäblich ausgestorben gewesen; jetzt erwachte sie langsam wieder zum Leben.

Der Markt bot einen mehr als traurigen Anblick. Mit Ausnahme von dreien waren alle Gebäude niedergebrannt, und die rußigen, nackten Mauern standen mit klaffenden Fenstern da. Bei einem von den äußerlich „unbeschädigten" Häusern war die Brandstiftung mißglückt. Sein Inneres war geplündert und auf die greulichste Weise beschmutzt. Die Möbel und Bilder, die man nicht weggenommen hatte, waren in kleine Stücke zerschlagen, und in den Zimmern hatten die Soldaten ihre Notdurft verrichtet.

Das eine von den zwei übrigen „ganzen" Gebäuden am Markt hatte dem russischen Kommandanten als Quartier gedient, in dem andern hatten die Russen ein Typhuslazarett eingerichtet. Jetzt hatte die Stadt ein Lazarett mit fünf Ärzten. Die beiden Apotheken Goldaps waren vollständig zerstört; in der einen, „Zum goldenen Kreuz", waren alle Büchsen und Flaschen zerschlagen, alle Kasten durcheinandergeworfen und die Medikamente und Pulver verstreut — um den Deutschen bei ihrer Rückkehr die Krankenpflege zu erschweren! Ebenso war das Kreiskrankenhaus der Stadt niedergebrannt, trotzdem auf ihm die Flagge des Roten Kreuzes wehte. Durch einen eigentümlichen Zufall waren die Flammen, die das Innere verzehrten, vor einem kleinen Christusbilde ausgewichen, das unbeschädigt noch an seinem Nagel hing. Die protestantische Kirche war verschont geblieben, ihr Inneres aber nach griechisch-katholischem Muster umgeschaffen. Vor dem Chor war eine einfache Ikonostasis errichtet, und alle Bänke hatte man hinausgetragen. Eine Tafel, die die Namen der 1870 gefallenen Krieger verzeichnete, war spurlos verschwunden. Als die Deutschen vor kaum einem Monat, so erzählte mir der Bürgermeister, Goldap wiedernahmen und in die verwüstete Stadt hereinstürmten, erklangen brausende Orgeltöne aus den offenen Türen

der Kirche: ein elsässischer Landsturmmann, ein Küster, war als einer der ersten in die Stadt gedrungen und auf den Orgelchor geeilt, um so seine Kameraden willkommen zu heißen.

Das Kasino der deutschen Offiziere war verwüstet, nicht verbrannt, aber seiner Möbel, Kronleuchter, Bilder usw. beraubt. Hier wie in andern ostpreußischen Orten hatte man selten die Bilder Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks angerührt; sie hingen im Gegenteil fast immer an ihren Plätzen, wie eine Art Demonstration. Das Bild des jetzigen Kaisers war dagegen immer zerschlagen oder zerrissen, oder, wenn es noch vorhanden war, dann waren die Augen ausgestochen!

Das Wasserwerk der Stadt war zerstört, wahrscheinlich beim Abzug. Eine große mit Dieselmotoren versehene Waschanstalt war in die Luft gesprengt. Dagegen hatten die Moskowiter eine Banja errichtet, d. h. eine Badestube nach russischem Muster. Die Brauerei Schulz war in die Luft gesprengt, um die Nüchternheit der Soldateska zu fördern.

Von den 450 Häusern der Stadt waren 150 niedergebrannt, alle übrigen geplündert und zum größten Teil zerstört. Die meisten Untaten scheinen während des zweiten Russenbesuches begangen worden zu sein. Als die Feinde in Goldap eindrangen, begab sich der Landrat des Kreises zum Kommandanten und bat ihn, die Stadt zu schonen. Der Russe versicherte auf Ehrenwort, alles werde unberührt bleiben. In derselben Nacht brannte schon ein Kasernengebäude nieder! Der Landrat ging wieder zum Kommandanten, der erklärte, das Feuer sei durch eine Unvorsichtigkeit entstanden. In der nächsten Nacht brannten zwei Häuser! Wieder eilte der Landrat zu dem russischen Befehlshaber, der nun die Schuld auf einen Irrtum schob und versicherte, daß er größere Achtsamkeit befohlen habe. Am Abend stand wieder ein Haus in hellen Flammen! Der Landrat fand sich abermals beim Kommandanten ein und sagte diplomatisch: „Es ist ja Ihre Absicht, in Goldap für immer zu bleiben. Sie haben unsre Stadt und das Land hier in der Umgegend erobert, um es zu behalten. Alles gehört ja Ihnen nach dem Recht des Eroberers. Weshalb zerstören Sie da Ihr Eigentum?“ Der Kommandant war verblüfft und rief: „Sie haben vollkommen recht, hier darf nichts mehr verbrannt werden.“ Er mußte indessen seine Meinung

wieder geändert haben, denn in den dunklen Wintermonaten verging kein Abend, an dem nicht ein Haus brannte. Auf die Klagen der Deutschen antworteten die Russen zynisch, die Stadt müsse beleuchtet werden!

Ich nahm eine Weile im Amtsraum des Bürgermeisters Platz, und einige alte Frauen, die die Russenzeit miterlebt hatten, wurden herbeigeholt. Eine achtundsiebzigjährige Frau F. war von russischen Soldaten schändlich vergewaltigt worden und berichtete unter Tränen, daß sie eine unheilbare Krankheit davongetragen habe. Sie war ein kleines vertrocknetes, bleiches Wesen. Unter ihrem Kopftuch sah man ein Gesicht mit zahlreichen Runzeln! Als die ersten Russen kamen, waren sie und alle übrigen, die dageblieben waren, in das Tschkinatische Haus eingesperrt worden, wo sie dreimal vierundzwanzig Stunden gefangengehalten wurden, um nicht sehen und nicht dagegen protestieren zu können, was mit ihrem Eigentum vorging. In dieser Zeit hatten sie bloß ein einziges Mal Kohlsuppe bekommen. Als dann neue Truppen anlangten, wurden die Einwohner zum zweitenmal gefangengesetzt. Man hatte jedoch gesehen, wie die Soldaten alle Lokale stürmten, wo es Spirituosen gab, und wie sie getrunken, geschrien und ein Räuberleben geführt hatten. Man hatte auch bemerkt, daß Offiziere den Soldaten wegen ihres Treibens Vorwürfe machten; das hatte aber nichts geholfen. Alles Eß- und Trinkbare verschwand, und alles, was Kleider oder Leinenzeug war, wurde gestohlen. Alle Frauen, wie alt sie auch sein mochten, waren geschändet! Ein Herr Dreier, ein fünfundfünfzigjähriger Mann, wurde samt seinem Sohn nach Rußland verschickt, da sie für wehrfähig angesehen wurden.

Ich sprach auch mit einer zweiundsiebzigjährigen Frau B. und ihrer fünfundsechzigjährigen Schwester, einem Fräulein B. Beide hatte man vergewaltigt, die Alte außerdem ins Gesicht geschlagen und beinahe erwürgt. Die Tochter der Frau B. war noch rechtzeitig nach Berlin entkommen, aber ihr kleines Mädchen war dageblieben. Das Kind hatte den Winter über von schwarzem Kaffee leben müssen und war merkwürdigerweise gesund geblieben. Da die Bevölkerung doch nicht ohne weiteres der Hungersnot ausgeliefert werden konnte, hatten die Soldaten Eingeweide, Füße und Köpfe der Schlachttiere verteilt. Gut war das nicht, aber „der Hunger treibt es hinein". Doch hatte es auch gefällige Soldaten gegeben, die Suppe mit Fleisch und Kartoffeln abgaben.

Ein Gerber Holzmann hatte gerade seine alte Schwester Frau Ziegler auf Besuch da, als die Kosaken sein Haus in Flammen aufgehen ließen. Die Schwester war ausgegangen, der Gerber aber lag krank im Bett und kam elend in den Flammen um!

So haben die aus dem Osten kommenden Boten der englischen Kultur im Land der „Hunnen" gehaust! Ich weiß nicht, ob es auf Befehl von oben geschehen ist, aber ich weiß, daß einige russische Truppenverbände mit einer Art braungelber Zelluloidblättchen versehen waren, die, wenn sie angezündet werden, brennen, als wenn die Masse mit Pulver gemischt wäre. Auch wenn man solch ein brennendes Blättchen zertritt, brennt es weiter und zündet alles Brennbare in der Nachbarschaft an. Man braucht bloß im Erdgeschoß ein Fenster einzuschlagen, ein angezündetes Zelluloidblättchen hineinzuwerfen, und das ganze Haus steht bald von oben bis unten in Flammen!

Über Darkehmen, das zum großen Teil in Trümmern lag, aber nicht mutwillig, sondern durch Bombardement zerstört wurde, erreichte ich Insterburg und stieg im Hotel „Dessauer Hof" ab, wo Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und General Rennenkampf drei Wochen lang gewohnt hatten. Dank der Zurückhaltung der Bevölkerung wurde Insterburg verschont, und die Stadt trug nur unbedeutende Spuren des Krieges. General Rennenkampf zeigte obendrein, wie mir versichert wurde, Milde und Gerechtigkeit, und man konnte nicht über ihn klagen. Als ein junger Leutnant Douglas zu Beginn des Feldzugs gefallen war, soll Rennenkampf selbst Uhr und Habseligkeiten des Toten der Witwe zugesandt und ihr mitgeteilt haben, daß ihr Mann mit allen militärischen Ehren bestattet worden sei.

In Gumbinnen, wo ich am 16. März eintraf, besuchte ich den Regierungspräsidenten Dr. Gramsch, in dessen schönem Heim General Rennenkampf gewohnt hatte. Dort waren infolgedessen keine Beschädigungen vorgekommen. Nur einige Kunstgegenstände und eine Medaillen- und Plakettensammlung wurden vermißt, als der rechtmäßige Eigentümer zurückkehrte! In der Stadt wurden nur zwanzig Häuser zusammengeschossen. Aber im ganzen Regierungsbezirk Gumbinnen wurden 9825 Häuser völlig zerstört und 7000 zur Hälfte oder teilweise! Im Kreis Ragnit hatten die Russen 1180 Männer fortgeschleppt,

und im Kreis Goldap befanden sich von 50000 Einwohnern jetzt nur noch 2000.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist zum größten Teil litauisch. Südlich davon wohnen Masuren und Kassuben von polnischer Mischrasse. Die Ostpreußen sind im allgemeinen zähe, ausdauernde und fleißige Menschen, die sich nicht so leicht ergeben. Mit philosophischer Ruhe hatten sie das Unglück ertragen, das ihr Land heimsuchte, und arbeiteten schon jetzt mit aller Kraft, um das Verlorene wiederzugewinnen. Man hätte glauben können, sie fänden das Leben grausam und wertlos; in Wirklichkeit gingen sie hochaufgerichtet und griffen wieder mit harten Händen zu.

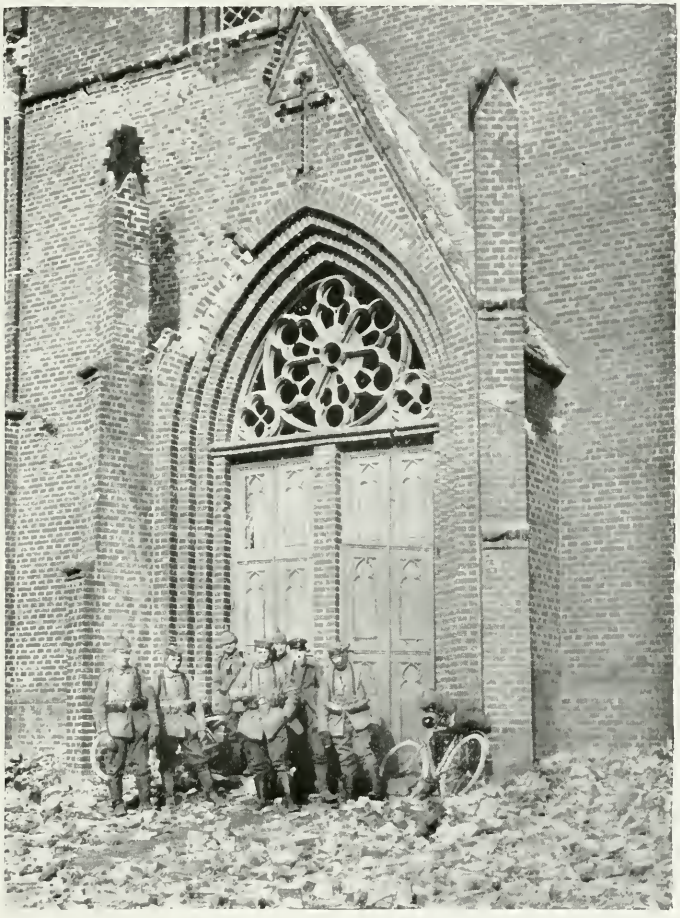
Noch schleppte sich die Landbevölkerung nur so durch. Man lebte von Kartoffeln, Brot und Kaffee. Pferde, Kühe und Schweine gab es fast gar nicht. Milch war ein unbekannter Luxus. Saatkorn fehlte, und man vermißte Haus und Heim, da das Land systematisch verwüstet war.

300000 Menschen in der heimgesuchten Provinz haben materiellen Schaden erlitten. 4000 verschiedenen Alters und Geschlechts sind bei der ersten Invasion nach Rußland oder nach Asien fortgeschleppt worden! Von vielen von ihnen treffen Briefe ein, geschrieben in Orenburg, Astrachan und andern fernen Orten. Es gehe ihnen erträglich, aber sie brauchten Geld. Insgesamt sind 20000 Häuser zerstört worden, und alles ist geplündert! Der preußische Staat hat bereits 400 Millionen Mark als erste Unterstützung angewiesen, um der dringendsten Not zu begegnen. Aber es wird Jahre dauern, bis Ostpreußen wieder aufgebaut und in Ordnung gebracht ist.

Die Russen hatten unzählige mit Möbeln vollbelastete Züge fortgeführt. Jedes einzelne Haus in Städten und Dörfern war seiner besseren Möbel beraubt. Zuweilen mußte man sich fragen, ob etwa Möbelraub eines der Hauptziele des Einfalls in Ostpreußen gewesen sei!

Ich fuhr weiter nach Stallupönen, das mehr gelitten hatte als Gumbinnen. 250 Häuser waren zerstört, darunter 100 Wohnhäuser, deren Vernichtung keinem militärischen Zweck dienen konnte. Auch hier waren die Russen zweimal zu Gaste. Zwei Drittel der Verwüstung fielen auf den ersten Besuch vom 18. August bis 13. September; ein

Drittel auf den zweiten Besuch im Winter. Schon bei der ersten Besetzung wurden einige Häuser niedergebrannt, und beim Abzug wurde die ganze Stadt angezündet, doch ohne daß das Feuer die beabsichtigte



Zerschossene Kirche in Schirwindt.

Verbreitung fand. Nachdem der Bevölkerung von den russischen Militärbehörden befohlen worden war, am 27. August 9 Uhr 30 Minuten vormittags sich bei der Kirche einzufinden und General Rennenkampf bei seiner Ankunft mit Brot und Salz zu begrüßen, sollten am 5. September

acht Personen gezwungen werden, gegen ihren Willen folgendes Schreiben zu unterzeichnen:

„Wir Unterzeichneten erkennen hiermit an, daß die Stadt Stallupönen von deutschem Militär und von deutschen Zivilpersonen geplündert und in Brand gesteckt worden ist."

Vier von den ausgewählten Personen weigerten sich, ihren Namen unter diese Lüge zu setzen. Man begnügte sich mit den vieren, die sich überreden ließen, und kaum hatten die Russen das Schreiben in der Hand, so begannen sie die systematische Plünderung!

Am 12. September kam es zu bösen Auftritten. Auf dem Markt begann es zu brennen, und 200 Flüchtlinge, die von den Russen von Insterburg nach Stallupönen geschafft worden waren, begaben sich auf den Platz, um zu löschen. Da kamen die Kosaken, nahmen sie gefangen, führten sie vor den Kommandanten und behaupteten, sie hätten den Brand angelegt. Drei von den Unschuldigen bekamen 25 Hiebe. Ungefähr gleichzeitig hatte eine Schar Bürger eine Spritze herbeigeschafft, um eine andre Feuersbrunst zu löschen. Russische Soldaten hinderten die Rettungsarbeit. Ein Leutnant kam herbei und klagte die Zivilpersonen der Mordbrennerei an. Sie wurden gezwungen niederzuknien, worauf vier Personen zum Kommandanten geschafft, entkleidet und verprügelt wurden. Einer von den vieren, Julius Elmer, mit dem ich sprach, mußte nach der Mißhandlung vierzehn Tage lang das Bett hüten.

Am selben Tag, $^1/_2$6 Uhr nachmittags, zog der Kommandant ab; er nahm 60 Einwohner der Stadt mit sich und hielt sie drei Tage lang gefangen. Unter ihnen waren alte Männer zwischen sechzig und siebzig Jahren.

Stallupönen ist nicht die einzige Stadt, in der man sieht, daß die Russen nur die vornehmeren Häuser zerstörten, während sie die geringeren stehen ließen. Da sie keinen Anlaß fanden, die Bevölkerung wegen Franktireurwesens anzuklagen, so haben sie selber die Wohnungen angezündet und dann die Zivilpersonen, die löschen wollten, der Mordbrennerei bezichtigt, offenbar weil sie eingesehen hatten, daß sie die allgemein gültigen Gesetze der westeuropäischen Kriegführung überschritten hatten. Nicht während des Kampfes wurde Stallupönen verwüstet, sondern als die Russen in unbestrittenem Besitz der Stadt waren! Die

Bevölkerung hatte so viel Schreckliches von Mordbrennerei und Brutalität gehört, daß sie, verstört und von Entsetzen gelähmt, gar nicht dazu kam, sich zur Wehr zu setzen. Man konnte froh sein, wenn man am Leben blieb, wo unschuldige Bürger niedergesäbelt und Frauen erschossen wurden. Ein siebenjähriges Mädchen wurde geschändet. Eine Frau, die einem Soldaten einen Becher Wasser reichte, wurde von einem andern in den Unterleib geschossen. Ein Mann namens Jonigkeit kam von seinem Dorf nach Stallupönen geradelt, als er von einer russischen Patrouille eingeholt und ohne Veranlassung so übel mißhandelt wurde, daß er bald darauf in einem Lazarett starb. Ein Gärtner Schmidtke war Mitglied einer Schützengesellschaft und hatte sein Gewehr in einem Zimmer seiner Villa hängen. Das Vorhandensein des Gewehrs gab genügenden Anlaß zu der Behauptung, aus dem Hause sei geschossen worden. Schmidtke war indessen nicht daheim, und es war wenig wahrscheinlich, daß die alte Frau, die sich in der Villa aufhielt, einen Schuß abgefeuert habe. Von der Kommandantur erging jedoch der Befehl, das Haus dem Erdboden gleichzumachen. Die Soldaten, die die Zerstörung besorgen sollten, hatten in diesem Fall ein besseres Herz als der Kommandant; sie legten den Brand so an, daß die Frau das Feuer löschen konnte.

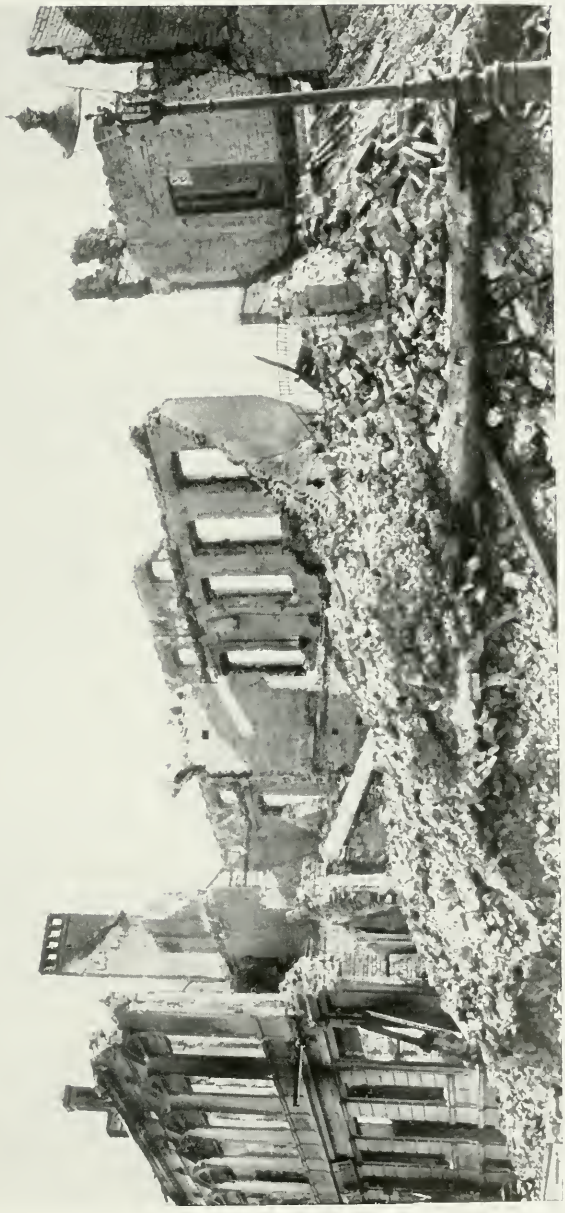
Ich besichtigte mehrere Häuser Stallupönens. Es ist schwer zu beschreiben und schwer sich einen Begriff davon zu machen, wie es dort aussah. In einem gutbürgerlichen Heim hatte die Zerstörungslust derart gerast, daß eine fußhohe Lage von Trümmern den Boden bedeckte und nicht ein einziges Möbel ganz geblieben war. Tische und Stühle waren in Stücke zerschlagen. Von den Sofas hatte man erst die Überzüge weggerissen, dann die Polsterung zerfetzt und endlich das Holzgerippe zerhackt. Von den Bücherbrettern war jedes Buch herausgenommen und Blatt für Blatt zerrissen. Noten, Rechnungsbücher, Privatbriefe, Familienbilder, Öldrucke, Decken, Porzellan, Gläser, Lampen, Kronleuchter, alles war zertrümmert, und man mußte sich vorsehen, wenn man auf diese unentwirrbaren Schutthaufen trat. Es war kaum zu fassen, daß nicht Granaten, sondern Menschenhände diese Verwüstung vollbracht hatten.

In einem andern Heim bemühte sich eine ältere Dame, Lumpen und Fetzen zusammenzulesen. Sie war bei Ankunft der Russen nach

Danzig geflohen und jetzt eben zurückgekehrt. Keine Stecknadel sei mehr von ihrem Eigentum vorhanden, versicherte sie. Wozu in Stallupönen bleiben? Sie wollte mit dem nächsten Zug nach Danzig zurückfahren. Ein Rechtsanwalt hatte für sich und seine Frau eine kostbar eingerichtete Villa gebaut. Ihr Inneres spottete jeder Beschreibung. Man hatte wohl keine Zeit und Gelegenheit gehabt, den schönen Flügel nach Rußland zu schicken. Er lag umgestürzt mit geborstenen Saiten und ausgerissenen Tasten da. Im übrigen waren alle Räume als Abtritte benutzt, und ein unausstehlicher Gestank herrschte in ihnen. Man sah überall, mit welcher Wonne die Zerstörer vorgegangen waren, und es muß ihnen ein Hauptspaß gewesen sein, mit Kristallschalen nach Trumeaus oder Spiegelglasfenstern zu zielen. Weshalb aber? Man beginnt doch nicht einen Weltkrieg, um Pianos zu stehlen und Möbel zu zertrümmern! Oder sollte das die Soldaten trösten, die sich danach gesehnt hatten, Curzons Lanzenreiter Unter den Linden Berlins und seine Gurkhas im Park von Sanssouci zu treffen?

Das Vorgehen der Kosaken und der übrigen russischen Truppen in Ostpreußen ist und bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in Rußlands Kriegsgeschichte und ebenso ein Schandfleck auf dem Wappenschild der Christenheit im 20. Jahrhundert! Eine energische Kriegsleitung bestraft die Verbrechen schlechter Elemente; sie beugt sich nicht vor Dieben und anderm Pack und läßt am allerwenigsten zu, daß der Ruf der Armee von Frevlern und Spitzbuben geschändet wird. Wenn es Leute in Westeuropa gibt, die diese Art der russischen Kriegführung billigen, so müssen die Völker, die im jetzigen Weltkampf für die uralte germanische Kultur Partei ergreifen, dahin übereinkommen, daß die Russen in Zukunft in Mittel- und Nordeuropa keine Kulturmission mehr zu erfüllen haben. Sie sollen ihr Gesicht nach Osten wenden, nicht nach Westen!

Auch in Pillkallen waren die Russen zweimal zu Gaste, vom 17. August bis zum 13. September 1914 und vom 12. November bis zum 9. Februar 1915. Beim ersten Besuch wurden sie noch nicht recht heimisch und waren auch nervös aus Furcht vor deutschen Angriffen. Von ihrem zweiten Besuch aber haben sie manche unheimliche Spur hinterlassen. Der Kreis Pillkallen hatte 45500 Einwohner, die meist von Landwirtschaft (Weizenbau) lebten und ansehnliche Pferdezucht trieben.



Ruinen in Pillkallen.

Es gab viele Großbauern, und der Wohlstand war allgemein, wie man aus den vielen Kreditbanken schließen konnte. Nun war alles mit einem Schlag vernichtet, und am schlimmsten waren die alten Leute daran gewesen, die die ganze Zeit in ihrem Wohnort ausgehalten hatten.

Von den 46000 Pferden des Kreises war wenigstens die Hälfte in die Hände des Feindes gefallen. Auch den größten Teil des etwa ebenso großen Rinderbestandes hatten die Russen requiriert. Im ganzen Gebiet waren höchstens 5000 Personen während der zweiten Invasion geblieben. Zahlreiche Männer, Frauen und Kinder waren nach Rußland verschleppt worden. Aus einem einzigen Gendarmeriebezirk z. B. 100 Mann! Viele Frauen flohen bei Ankunft der Russen in die Wälder und litten dort grauenhafte Not. Vom Hunger getrieben, schlichen sie sich nachts an die Wohnstätten heran. 891 Wohnhäuser, 1888 andere Gebäude und 20 Mühlen waren niedergebrannt! Jedes Haus, das noch stand, war ausgeplündert!

Ungeachtet der Unsicherheit, die immer noch bestand, wollte die nach Westen gebrachte Bevölkerung in ihre alten Wohnstätten zurückeilen. Alle jungen Männer wünschen und fordern Soldaten zu werden, und es nützt nichts, daß ihre Eltern sie bei der Landwirtschaft behalten wollen. Sie wollen für die Schandtaten, die an ihren Schwestern und Bräuten begangen sind, Rache nehmen. Rußland hat keinen Nutzen von seinem Einfall in Ostpreußen gehabt. Es hat sich gegen Rußland ein neues Geschlecht erhoben, erfüllt von Haß und Rachbegierde.

Merkwürdigerweise fanden sich noch 180000 Zentner unausgedroschenes Getreide im Kreise vor. Aber der Rest der Bevölkerung, der unter russischer Oberhoheit dageblieben war, hatte von so gut wie nichts leben müssen. Man hatte bloß etwas vergrabenes Fleisch und Kartoffeln, sowie Korn, das auf Kaffeemühlen gemahlen wurde. Bei meinem Besuch waren schon vereinzelte Geschäfte geöffnet, wo man das Notwendigste erhalten konnte, und man hatte ein Soldatenheim errichtet und eine Volksküche, wo man für 35 Pfennig ein aus Suppe und Fleisch bestehendes Mittagessen bekam. Essen und Geld, Kleider und allerhand Liebesgaben wurden auch freigebig in Stadt und Land verteilt.

Die meisten Gewalttaten, die in Pillkallen verübt wurden, sind zu scheußlich, als daß sie wiedergegeben werden könnten. Neunzig Fälle

sind beschworen und durch Zeugenaussagen bekräftigt. Darunter sind viele Morde, die noch besonders gräßlich sind wegen der Verstümmelung der Leichen. Am 20. November wurden Frauen und Kinder in Keller eingesperrt und dort unter russischer Bewachung festgehalten. Aus diesem Depot requirierten russische Offiziere von Zeit zu Zeit junge Mädchen! Die Einzelheiten, die man in Pillkallen über diese Orgien hört, übertreffen alles, was man aus dem finstersten Mittelalter weiß, und auch die unheimlichsten Erzählungen aus der Zeit des Dreißigjährigen und des großen Nordischen Krieges. Das einzige, was nun noch fehlt, ist, daß man offen die Leute als Sklaven verkauft!

Und dieser Macht, deren Soldaten sich solcher Verbrechen schuldig machen, bemühen sich die Westmächte, den Weg in Europas Herz zu bahnen! England trägt die Hauptverantwortung dafür. England benutzt seine farbigen Vasallen, um den westeuropäischen Damm gegen die Barbarei des Ostens niederzureißen. England, das sich selbst den Beschützer der kleinen Staaten zu nennen wagt, sucht seine Schützlinge zu erdrosseln und auszuhungern, um sie so zu zwingen, den Slawen in ihrem Kampf gegen germanische Ehre und Treue, germanische Kraft und Tüchtigkeit zu helfen. Wenn aber Englands Streben glückt, dann ist auch das Schicksal der Skandinavischen Halbinsel besiegelt. Was Englands Eide wert sind, haben wir Schweden ja mehr als genug erfahren. 1720 hat es uns verraten, 1808 hat es uns verraten, 1905 hat es uns verraten. England ist zu allem fähig, um den eigenen Profit zu vergrößern oder der Katastrophe vorzubeugen, die jetzt seiner Weltherrschaft droht.

Die Schneiderwerkstatt der russischen Gefangenen in Insterburg.

Elftes Kapitel.

Ruhetage in Insterburg.

Während meiner Streifzüge in Ostpreußen hatte ich mein Hauptquartier in Insterburg. Hier verbrachte ich auch einige Ruhetage mit Besuchen bei russischen Gefangenen. Sie hatten, etwa 900 an der Zahl, in gewaltigen Hallen ihr Strohlager auf dem Fußboden und mußten tagsüber Schnee schaufeln, Straßen ausbessern u. dgl. Unter Aufsicht deutscher Wachtposten zogen sie in größeren Abteilungen los und kamen um 12 zum Mittagessen zurück, das aus großen Kesseln in ihre Blechkannen und Schüsseln geschöpft wurde. In den oberen Räumen des Hauses befanden sich Desinfektionsöfen, wo die Kleider der Gefangenen von Ungeziefer befreit wurden, und Trockenböden, wo ganze Berge von Decken und schmutziger Wäsche lagen. Ein großer Saal war als Schneiderwerkstatt eingerichtet; hier setzten russische Schneider

ihren Kameraden die Kleider instand. Ein anderer Raum diente den Schuhmachern als Werkstatt. In beiden Sälen wurde fleißig und gut gearbeitet. Die Ritter der Schere und Pfrieme hatten es besser als die andern; sie durften in ihren mit Öfen geheizten Werkstätten schlafen und wurden 4 Uhr nachmittags mit Kaffee bewirtet. Ich weiß genau, wie es bei ihnen zuging, denn ich benutzte den Schneidersaal als Atelier und saß dort wohl vierzehn Stunden, um Typen zu zeichnen. Ich fühlte

Die Schusterwerkstatt der russischen Gefangenen in Insterburg.

mich unter diesen Menschen ganz behaglich; sie waren gutmütig und friedlich, und man konnte sich kaum vorstellen, daß sie unter den Mordbrennerscharen gewesen waren, die Ostpreußen verwüsteten. Fragte man sie, ob sie Grausamkeiten verübt hätten, so antworteten sie natürlich immer: nein! Das Verhältnis zwischen ihnen und ihren deutschen Wächtern war das beste.

Als Dolmetsch fungierte ein Feldwebel aus Riga, ein frischer, geweckter Mensch, der tüchtig kommandierte, wenn's zur Arbeit oder zum Mittagessen ging. Er sprach mit einem eigentümlichen finnischen Akzent.

Schüchtern war er nicht und gab keinen Zoll breit nach, wenn wir mit ihm disputierten. In Riga war alles billiger und besser als in Deutschland, und Rußland hatte keine Schuld an diesem Krieg. „Er steht wie eine Mauer für sein Vaterland", sagte einer der deutschen Wachtposten, denen mannhaft treues Wesen immer gefällt, auch wenn es sich gegen sie selber richtet.

Trockenboden im Heim der russischen Gefangenen in Insterburg.

Die übrigen Gefangenen hatten die übliche Auffassung vom Kriege, daß er schrecklich und für alle Teile verderblich sei. Weshalb man sie gegen Ostpreußen kommandiert hatte, mit dem sie immer gute Nachbarschaft gehalten hatten, war ihnen unerfindlich. Von dem Kriege hatten sie höchstens erfahren, was ihnen mehr oder weniger verlogene Zeitungen berichteten; als Gefangene erfuhren sie gar nichts und waren sehr erstaunt, als ich erzählte, daß kein einziger russischer Soldat mehr auf ostpreußischem Boden stehe, mit Ausnahme von Gefangenen. Sie durften Briefe schreiben und erhielten Antworten, von denen viele in Malmö abgestempelt waren, und auch Geldsendungen.

Sie fürchteten allgemein, daß in Rußland nach dem Kriege Unruhen ausbrechen würden.

Über die Behandlung in der Gefangenschaft konnten sie nur Lobendes sagen. Sie waren gut untergebracht, bekamen genug zu essen, wenn ihnen auch die Brotportionen etwas knapp erschienen, und freuten sich, arbeiten zu können.

Ungefähr dieselbe Stimmung herrschte bei zwei Offizieren, die in einem besonderen Zimmer wohnten. Der eine von ihnen beschäftigte sich mit Erlernung der deutschen Sprache; der andere saß bequem im Bett und rauchte seine Pfeife.

Jegor Andrejewitsch Kuntsejewitsch,
23 Jahre alt, am 10. Februar 1915 bei Stallupönen
gefangengenommen.

Die Gefangenen, die ich in Insterburg zeichnete und zum Teil hier im Bilde vorstelle, stammten aus Wilna, Minsk, Rjasan, Kowno, Mogilew, Orel, Samara, Saratow, Ufa und Perm. Ein paar von ihnen waren Tataren.

Im großen Saal des „Dessauer Hofes" zu Insterburg, wo Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und General Rennenkampf und nach ihnen Feldmarschall von Hindenburg mit seinem Generalstabschef Ludendorff ihre Mahlzeiten eingenommen hatten, saß ich am Abend des 19. März bei dem Etappeninspektor General von H....., zusammen mit etwa

zwanzig Offizieren und dem Oberpräsidenten Ostpreußens, Grafen Batocki. Am folgenden Nachmittag brach ich um 3 Uhr auf in der Absicht, in drei Stunden das Hauptquartier zu erreichen. Es hatte die Nacht über geschneit. Stadt und Land lagen unter einer weißen Decke. Der Himmel war trübe, und schon nach einer Stunde Fahrt setzte Sturm mit Schneegestöber ein. Alles verschwand. Man sah bloß die beiden dunklen Baumreihen der Allee. Wie ein Gespenst tauchte manchmal eine Windmühle auf mit eilig schwingenden Flügeln. Wir kamen durch Nordenburg, wo Hindenburg zweimal sein Armeeoberkommando gehabt hat. Bei Tageslicht ging es noch an. Da sah man noch dreißig Meter weit. Aber dann brachen Dämmerung und Dunkel herein, und man erblickte im Schein der Automobillampe nur das nächste Baumpaar, das die Richtung angab. Ich hatte zwei Automobile. Im ersten saßen Leutnant Israel und ich auf dem Vordersitz, der Chauffeur im Wagen; im andern fuhren zwei Chauffeure mit unserm Gepäck.

Der Schnee fiel in undurchdringlichen Wolken. Das weiße Pulver sauste im Lampenschein vorüber und peitschte einem die Augen, fegte über die Felder und bildete an geeigneten Stellen richtige Dünen und Bergrücken quer über die Straße. Wenn wir mit großer Geschwindigkeit fuhren, wirkte das Automobil als Schneepflug und schob die weiße Masse auseinander, die in Schlagwellen seinen Vordersteven umbrandete und vom Wind in erstickenden Wolken über uns hinweg getrieben wurde. Zuweilen schnitten die Räder so tief ein, daß sich ein Wall vor dem Wagen bildete und dieser nicht darüber hinwegkam. Da ging es denn rückwärts, und die drei Chauffeure mußten das Hindernis mit Spaten aus dem Wege räumen.

Ein paarmal erhielten wir Hilfe von Leuten, die mit Pferden vorüberfuhren. Die Bevölkerung muß laut Verordnung ihre Zugpferde den Kriegsautomobilen zur Verfügung stellen. Einmal war es ein Gutsbesitzer in gedecktem Wagen, dessen Fahrt so unterbrochen wurde. Etwas später, als wir wieder wie festgegossen in einer Wehe steckten, gelang es einem Bauern, auf seinem Schlitten vorüberzukommen und in dem undurchdringlichen Schneegestöber hinter uns zu verschwinden. Er hatte Frauen bei sich und wollte sie natürlich je eher desto lieber aus diesem furchtbaren Wetter nach Hause bringen.

Da mußten wir uns wieder selber helfen und eine Rinne durch den Schnee graben.

Wir hatten jeden Gedanken, heute noch ins Hauptquartier zu kommen, längst aufgegeben. Erreichten wir mit heiler Haut Rastenburg, dann konnten wir froh sein. Von Minute zu Minute nahm der Sturm zu. Die Hindernisse vor uns wuchsen, und hinter uns wuchs der Schnee wieder zusammen. Ich war darauf gefaßt, einzuschneien und im

Ein gefangener Russe probiert neue Stiefel an.

Automobil zu übernachten — ein Abenteuer, das hinterher lustig genug gewesen wäre, das aber jetzt, wo wir mit klammen Händen frierend im Wagen saßen, durchaus nichts Verlockendes hatte.

Endlich erreichten wir den Punkt, wo der Weg nach Osten abschwenkt, und hatten nun den Wind im Rücken. Die Schneemenge war hier geringer, und ohne weitere Behinderung kamen wir nach Rastenburg hinein und verbrachten den Abend mit dem Etappeninspektor der ..ten Armee und seinen Offizieren.

Am folgenden Morgen legten wir in strahlendem Sonnenschein zwischen blendend weißen Schneefeldern den Rest des Wegs zum Hauptquartier zurück. Unterwegs begegnete uns ein gedecktes Automobil, in dem der Feldmarschall mit seinem Adjutanten Major C..... saß; er begab sich nach einem einsamen Wäldchen hinaus, um seine gewöhnliche Vormittagspromenade zu unternehmen. Zum Mittagsmahl kam er pünktlich zurück. Am Tisch des Feldmarschalls bemerkte ich diesmal den Fürsten Hohenlohe, den ich von Sedan her kannte, und am Tisch der Adjutanten den Prinzen Joachim von Preußen, der Rittmeister ist und seinem Rang, nicht seiner Geburt entsprechend behandelt wird. Er ist ein außerordentlich sympathischer und anspruchsloser Mann und nimmt, wie alle Söhne des Kaisers, mit Leib und Seele an dem großen deutschen Verteidigungskriege teil. Alle haben ihn gern wegen seiner kameradschaftlichen Art und seiner großen Pflichttreue, und alle bewundern seine persönliche Tapferkeit. Er hat auch eine Wunde davongetragen, eine Erinnerung an die Kämpfe im Osten, an denen er zur Ehre seines Vaterlandes teilgenommen hat.

Tif Alexejewitsch Pliska, fünfzehnjähriger Freiwilliger. Vater tot, Mutter in Amerika.

Das Gespräch am Mittagstisch war besonders lebhaft und angeregt. Wir sprachen von den Zukunftsaussichten. Keine Unruhe, nur Zuversicht und Siegesgewißheit. Große Perspektiven wurden von weitsehenden Männern aufgerollt. Wir sprachen von Kitchener und seinen Kämpfen gegen den Mahdi und die Derwische von Ägypten und Indien, und von den Gefahren, denen sich die englische Weltmacht ausgesetzt hat, als sie sich gedankenlos in diesen unüber-

sehbaren Krieg stürzte, in dem keine Macht verwundbarer ist als gerade England.

Eine Meldung aus Memel, die dem Feldmarschall bei Tisch überreicht wurde, brachte das Gespräch auf den soeben erfolgten Einfall der Russen in diese Stadt und ihre nächste Umgebung. Noch wußte man nicht mit voller Sicherheit, was der Feind sich vorgenommen hatte. Die Bevölkerung sei über das zugefrorene Kurische Haff nach der Nordspitze der Kurischen Nehrung geflohen, hieß es, und man habe Vorkehrungen zu ihrem Schutz und ihrer Verpflegung getroffen. Deutsche Kriegsschiffe lägen dort draußen, um den Russen den Rückweg abzuschneiden, wenn sie sich an der Küste nach Libau zurückzuziehen beabsichtigten. Das feindliche Heer wurde auf 6000 Mann berechnet und 300 Mann Marinetruppen aus Libau.

Jemafei Markow Amelin vom 212. Romanischen Regiment. Bei Suwalki gefangengenommen.

Deutsche Truppen, besonders Kavallerie, seien unterwegs nach Norden, um die aus Landsturm bestehende Besatzung Memels zu entsetzen. Russische Bauern und Abenteurer seien, so hieß es, den Spuren des Invasionskorps gefolgt, um an der Plünderung teilzunehmen.

Im Lauf des Tages kamen neue Nachrichten. Trotzdem die Russen Memel besetzt hatten, war ein Teil der Zivilbevölkerung zurückgekehrt, um sein Eigentum zu bewachen. Man fragte sich, was die Absicht dieses

ungeordneten, planlosen Einfalls sein könne, dem jede militärische Bedeutung fehlte; denn wenn es den Russen auch geglückt wäre, Memel zu halten, so hätten sie daraus keinen Vorteil ziehen können. Die Besetzung der Stadt hätte nur Truppen gebunden, die immer in Gefahr waren, eingeschlossen und gefangengenommen zu werden. Wahrscheinlich war der Einfall nur ein politischer Schachzug. Die Dampfwalze war während des Winters zurückgegangen, und nun sollte die Eroberung Memels als ein glorreicher Sieg ausposaunt werden und die Stimmung in Petersburg, London und Paris aufbessern. Wie dumm, wie kindisch! Ein paar Monate später mußten die Unternehmer die mißglückte Affäre mit dem Verlust ganz Kurlands und eines Teils des Gouvernements Kowno büßen.

Abends beim Feldmarschall kam wieder die Rede auf Memel, und wir beschlossen, daß ich am nächsten Tag in Begleitung des Hauptmanns von B....., mit Leutnant Israel als Automobilführer, dorthin fahren sollte.

Gefallene Russen bei Althof.

Zwölftes Kapitel.

Wie die Russen in Memel hausten.

Starkes Tauwetter und vereinzelte Regenschauer hatten den frisch gefallenen Schnee beseitigt, als wir am 22. März unsre lange Fahrt antraten. Unser Weg bezeichnete ungefähr die Grenze der russischen Invasion, die jedoch an mehreren Punkten noch etwas weiter westlich lag. Wir fuhren über Gerdauen und Neumühl, wo im Anfang des Krieges gekämpft worden war und Schützengräben und niedergebrannte Häuser noch an die Russen erinnerten. An zerstörten Dörfern, Gehöften und Fabriken vorüber kamen wir nach dem gleichfalls zerstörten Allenburg. Als die Russen von dort abzogen, nahmen sie große Rinderherden mit; die Tiere vermochten aber nicht mit den Truppen gleichen Schritt zu halten und wurden später erschossen auf den Feldern gefunden. Über die aus Schwedens und Preußens gemeinsamer Geschichte bekannte alte Stadt Wehlau ging es nach Taplacken und Skaisgirren, und nachdem wir in vier Stunden 191 Kilometer zurückgelegt hatten, erreichten wir das erinnerungsreiche Tilsit und stiegen im Hotel „Königlicher Hof"

ab. Hier wohnte General P....., den wir in seinem Amtszimmer besuchten. Wir fanden ihn an einem mit Karten bedeckten großen Tisch, umgeben von mehreren Stabsoffizieren. Am Telephon stand der Stabschef Oberst N...., der gerade Befehle erteilte. Unsre Unterhaltung wurde daher oft unterbrochen, denn der General verfolgte aufmerksam alle telephonischen Meldungen, die sofort von seinen Offizieren aufgezeichnet wurden. Es handelte sich um Truppenverschiebungen, Panzerzüge und andre eilige Anordnungen, um dem Angriff der Russen zu begegnen. Man sprach mit Memel, Königsberg, Lyck und dem Hauptquartier, und es war für mich überaus interessant, dieser Arbeit des Stabs beizuwohnen und zu sehen, wie sich die Karten mit blauen und roten Zeichen bedeckten.

Tatar Badesti Khairitjenow.
Gefangener in Insterburg.

Etwas später saßen wir mit General P..... und seinen Offizieren bei Tisch und hörten Näheres über Memel. Tags zuvor, am 21. März, waren die Russen zweimal aus der Stadt vertrieben worden; daher waren ihre Verwüstungen nicht so gefährlich, wie man erst geglaubt hatte. Sie hatten 3000 Zivilpersonen fortführen wollen, wurden aber selbst so schnell vor die Tür gesetzt, daß sie ihren Raub im Stich lassen mußten. Jetzt hatten sie sich nach Russisch-

Krottingen und Polangen zurückgezogen. Von Tauroggen auf der russischen Seite, das die Deutschen vom 18. Februar bis 18. März besetzt, jetzt aber die Russen nach zweitägigem Bombardement wieder genommen hatten, waren am 21. März fünfundsiebzig Schlitten voll Infanterie bis zum Dorf Koadjuhten herangekommen, wie man glaubte, um die Eisenbahn zu zerstören und die Verbindung mit Memel abzuschneiden. Sie hatten sich jedoch damit begnügt, zu plündern, und waren dann wieder umgekehrt. Der russische General, der hier den Deutschen gegenüberstand, hieß Apuchtin und führte das 269. und 270. Regiment, die zusammen eine Brigade der 68. Infanteriedivision bildeten.

Einer war vornübergestürzt und sah wie lebend aus ...

½12 Uhr nachts lief endlich die Nachricht bei uns ein, daß die Feinde Russisch-Krottingen schon wieder geräumt und sich unter beträchtlichen Verlusten nach Polangen an der Küste nördlich von Memel zurückgezogen hätten; 870 Mann seien gefangengenommen worden.

Am andern Morgen fuhren wir von Tilsit nach Norden bis zu dem Dorfe Althof, am Südeingang von Memel. Hier rasteten wir eine Weile und stiegen bei einigen niedergebrannten Häusern aus.

Bleich und blutig, mit offenen Händen, lagen einige siebzig Russen hier auf dem feuchten Felde, einige im Grabenrand zwischen den Alleebäumen, mehrere mit emporgehobenen Armen, als hätten sie sich gerade in dem Augenblick ergeben wollen, als sie die rächende Kugel traf. Einer war vornübergestürzt, ohne daß sein Kopf den Boden berührte, und sah wie lebend aus. Zwischen den russischen Leichen lagen auch einige deutsche. Hauptmann Vogel, der uns von Tilsit aus begleitet hatte, befahl sofort, die gefallenen Deutschen nach dem städtischen Kirchhof

zu schaffen; sie wurden von ihren Kameraden auf einen Karren geladen und weggefahren. Die Russen mußten einstweilen liegenbleiben. Der Krieg ist grausam und hart!

Einige herumstehende Zuschauer erzählten, daß gerade an diesem Platz zwanzig Bürger Memels erschossen worden seien! Als die Russen die Stadt besetzt hatten, stellten sie eine Postenkette um den südlichen Teil, um der Zivilbevölkerung die Möglichkeit zu nehmen, mit den von Süden herannahenden deutschen Truppen in Verbindung zu treten. Nichtsdestoweniger hatten sechzig Personen, die vor der Stadt wohnten,

Die bei Althof gefallenen Deutschen werden zum Kirchhof geschafft.

sich in dieser Richtung auf den Weg nach ihren Wohnungen gemacht. Sie wurden gefangengenommen und zwanzig von ihnen auf dieses Feld bei Althof geschafft. Hier wurden sie in einer Reihe aufgestellt und von einer Abteilung Infanterie erschossen! Dreizehn stürzten tot hin, sieben Schwerverwundete wurden sich selbst überlassen und krochen oder schleppten sich bis zu den nächsten menschlichen Wohnungen, wo sie Hilfe fanden. Acht von den dreizehn Toten wurden von ihren Angehörigen abgeholt, die übrigen fünf waren von einem deutschen Geistlichen in einen Holzschuppen bei Althof geschafft worden, wo sie von denen besichtigt werden konnten, die noch irgendeinen Angehörigen vermißten. Auch ich warf einen Blick auf diese unschuldigen, verblichenen Männer, nur um

mich von der Wahrheit des Berichts zu überzeugen, sie wurde mir später noch von denen bekräftigt, die mit dem Leben davongekommen waren und nun in einem Lazarett verpflegt wurden.

Gerade als wir in Memel einfuhren, verkündeten die Kirchenglocken, daß die acht Erschossenen, die von ihren Angehörigen wiedererkannt worden waren, der ewigen Ruhe übergeben wurden. Auf den Straßen bewegten sich Massen von Menschen, nicht bloß Einwohner der Stadt, sondern auch Landleute aus der Umgegend, die aus Neugier herbeigekommen waren oder um Schutz zu suchen im Falle einer neuen Gefahr. Ich sprach mit ein paar Damen, die weinten und „diese Bande, diese Tiere, diese Barbaren" verfluchten; sie hatten Angehörige verloren. Von Verwüstung und Mordbrennerei merkte man nichts, denn die Russen hatten ihre Absicht nur teilweise ausführen können. Sie waren bloß drei Tage in der Stadt und wurden dann hinausgeworfen. Einige Geschäfte mit Eßwaren und Spirituosen waren ausgeräumt und ein Uhrmacherladen um Vorräte im Wert von 65000 Mark geplündert worden. Dasselbe Schicksal hatte ein Juweliergeschäft getroffen. Zigarren und Zigaretten hatte man sich auch ohne Ausnahme angeeignet.

Dimitrii Grigorjewitsch Aleinikow
vom 105. Orenburgischen Infanterieregiment.
Am 13. Februar 1915 bei Suwalki gefangengenommen.

Wir verschoben eine genauere Untersuchung auf den nächsten Tag und benutzten den Nachmittag zu einer Ausfahrt nach dem eben von den

Russen geräumten Krottingen. Dragoner und Grenadiere bildeten unsre Bewachung. Bei Bajohren überschritten wir die Grenze, die schwarz-weiße, durch Ketten verbundene Pfähle kennzeichneten.

Russisch-Krottingen ist eine hübsch gelegene kleine Stadt, die in Friedenszeiten 4000 Einwohner hat, zum größten Teil Juden. Die meisten Häuser sind aus Holz. Kein einziges Haus war zerstört, kein Laden geplündert, denn der deutschen Armee sind asiatische Gewohnheiten fremd, und sie braucht auch in Kriegszeiten keine Schlagbäume und Ketten, um zu wissen, wo die Grenze ist. Mehrere Juden und ihre Frauen, die uns zögernd, aber höflich empfingen, beschrieben uns das Entsetzen, das sie ausgestanden hatten. Die meisten sprachen Russisch und Deutsch, außerdem Polnisch und den jüdischen Jargon.

Krottingen hat eine lutherische und eine griechisch-katholische Kirche und auch ein Schloß, das einem Grafen Tischkiewitsch gehört, der geflohen war. Es ist in unreinem italienischen Stil gebaut, sein Inneres ziemlich elegant mit prächtigen Möbeln, kostbaren Flügeln, ausgestopften Bären und einem Wintergarten mit einer Grotte. Hier residierte seit gestern abend der Eroberer der Stadt, Oberstleutnant Dorn, mit seinem Stab. Sobald die Deutschen in die Stadt eingedrungen waren, hatten sich die Russen auf den Weg gemacht. Hauptmann Lehnerdt hatte in eigener Person sechsunddreißig Mann gefangen und dazu eine Masse Pferde und zwei Maschinengewehre erbeutet.

Auf der Rückfahrt nach Memel trafen wir eine Abteilung Dragoner mit roten Wimpeln und eine Trainkolonne aus französischen und belgischen Fuhrwerken. Wir kamen gerade recht zum Abendessen im Hotel „Victoria" beim Kommandierenden General, Graf von S....., wo wir auch den Prinzen Joachim fanden, den Grafen Batocki aus Königsberg, einen Rittmeister G....., sowie einen jungen Leutnant, der heute an der Beschießung Polangens vom Meer aus teilgenommen hatte. Schon in Krottingen hatten wir gehört, daß die Straße nach Polangen noch in den Händen der Russen sei.

Leben und Tod, Ernst und Scherz durcheinander, so ist der Krieg. Am Tage die Toten auf blutigem Felde und in den Gräben — am Abend sprühend frohes Leben bei gefüllten Bechern. Bald beklagt man die Heimstätten, in die Kummer und Sorge Einzug hielten — bald

freut man sich mit den Kriegern, die ihr Land befreit haben und der Zukunft munter und zuversichtlich entgegensehen, bereit, auf dieselbe Weise jeden zu behandeln, der töricht genug ist, in feindlicher Absicht über Deutschlands Grenze zu blicken.

Mittwoch den 24. März machten wir nun eine Runde durch die Stadt und erhielten genaue Auskünfte vom Oberbürgermeister, einem Pastor, einigen Ärzten, barmherzigen Schwestern u. a. Memel hat 21000 Einwohner; wenn man die Vororte mitrechnet, 30000. Der russische Angriff geschah zugleich von Norden und von Osten. Die Ver-

General Graf von S.....
(mit der Kartentasche).

teidigungstruppen bestanden bloß aus Landsturm. Mittwoch den 17. März hatte sich der Feind genähert und unter anderm zwei Kanonen auf der Grambowischker Höhe aufgefahren. Die Deutschen zogen sich von ihren vorgeschobenen Stellungen in die unmittelbare Nähe der Stadt zurück. Am Nachmittag desselben Tages und am Donnerstag floh ein großer Teil der Einwohner über das Kurische Haff. Donnerstagabend 7 Uhr drangen die Russen herein. Zuerst Patrouillen, dann größere Abteilungen, aber noch wurde nur eine Weinhandlung geplündert. $^1/_2$10 Uhr fand sich ein Offizier auf dem Rathaus ein, wo sich der Oberbürgermeister aufhielt, und erklärte, er sei der Kommandant der Stadt und verlange, daß die Bevölkerung sich anständig benehme und vor allem

sich nicht unterstände, aus den Häusern zu schießen. Der Bürgermeister sei für alles verantwortlich, was in dieser Hinsicht geschehen würde.

In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag rückten neue Truppen ein und wurden in der Kaserne der Stadt einquartiert. Sie bestanden aus einem Infanterieregiment, einer oder mehreren Sotnien Kosaken und Marinetruppen aus Libau.

Am frühen Morgen wurde der Oberbürgermeister nach der Kaserne geschafft, während die Russen Läden plünderten und Gewalttaten gegen die Bevölkerung verübten. Die Wohnung des Pfarrers wurde durchsucht und er selbst einer Leibesvisitation unterzogen. Man begnügte sich damit, das vorgefundene Geld zu nehmen, rührte aber sonst nichts an. Im Lauf des Tages mußte der Geistliche ausgehen, um den Flüchtlingen, die sich unter seinen Schutz gestellt hatten, Essen zu verschaffen. Er kam dabei einer Postenkette zu nahe, wurde festgenommen und gezwungen, niederzuknien und die Hände hochzuheben, worauf er wieder körperlich untersucht wurde. Man fand bei ihm nichts Verdächtiges, nur einen Schlüsselbund, den man ihm nahm und wegwarf.

Iwan Jewdakimowitsch Popoff
vom 116. Infanterieregiment Malojaroslawsta in Riga.
Am 3. Dezember 1914 bei Darkehmen gefangengenommen.

Am Sonnabend wurden der Oberbürgermeister und andere festgenommene Herren freigelassen. Schon in der Nacht war ein Teil der Besatzungstruppen abgerückt; ungeordnete Soldatenhaufen terrorisierten aber die Stadt noch immer. Offiziere waren nicht zu sehen. Die Zurück-

gebliebenen hatten betrunken zu Hause gelegen und sich erst im Lauf des Tages ernüchtert. Als sie ins Freie kamen, waren sie sehr erstaunt darüber, ihre Kameraden nicht vorzufinden, und fragten nach ihnen. Am Sonntagmorgen waren mehrere dieser Marodeure geflohen, manche aber dageblieben. Der Gottesdienst wurde nicht gestört, und niemand drang in die Kirche ein, trotzdem viele Flüchtlinge dort Schutz gesucht hatten. Ein paar Soldaten hatten sich ins Haus des Pastors begeben und ihn mit dem Bajonett bedroht, sich aber beruhigt, als ihnen Zigarren geboten wurden. Die fünfzig Flüchtlinge, die sich dort befanden, waren nicht verunglimpft worden.

Iwan Michailowitsch Komarow
aus dem Kreis Spassk im Gouvernement Rjasan.
Ende Januar 1915 gefangengenommen.

Am Sonntagmorgen um 9 Uhr hatte die Hauptmacht der Russen Memel verlassen. Die Bevölkerung begann wieder aufzuatmen und bewegte sich in den Straßen ziemlich frei. Um 5 Uhr nachmittags kam aber eine Kosakenpatrouille von einem Offizier und zehn Mann zurück, ritt vor das Rathaus und verlangte die Auslieferung des Oberbürgermeisters. Da er nicht da war, begaben sich die russischen Reiter nach seiner Wohnung. Als er auch dort nicht angetroffen wurde, nahmen sie an seiner Statt den Bürgermeister Pockels und einige andre Magistratsbeamte fest. Die letzteren wurden zu Wagen fortgeschafft; Herr Pockels wurde auf einen Schlitten gelegt, der den Zug beschloß. Aus irgendeinem Anlaß, sei es bei einer schnellen Wendung, sei es mit Absicht,

rollte der Bürgermeister vom Schlitten und blieb auf der Straße liegen, während die Wagen mit den übrigen um die nächste Straßenecke verschwanden. Unglücklicherweise kamen im selben Augenblick einige russische Soldaten vorüber, und einer von ihnen stieß aus reinem Mutwillen Pockels das Bajonett durch den Leib! Als ich ihn drei Tage später im Lazarett besuchte, zeigte sein Gesicht Todesblässe, aber er konnte noch selbst berichten, was ihm widerfahren war. Seine Frau, die neben ihm saß, war in Tränen aufgelöst. Ich weiß zurzeit nicht, ob er lebt; es wäre ein Wunder, denn er war buchstäblich auf das Bajonett gespießt worden.

Ungefähr gleichzeitig waren 300 Soldaten unter Anführung von Offizieren in das Haus des Oberbürgermeisters eingedrungen und hatten abermals seine Auslieferung verlangt. Gegen $^1/_2$6 Uhr waren weitere 2000 Russen von Norden her in die Stadt eingerückt, hatten die Straßen gefüllt, waren in die Häuser eingebrochen und hatten einen großen Teil der Bevölkerung nach der Kaserne geschafft. Die Absicht war gewesen, die Unglücklichen fortzuschleppen. Das kam aber nicht zur Ausführung; denn im Lauf des Abends rückten die Deutschen von Süden heran. Unter dauerndem Straßenkampf wurden die Eindringlinge durch die Stadt getrieben. Gegen 9 Uhr waren sie verjagt, nur die Toten lagen in ihrem Blut. Dem Kampflärm folgten donnernde Hurrarufe auf die einziehenden deutschen Truppen. Vor dem Denkmal Kaiser Wilhelms I. wurde ihnen von der Volksmasse gehuldigt.

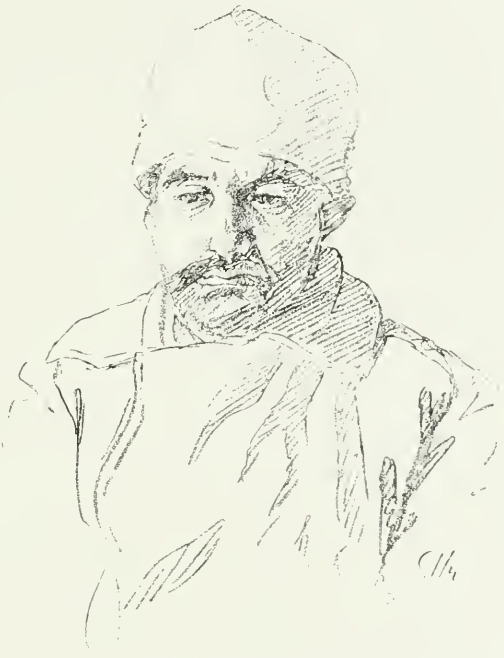
Infolge der Kürze ihrer Besuche kamen die Russen nicht dazu, hier in Memel so viel Greuel zu begehen wie sonst in Ostpreußen. Graf Batocki zählte einige hundert Fälle von Gewalttaten und ebensoviel in den Dörfern der Umgegend. Der Superintendent war der erste, der einen kurzen Rundgang durch die Stadt unternahm; er fand vier Leichen von Zivilpersonen. Von den Geistlichen war keiner geflüchtet.

In den Lazaretten sprach ich mit mehreren Opfern. Ein Mann namens Einars hatte auf der Straße gestanden, als die russischen Reiter einrückten. Ein Kosak versetzte ihm im Vorüberreiten einen Säbelhieb, ein anderer schlug ihn mit dem Gewehrkolben. Er stürzte hin und stellte sich tot. Nun lag er im Lazarett und befand sich auf dem Wege der Besserung.

Ein zwölfjähriger Junge, Sessig, sehr bleich und mitgenommen, hatte eine Schußwunde bekommen, und seine Gehirnschale war eingeschlagen;

trotzdem war er mit dem Leben davongekommen und konnte erzählen, daß die Gewalttat bei ihm zu Hause geschehen und daß er im Schreck unter ein Bett gekrochen sei, während Kosaken seinen Vater mißhandelten.

Ein dreiundsechzigjähriger Mann, Hubert, Wächter in einem Holzwarenlager, war auch beim Einzug der Russen dabei gewesen. Sie waren in ein Haus eingebrochen, hatten die Telephone zertrümmert und dann den Mann 7 Kilometer weit bis zur Kaserne vor sich hergetrieben. Unterwegs war er vor Mattigkeit hingefallen, mit Kolbenschlägen aber wieder weitergehetzt worden. Auf dem Kasernenhof fiel er wieder hin, worauf eine neue Mißhandlung erfolgte. Dann sperrte man ihn ein, ließ ihn aber bald wieder frei.



Tatar Sabirjan Ridonan.
Im Februar 1915 bei Suwalki gefangengenommen.

Moser, ein Vierzigjähriger, war mit etwa hundert andern in die Kaserne getrieben, dann aber wieder freigelassen worden; aber als er herauskam, erhielt er, weswegen wußte er nicht, einen Schuß in den rechten Arm und wurde außerdem mit Gewehrkolben und Bajonetten mißhandelt. Er war von Zivilpersonen in üblem Zustand in ein Lazarett getragen worden.

Der zweiundsechzigjährige Babies war einer von den zwanzig bei Althof gewesen und wurde nun im Lazarett behandelt. Er erzählte, die zum Tode Verurteilten hätten geweint und um Schonung gebeten. Sechzehn Russen hätten auf sie geschossen. Er selber war an der Schulter schwer verwundet.

Ein fünfundvierzig Jahre altes Fräulein Karklinat und ein achtzigjähriger Greis waren erschossen worden, als sie die Post zwischen Memel und Laugallen besorgten.

Gertrud Puttnins, ein zehnjähriges Mädchen, wollte, als die Russen kamen, erschreckt von der Straße nach Hause flüchten und war dabei von einem Schurken niedergeknallt worden. Ihre Eltern waren bei ihr im Lazarett, als ich dorthin kam.

Der fünfundsechzigjährige Valentin Rozal hatte sich gleichfalls auf der Straße befunden, als die Kosaken anfingen, die Oberleitungen der elektrischen Bahn herunterzureißen. Auf die Aufforderung „pascholl!", „fort!", war der Alte fortgeeilt, hatte aber nichtsdestoweniger einen Schuß in den linken Arm bekommen. Der Arm war so böse zersplittert, daß er hatte amputiert werden müssen. Ein anderer Mann, Kristen Lampsat, einunddreißig Jahre alt, war unter ähnlichen Umständen ins rechte Bein geschossen worden. Der neunundvierzigjährige Hoffmann gehörte wie Babies zu den zum Tode Verurteilten von Althof; er hatte drei Schüsse in die Hüfte und in die Hand erhalten.

Im Lazarett lag auch der sechsundfünfzigjährige Zimmermann Lippke, der folgendes erzählte: Dreimal waren wilde Soldatenhaufen in sein Heim eingedrungen und hatten geplündert. Schließlich hatte eine Schar, einer nach dem andern, seine einundzwanzigjährige Tochter vergewaltigt und ihre Eltern gezwungen, zuzusehen! Diese hatten einen solchen Anblick nicht ertragen können. Die Mutter hatte Arsenik genommen und war gestorben. Der Vater hatte sich die Pulsadern am Handgelenk aufgeschnitten. Er war dem Leben erhalten geblieben, aber von Kummer gebrochen und umnachtet. Das Mädchen war an der Mißhandlung gestorben.

Ich habe nur solche Fälle angeführt, die ich selber nachprüfen konnte. Die Mißhandelten, die ich hier erwähnt habe, lagen im städtischen Krankenhaus unter der Pflege Dr. Geßners und in der Kreisheilanstalt unter der Aufsicht von Dr. Hurwitz.

Ich habe schon meiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß man sich in „neutralen" Ländern nicht bemüht hat, den Akten über die ostpreußischen Greuel dieselbe Verbreitung zu geben wie den mehr als zweifelhaften Ententebroschüren über Belgien, die Gott weiß auf wessen

Betreiben überall, auch in Schweden, verteilt werden. Trotzdem ein Forscher wie Professor Joseph Bédier von deutscher Seite Punkt für Punkt widerlegt worden ist, und auch ein hervorragender schwedischer Historiker ihn seiner Wissenschaftlichkeit entkleidet hat, wird er auf der andern Seite dennoch zu den unangreifbaren Zeugen gerechnet — vermutlich im Namen der heiligen Neutralität! Weshalb werden überhaupt in neutralen Ländern solche Schriften veröffentlicht? Glaubt jemand, daß es ausschließlich aus Zorn über Verbrechen geschieht, an deren Wahrheit man nicht zweifelt? Nein, durchaus nicht. Denn handelte der Herausgeber nur im Namen der Wahrheit und des Rechtes, dann würde er wohl auch das Bedürfnis haben, in derselben Ausdehnung die in Ostpreußen begangenen Verbrechen der öffentlichen Meinung vorzulegen. Davor aber hütet man sich wohlweislich, da die ganze Geschäftigkeit politische, nicht sittliche Gründe hat. Ein Bericht über die Verwüstungen und Gewalttaten, die die Kosaken in Ostpreußen begangen haben, würde ja den kindlichen Glauben an Rußlands hohe Kultur ins Wanken bringen, und Rußland braucht, wie wir wissen, jede Unterstützung, die es bekommen kann. Daher das ewige Ausgraben und Wiederholen unbewiesener deutscher Grausamkeiten. Es ist eigentümlich, daß man seine Schwäche nicht merkt! Der Starke, der siegt, braucht solche Mittel nicht. Er erringt durch seine Taten die Bewunderung der Welt und kann es verachten, mit leeren Worten um ihr Mitleid zu werben. —

Um 4 Uhr nachmittags brachen wir von Memel wieder auf. Auf einer Straße beseitigten russische Gefangene den Schneeschmutz; die Bürger betrachteten sie mit gemischten Gefühlen, aber niemand belästigte sie, und kein Schimpfwort wurde gegen diese Männer ausgestoßen, die im ersten Akt Räuber gewesen waren.

Bei Althof war eine andere Schar von Gefangenen damit beschäftigt, ihren gefallenen Kameraden ein Massengrab zu schaufeln. Bleich und starr, mit blutigen Stirnen, lagen die Gefallenen aufeinander, die entblößten Köpfe alle nach einer Seite gerichtet. Sie schliefen den langen schweren Todesschlaf und sollten nun ohne Priester, unbeweint, der fremden Erde übergeben werden, die sie als Straßenräuber und Frauenschänder betreten hatten. Auch sie waren Opfer dieses unheimlichen Krieges, in dem sie nichts gewinnen konnten, viel-

mehr alles verloren hatten. Die die Verantwortung dafür tragen, sitzen in Petersburg an grünen Tischen in prächtigen Sälen, von deren Wänden die Bildnisse Zar Peters und seiner Nachfolger auf sie herabsehen. Aber auch für sie wird einmal die Stunde der Vergeltung schlagen!

Man hatte uns geraten, die Waffen bereitzuhalten, denn in der Dunkelheit könnten sich russische Patrouillen bis an die Landstraße heranwagen. Die Fahrt verlief jedoch ruhig, und vergebens warfen wir von Zeit zu Zeit spähende Blicke nach dem Wald im Westen.

Abends waren wir in Tilsit und brachten die Nacht im „Königlichen Hof" zu. Er hatte früher „Hôtel de Russie" geheißen. Als die Russen kamen und erfuhren, daß der Name geändert worden war, befahlen sie, den Namen „Hôtel de Russie" wieder anzubringen; Ungehorsam werde mit Todesstrafe geahndet. Nun standen sie abermals nur 20 Kilometer von Tilsit entfernt, um Laugszargen an der Grenze wurde gekämpft, und das Hotel hieß wieder „Königlicher Hof".

Am 30. Dezember 1912 war Rennenkampf in Tilsit gewesen, um der Erinnerungsfeier an die Konvention von Tauroggen beizuwohnen, die vor hundert Jahren zwischen dem preußischen General Yorck und dem russischen General Diebitsch geschlossen und durch die das preußische Heer für neutral erklärt worden war; 1912 hatte man ein Yorck-Denkmal dort errichtet. Jetzt, 1915, kämpften Preußen und Russen um Tauroggen, das schließlich von den Deutschen erobert und zur Strafe für den Einfall in Memel zusammengeschossen wurde.

Während des jetzigen Krieges waren die Russen kurze Zeit Herren von Tilsit. Am 12. September 1914 mußten sie es nach Straßenkämpfen wieder räumen, und am 13. wurden sie nördlich der Stadt zurückgeschlagen. Sie verloren über 4000 Gefangene, darunter einen General, sowie Maschinengewehre und Kanonen.

Ehe die Russen Tilsit eroberten, hatten die militärische und die Zivilbehörde der Stadt darüber beraten, ob nicht die prächtigen Brücken über den Memel und seine Nebenflüsse zerstört werden sollten. Oberbürgermeister Pohl trat für ihre Erhaltung ein, und man schob die Sprengung so lange hinaus, bis es zu spät war. Die russische Heeresleitung war höchst erstaunt, sie wohlbehalten vorzufinden, und stellte

Bleich und starr, mit blutigen Stirnen, lagen die Gefallenen aufeinander ....

durch Fragen fest, daß die deutsche Militärbehörde wohl die Absicht gehabt habe, die Brücken zu sprengen, das aber aus irgendeinem Grunde unterlassen habe. Nun ging den Russen ein Licht auf: hatte der Feind die Brücken nicht gesprengt, so wollte er daraus Vorteile ziehen; also ging man dieser Vorteile verlustig, wenn man sie zerstörte. Deshalb blieben diese Brücken auch jetzt verschont — wohl die einzigen Brücken in dem vom Feind besetzten Teil Ostpreußens, die nicht in die Luft flogen.

Oberbürgermeister Pohl gab in der Russenzeit manchen Beweis von Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Telephonisch stand er insgeheim die ganze Zeit mit der deutschen Militäroberleitung in Verbindung, saß selbst am Hörer und wäre erschossen worden, wenn man ihn ertappt hätte. Er riet der Zivilbevölkerung, zu bleiben und sich ganz ruhig und passiv zu verhalten. Alles vertraute ihm blind und gehorchte. Der Schulunterricht ging unter dem Donner der Kanonen vor sich, und der Sedantag wurde von den Schulkindern wie von den Bürgern gefeiert. Der russische Kommandant war auch in der Tat ein humaner, wohlwollender Mann, der die Nagaika auf den Rücken seiner Soldaten tanzen ließ, wenn sie die Bürger belästigten.

In der kleinen Stadt Ragnit vor Tilsit befand sich ein Lager von mehreren tausend deutschen Uniformen. Die Ortsbehörden wollten sie verbrennen, als die Russen in die Nähe der Stadt kamen. Oberbürgermeister Pohl aber ließ die Uniformen auf einen Kahn schaffen, der ohne Führung mit der Strömung den Memel hinunterschwamm. Die Tilsiter Brücke war von russischen Posten bewacht; aber diese müssen geschlafen haben, denn der Kahn glitt sacht unter der Brücke durch und wurde wohlbehalten in Königsberg aufgefischt.

Tilsit hatte also verhältnismäßig wenig in den drei Russenwochen zu leiden, was auch daraus hervorgeht, daß seine Bürger auf eine der deutschen Staatsanleihen 7½ Millionen Mark zeichnen konnten. In Begleitung des Oberbürgermeisters besichtigte ich einige historische Sehenswürdigkeiten der Stadt. Im Hause Ballgarden wohnte 1807 Napoleon einige Tage. Ich sah auch das Zimmer der Königin Luise, das auf Eichstaedts bekanntem Gemälde verewigt ist. Eine Gedenktafel am Hause verkündet: „Hier wohnten König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise während des Friedensschlusses 1807.“ In dem Hause Nr. 24 der Deutschen

Straße hatte Napoleon eine Woche lang sein Quartier aufgeschlagen und dem König und der Königin ein Diner gegeben; in Nr. 21 hatte Kaiser Alexander seine Wohnung gehabt. Auch bei Tilsit, wie an so vielen Orten weiter südlich, gibt es eine Schwedenschanze aus der Zeit des Großen Kurfürsten.

Der Oberbürgermeister führte mich weiterhin durch das Siechen- und Armenhaus. In der Volksschule sangen die Kinder für mich „Die Wacht am Rhein" mit ihrem stolzen „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein" und einen neukomponierten Hindenburg-Marsch mit folgendem lustigen Text:

Das war der Herr von Hindenburg,
Der sprach: „Mit Gott zur Tat!
Nun, Jungens, werft die Russen raus
Aus unserm Preußenstaat!"
Raus da, raus da, raus da aus dem Haus da,
Kein Preuße läßt euch durch!
Es knallt und knallt und schallt und schallt:
„Hurra für Hindenburg!"

Vom Narew kam mit großem Troß
Die Russenkumpanei,
Da zielte Herr von Hindenburg
Und zielte nicht vorbei:
Raus da, raus da, raus da aus dem Haus da,
Und macht euch schleunigst fort,
Mit Rumpf und Stumpf in See und Sumpf,
Der Rest nach Petragord!

Er ritt landauf, landab im Trab,
Kein Russe kam vorbei,
Und als er stieg vom Gaul herab,
Da war Ostpreußen frei:
Raus da, raus da, raus da aus dem Haus da!
Schallt's froh durchs Land hindurch.
Und durch ganz Deutschland schallt's und hallt's
Hurra für Hindenburg!

Das Krematorium mit seinen unvergeßlich schönen Kunstwerken war Schrapnellfeuer ausgesetzt gewesen. Die Dragonerkaserne, in der das 1. Dragonerregiment Prinz Albrecht von Preußen seit 1717 sein Heim aufgeschlagen hat, war von den Russen als Quartier benutzt worden.

Auf dem Rathaus wurde mir schließlich ein festlicher Empfang zuteil, und ich zeichnete meinen Namen in ein dort aufliegendes großes Buch ein. Nicht weit vom Rathaus stand noch seit dem Herbst 1914 eine mächtige Brustwehr aus Papierballen; etwas weiter entfernt erinnerten Brandstätten an die gewaltigen Holzhöfe, die von Granaten in Brand geschossen worden waren.

Nach einem lukullischen Mittagsmahl beim Oberbürgermeister fuhren wir in Schneeschmutz, Platzregen und Sturm nach Königsberg und erschienen nach einer Fahrt von 120 Kilometern platschnaß vor dem Oberpräsidenten Grafen Batocki. Tags darauf ging die Fahrt über Preußisch-Eylau mit seinem denkwürdigen Schlachtfeld ins Hauptquartier zurück, und wir kamen gerade zum Abendessen bei Hindenburg an, dem ich über die Eindrücke berichten mußte, die ich in dem heimgesuchten Memel erhalten hatte.

Fütterung erbeuteter ruſſiſcher Pferde.

Dreizehntes Kapitel.

Biographiſches Intermezzo.

Nach meiner Rückkehr von Memel lag ich vier Tage fieberkrank im Bett. Glücklicherweiſe, hätte ich bald geſagt, hatte auch B..... ſich überanſtrengt und mußte zu Hauſe bleiben. So lagen wir denn wie ein paar Invaliden in unſern Zimmern im Hauptquartier, gut gepflegt von dem unvergleichlichen Schulz und dem liebenswürdigen Stabsarzt Dr. Hornung.

Die Zeit wurde uns nicht lang. Durch ſeinen Adjutanten Major T..... ließ ſich der Feldmarſchall mehrmals nach unſerm Befinden erkundigen. General M....., ein Onkel B.....s, verkürzte uns einige Stunden und lud mich zum Beſuch des ſeither berühmt gewordenen Beskidenkorps ein, das er nun befehligen ſollte — eine Einladung, der ich leider nicht Folge leiſten konnte. Der Kommandant Major B..., unſre Nachbarn F..... und von T..... und unſer Automobilführer nach Suwalki und Oſtpreußen, Leutnant Iſrael, gehörten zu unſern täglichen Gäſten.

Zwischendurch deklamierte B..... ganze Bände Goethe und sang ein Lied nach dem andern. Eines Abends bat er mich, ihm mein ganzes Leben zu erzählen! Ich begann um 7 Uhr und legte die fünf Dezennien in ebensoviel Stunden zurück! Punkt 12 Uhr war mein Bericht beendet, und niemals habe ich einen dankbareren und aufmerksameren Zuhörer gehabt. Nun drückte B..... auf den Knopf der elektrischen Klingel, und herein trat unser Freund Schulz und klappte die Hacken zusammen.

„Schulz!"

„Jawoll, Herr Hauptmann!"

„Wissen Sie, wer der Mann ist, der dort sitzt?"

„Jawoll, Herr Hauptmann!"

„Nein! Aber ich werde es Ihnen erzählen!" und damit begann B..... fast Wort für Wort meine Lebensgeschichte zu wiederholen, die eben fünf Stunden in Anspruch genommen hatte! Schulz stand wie ein angezündetes Licht und hörte zu. Als der Erzähler auf Balachany kam und hinzufügte, das sei ein Platz am Kaspischen Meer, wo man Petroleum aus der Erde pumpe, wiederholte er den Namen mit erhobener Stimme: „Balachany, verstehen Sie, Schulz? Balachany!" Als er bis Ispahan gekommen war, richtete er plötzlich an Schulz die Frage:

„Nun, wie heißt der Ort am Kaspischen Meer, wo Petroleum gewonnen wird?"

„Das habe ich vergessen, Herr Hauptmann!"

„Balachany, merken Sie sich das, Balachany."

„Balekallekani, Herr Hauptmann."

Ich war nahe daran, vor Lachen zu sterben. Mein Freund aber war ernst wie ein Pastor beim Begräbnis, Schulz entzückt, verwirrt und erstaunt zugleich. Schließlich machte B..... eine Pause und sagte: „Sie haben einen Fleck auf dem Rock, Schulz, der muß morgen weg sein."

„Jawoll, Herr Hauptmann."

„Und wenn Sie alt werden, sollen Sie diese Geschichte hier im Winter am Ofen Ihren Kindeskindern erzählen, aber dann sagen Sie natürlich..." und dann stellte er die ganze Erzählung auf den Kopf

und machte Schulz' Akzent nach, wie er wahrscheinlich seinen Nachkommen die drolligsten Räubergeschichten auftischen würde.

„Das war in dem großen Kriegsjahr 1915. Aber eines schönen Tages werden Sie wohl auch nach Tibet reisen. Bitte bringen Sie mir da einen Pelz, einen Lamapelz mit."

Schulz. Hauptmann von B..... Graf Medem.

„Jawoll, Herr Hauptmann."

„Ja sehen Sie mal, Schulz, wenn Sie allein sein wollen, so reisen Sie nach Tibet. Sie haben gehört, was der Dichter sagt:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein:
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

„Jawoll, Herr Hauptmann."

Es ist eine wahre Erholung, sich einmal auszulachen. Es geschieht nicht allzu oft. Der Krieg ist eine wunderliche Mischung von Kummer und Freude, von Ernst und Scherz.

Aber nun mußte auch B..... erzählen, und er schilderte mir in eindringlicher Darstellung seine Kriegserlebnisse. Er sprach von Tannenberg, wo die Russen 180000 Mann von der Narewarmee verloren, von der Schlacht bei den Masurischen Seen, wo 40000 Gefangene gemacht wurden, von den Kämpfen in Süd- und Westpolen, wo Hindenburg die Provinz Posen gegen eine erdrückende Übermacht vor einer Invasion bewahrte und mit seinen glänzenden, elastischen Operationen die zweite große Krise der Zentralmächte an der Ostfront überwand; von dem zweiten Einfall der Russen in Ostpreußen; von Mackensens, Scheffers und Litzmanns Taten und von der gewaltigen Umfassung zwischen dem 8. und 19. Februar, die unter dem Namen „Winterschlacht in Masuren" weltberühmt wurde und die ganze Armee des Generals von Sievers, 200000 Mann, vernichtete. Damit waren wir bis zur Gegenwart gekommen; was später folgte, sollte ich teilweise selbst mit erleben.

Und B..... erzählte mit einer wunderbar gedämpften Glut von den ersten Kriegstagen. Krieg! Weltkrieg! Vor ihm lag Großjustin mit seinen Wiesen und Parkanlagen. Alles war wie zuvor, und doch verändert. Etwas Neues, Ungeahntes war ins Land gedrungen. Ein Schatten schlich sich über Wald und Felder. Gehört dies Gut noch mir oder einem andern? Wie lange werde ich hier noch mit Weib und Kind sitzen? Da lag das Dorf im Abendsonnenschein, und Männer eilten über Straßen und Wege. Wohin? Zu Sieg oder Niederlage, in Gefangenschaft oder in Grabesruh in fremdem Land? Ist es Wirklichkeit oder ein böser Traum? Droht dem Reiche ein großes nationales Unglück, unsern Nachkommen Knechtschaft? Drohen Blut, Tränen und Jammer? Kann diese Prüfung nicht von uns abgewendet werden, oder bedeutet es Siegesbotschaft und dröhnende Triumphmärsche durchs Brandenburger Tor? Es ist Morgen. Neue Nachrichten treffen ein. Alles ist wie zuvor. Es ist kein Traum. Es ist tiefster Ernst. Tausende von Schwertern sind aus den Scheiden, Millionen von Gewehren werden geputzt, schwere Munitionszüge rollen nach den Grenzen. Es ist der

blutigste Ernst, der je über Deutschland hereingebrochen ist. Es trifft alle gleich, reich und arm, jung und alt. Es gilt Freiheit und Zukunft und das Bestehen des Vaterlandes!

An allen Mauern hängen rote Anschläge, von eifrig lesenden Männern belagert. Alle eilen in die Lokale, wo man über die Stellungsorte, über Züge und Verordnungen Bescheid bekommt. Es gibt kein Zögern, keine Furcht. Ernst sind die Soldaten, aber blumengeschmückt, und auf ihrem Weg zum Bahnhof singen sie:

Was nützet mir ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn
Und pflücken all' die Röslein ab,
Daran ich meine
So ganz alleine,
Daran ich meine Freude hab'.

Was nützet mir ein schönes Mädchen,
Wenn andre mit spazieren gehn
Und küssen ihr die Schönheit ab,
Daran ich meine
So ganz alleine,
Daran ich meine Freude hab'.

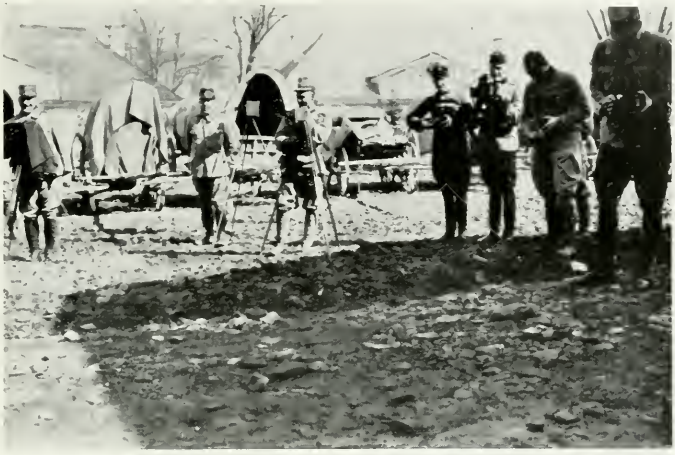
In dem alten Restaurant in Kolberg saß an langen Tischen das Offizierkorps des ..ten Regiments mit seinen Damen, kriegsgetraute junge Frauen, alle beseelt von dem einen Gedanken und demselben Ziel, Deutschlands Sieg, und alle froh und opferwillig vor dieser Trennung, die für die meisten eine Trennung fürs Leben war. Da trat der Landrat mit seinem Assessor herein. Patriotische Grüße wurden gewechselt; der Landrat sprach auf das Regiment und seine Fahnen, auf Sieg und siegreiche Heimkehr; der Regimentschef antwortete und schwur, jeder Mann werde seine Pflicht tun und mit Gottes Hilfe siegen.

Aber die Stunde des Aufbruchs schlug. Die Artillerie fuhr ab, die Kavallerie folgte mit prächtigen, gut gepflegten Pferden und geputztem, festem Riemenzeug, alles glänzend blank und neu, die feldgrauen Uniformen sauber und ohne Flecke. Mit wehenden Fahnen und klingender Musik marschierte das ..te Regiment von der Goltz durch dichte Scharen von Zuschauern bis zum Zug. Ein letztes Lebewohl. Ein Veteran von 1870 sagte: „Mein Gott, was mag hiervon wiederkehren!" Er

wußte es — er war dabei gewesen, das Schlachtfeld von Gravelotte aufzuräumen, wo sein eigenes Regiment in weniger als einer Stunde beim Vorrücken gegen die Ferme Moscou 16 Offiziere und 288 Mann verloren hatte.

Eines Abends, als die erste Augustwoche zu Ende gegangen war, wanderte B..... mit seiner Frau über die Wiesen. Da kam ein Mädchen gesprungen und rief schon von weitem: „Kommen Sie schnell ans Telephon. Wir bekommen Einquartierung.“ In der Tat meldete der Kommandeur des Landsturmbataillons Naugard, daß in zwei Stunden eine Landsturmkompagnie in Großjustin Quartier nehmen werde; und sie kamen, 150 Mann stark. Um Mitternacht überbrachte ein Reiter die Order, die Kompagnie solle den ganzen Krieg über auf dem Gute bleiben. Sie hatte die Küstenbewachung in diesem Teil Pommerns zu besorgen, sollte beobachten, was zur See vor sich ging, und eventuell russische oder englische Landung verhindern.

Das Landratsamt galt als unentbehrlich während der Kriegszeit. An Urlaub für B..... war daher nicht zu denken. Aber er wollte unbedingt an die Front, und da er in allen Instanzen abgewiesen wurde, nahm er als Landrat seinen Abschied. Als er diesen Schritt tat, wußte er noch nichts davon, daß sein Schwiegervater die Schlacht bei Tannenberg gewonnen und den Namen Hindenburg mit ewigem Glanz umgeben hatte.



Im Kreuzfeuer einer Batterie Amateurphotographen in Ropa.

Vierzehntes Kapitel.

Bei der österreichisch-ungarischen Armee.

Am letzten März sollte ich in das österreichisch-ungarische Hauptquartier fahren. Hier im Norden waren bedeutendere Kriegsereignisse zunächst nicht zu erwarten, und ich wollte etwas von der Karpathenfront sehen.

Ich dankte herzlich für all die Gastfreundschaft, die mir vom Feldmarschall, seinem Stab und nicht zum wenigsten von seinem Schwiegersohn erwiesen worden war. Abends ging mein Zug nach Breslau, wo an allen Häusern die Fahnen der verbündeten Staaten zu Ehren des Tages wehten, da Bismarck, der Schöpfer der deutschen Einheit, vor hundert Jahren seinem Volke geboren wurde. Weiter ging die Fahrt über Oppeln nach Ratibor. Der ostpreußische Winter war dem Frühjahrswetter gewichen, und kein Streifen Schnee war mehr zu sehen.

Abends 7 Uhr war ich in T..... und fuhr in einem Kriegsautomobil zum Hotel. Es galt schnell zu handeln. Ich eilte also in das Haus des Generalstabs und wurde dort von Generalmajor von Hoen

mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit aufgenommen. Er brachte mich zum Chef des Stellvertretenden Generalstabs, Feldmarschalleutnant Hoefer von Feldsturm, und dann kam die Botschaft, der Chef des Generalstabs, General der Infanterie Freiherr Conrad von Hötzendorf, erwarte mich in seinem Arbeitszimmer.

Einfach und ungekünstelt, anspruchslos und freundlich empfing er mich und hieß mich herzlich willkommen. Er ist klein von Gestalt, hat weißes, aufwärtsstehendes Haar und weißen, gepflegten Schnurrbart, helle, freundliche Augen, eine scharfgeschnittene Nase und eine hohe Stirn, deren tiefe Furchen den Denker verraten. Die vornehmen Gesichtszüge sind ruhig, sein Auftreten männlich. Mitten in all seiner drängenden Arbeit findet Freiherr von Conrad immer Gelegenheit, sich um das Wohl der Soldaten zu kümmern, und er vergißt nie, täglich seiner Frau und seinen Kindern zu schreiben und sie über den Verlust des einen Sohnes und Bruders, der im Krieg gefallen ist, zu trösten. Vor allem aber sehe ich doch den General mit dem eisernen Willen vor mir stehen. Eine schwere Bürde hat er getragen, aber seine Kräfte haben zur Ehre und zum Glück seines Vaterlandes nie versagt.

Wir begaben uns zur „Menage" des Generalstabschefs. Ein ganz kleiner Speisesaal. Drei Wände schmücken Porträts des Kaisers Franz Joseph, des Königs Gustav Adolf und Melanchthons, die vierte eine Statuette Luthers. Unter den Anwesenden bemerkte ich Generalmajor Kaltenborn, den Chef des Direktionsbureaus, Generalmajor Metzger, den Chef des Operationsbureaus, zu dem auch Oberstleutnant Christophori gehörte, Generalmajor von Hoen, der das Pressequartier unter sich hatte, weiterhin Oberstleutnant Slameczka, den Flügeladjutanten beim Chef des Generalstabs Oberstleutnant Kundmann, Konteradmiral von Raisp, der im Hauptquartier die Marine vertrat, Leutnant Freiherrn Edwin von Conrad, einen Sohn des Generals, und den Linienschiffsleutnant Grafen Emerich Thun von Hohenstein, der einer meiner besten Freunde an der österreichisch-ungarischen Front wurde; sowie endlich drei deutsche Generalstabsoffiziere, Generalmajor Cramon, Verbindungsoffizier bei den Österreichern, Oberstleutnant Graf von Kageneck, Militärattaché in Wien, und Major von Fleck. Ich traf diese Herren später oft beim General Conrad. Muntere, unvergeßliche Erinnerungen sind mit all diesen Namen

Conrad von Hötzendorf
Gen. Oberst

verknüpft. Zu den Stammgästen gehörten später auch Oberst von Hranilović und der Porträtmaler Hauptmann Brüch. Man kann sich nicht leicht eine ausgesuchtere Gesellschaft hervorragender Männer denken und eine glücklichere Stimmung, als sie an diesem Tische herrschte.

Am folgenden Tag stattete ich dem höchsten Befehlshaber der österreichisch-ungarischen Armee im Felde, dem Feldmarschall Erzherzog Friedrich, in seinem schönen Schlosse in T..... meinen Besuch ab. Er fragte nach meiner Fahrt und meinen Plänen, gab der Hoffnung Ausdruck, daß es mir an seiner langen, bergigen Front gefallen möge, und brachte auch das Gespräch auf Schweden, wo er zuletzt beim Begräbnis König Oskars gewesen war. Darauf machte ich meine Aufwartung beim Erzherzog Karl Franz Joseph, dem jungen, schönen, fröhlichen, offenherzigen Erben dieser großen heterogenen Monarchie, seitdem zwei Thronfolger eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Erzherzog Karl weilt ständig zu Besuch bei den verschiedenen Truppen an der Front, wo er sehr beliebt ist. Der junge Fürst unterhält sich mit den Soldaten in ihrer Muttersprache, denn er versteht alle elf Sprachen der Monarchie! Er ist unendlich sympathisch und anspruchslos in seinem Auftreten. 12 Uhr war Gabelfrühstück beim Feldmarschall, an dem der Thronfolger, der Sohn des Wirts, der junge, intelligente Erzherzog Albrecht, der frühere Gesandte Graf Thurn, die Flügeladjutanten Oberst Baron Mor und Oberstleutnant von Lory und viele andre Herren teilnahmen.

T..... ist eine Stadt von 26000 Einwohnern. Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Polen und einer Mischung von Polen und Tschechen, genannt Wasserpolacken, die eine Mischsprache sprechen, in der jedoch das Polnische überwiegt. Außerdem gibt es in diesem Teil Österreich-Schlesiens ein starkes deutsches Element. Die sonst üblichen Streitigkeiten zwischen Deutschen und Polen sind während des Kriegs eingeschlafen. Im großen und ganzen hat der Krieg die verschiedenen Bestandteile der Monarchie zu einem Ganzen zusammengeschweißt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist geweckt worden. Die kleinen Völker, die einzeln für sich nicht viel bedeuten würden, fühlen, daß sie unter der gemeinsamen Kaiserkrone Sicherheit und Einfluß gewinnen. Vor allem steht das große, tapfere ungarische Volk in diesem Kampf, der nicht zum wenigsten seine eigene Freiheit bedrohte, treu an der Seite Österreichs.

In freundlicher Erinnerung
an das Kriegsjahr 1914–15
Erzherzog Friedrich
Armee-Oberkommandant

Soldaten von elf Nationen kämpfen Seite an Seite für ein gemeinsames Ziel.

Unter Führung des Grafen Ernst von Hoyos sollte ich nun Erzherzog Joseph Ferdinand, den Chef der ..ten Armee, besuchen. Am 3. April brachen wir im Automobil nach Okocim in Galizien auf, wo der Erzherzog im Schloß eines reichen Brauers, namens Goetz, sein Quartier hatte. In demselben Schloß hatte auch der russisch-bulgarische General Radko Dimitriew sein Hauptquartier gehabt. Bei ihrem Aufbruch nahmen die Russen nur Bettzeug, Decken und Jagdgewehre mit. Im übrigen blieb diese Gegend von Verwüstung und Plünderung verschont. In der Brauerei aber gossen die Moskowiter 45 000 Hektoliter Bier auf die Straße, damit ihre Soldaten nicht in Versuchung kommen sollten, sich zu betrinken.

Nach einer rasenden Fahrt von 200 Kilometern, die uns auch flüchtig durch Krakau führte, hielten wir auf dem Schloßhof von Okocim und wurden sofort von Oberst von Lustig-Prean empfangen, der uns zum Erzherzog führte, einem kleinen, vollbärtigen, gastfreien und muntern Herrn, mit dem es nicht schwer fiel, vertraut zu werden. Unsere prächtigen Zimmer standen schon bereit, und bald versammelte sich der Stab des Erzherzogs zum Abendessen im großen Saal des Schlosses, dessen Wände mit Gobelins und Bildern geschmückt waren. Unter den Anwesenden bemerkte ich den Bruder des Erzherzogs, Heinrich Ferdinand, einen Künstler von Rang, den jungen Herzog René von Parma, den Stabschef Feldmarschalleutnant Kraus, den Chef der Operationsabteilung Oberst von Paić, den Chef der Telegraphenabteilung Oberstleutnant Müller und andre. Wir waren vierundzwanzig bei Tisch, aber im Nebensaal speisten wohl doppelt so viele Offiziere vom Stab der ..ten Armee. Die Stimmung war sehr ungezwungen und munter und wurde durch die Anwesenheit der Kaiserlichen Hoheiten nicht im geringsten gestört. Im Gegenteil. Man lebte auch nicht im Überfluß; man lebte im Felde, nicht bei Hofe. Wiener Schnitzel mit Reis war das einzige Gericht, das es gab; außerdem Ostereier, lustig bemalt und mit Aufschriften in deutscher, ungarischer und tschechischer Sprache versehen, und es gab kein andres Getränk als gutes Bier und Tee.

Am Ostersonntag unternahm ich mit den Grafen Hoyos und Czernin und Oberst von Lustig-Prean eine Ausfahrt in ein Waldgebiet im Nordosten, wo zahllose Schützengräben, Reste von Hindernissen, Wolfsgruben, Grabkreuze, Schrapnellhülsen und andre Dinge von heißen

Erzherzog Joseph Ferdinand
mit dem jüngsten Soldaten der ..ten Armee, dem dreizehnjährigen Kaswurm.

Kämpfen zeugten. Ende Oktober 1914 drang die russische Armee unter Radko Dimitriew in dieser Gegend vor und blieb hier bis in den Dezember hinein, als Teile der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, sowie neu angekommene Verstärkungen aus dem Gebiet nordwestlich von Neumarkt, zum Angriff auf die Linie Limanowa—Łapanów übergingen, d. h. gegen Radko Dimitriews linken Flügel, und gegen die Lücke

zwischen der 3. und 8. Armee des Gegners, der später von der Armee des Generals Boroević gebunden wurde. Am 16. Dezember wurden die Russen unter schweren Verlusten auf die Linie Neu Sandec—Gorlice—Zmigród zurückgeworfen.

Während wir die Gräben besichtigten, flog ein russischer Flieger zu unsern Häupten nach Westen, ohne sich um zwei österreichische Flieger zu kümmern, die kurz vorher nach Osten geflogen waren. Wir sahen ihn später nach Norden abschwenken und verschwinden. Dann fuhren

Feldmarschalleutnant Roth, Generalleutnant von B..... u. a.
vor dem Generalstabsgebäude in Tyhno.

wir weiter nach Szczepanów, einem typischen galizischen Dorf mit Holzhütten, die mit Ziegeln, Stroh oder Dachpappe gedeckt waren, hier und da mit Storchnestern auf den Giebeln, mit einem Gänseteich, der jetzt verlassen dalag, da die Gänse von den Soldaten verspeist waren, und mit Weidenbäumen an den Wegen. Die neue, neben der alten errichtete Dorfkirche war zum großen Teil zusammengeschossen; auf dem Giebel waren jedoch Christus in Gethsemane und die Madonna unbeschädigt geblieben, was von den Leuten als ein Wunder gedeutet wurde. Lieblicher Gesang, von tiefen Orgeltönen begleitet, drang aus den offenen Türen der alten Kirche heraus.

Unbeschädigte Giebelwand der zerstörten Kirche in Szczepanów mit Madonna und Gethsemane.

Von dem Dorfe Wokowice fuhren wir südwärts nach Dębno auf einer Straße, die zum großen Teil „geprügelt", d. h. in einen Knüppeldamm verwandelt war, da sonst Kanonen und Trainfuhrwerke während der Frühjahrsschmelze einsinken würden. In Dębno besuchten wir den Chef des ..ten Armeekorps, Feldmarschalleutnant Roth; hier lag auch

der deutsche Generalleutnant von Besser mit einer Reservedivision. Das ..te österreichische Korps trägt nach alter Sitte, Offiziere wie Mannschaften, ein Edelweißzeichen an der Mütze. Von Dębno aus war die nächste russische Stellung im Osten nur noch 10 Kilometer entfernt.

Nach Wokowice zurückgekehrt, bestiegen wir eine Lokomotive, die uns ostwärts die kurze Strecke bis Biadoliny brachte. Weiter konnte man nicht fahren, wenn man sich nicht Granatfeuer aussetzen wollte.

Schwester Emilie Weller aus Wien, freiwillige Hilfspflegerin vom Roten Kreuz in Okocim.

Wir ritten daher nur noch ein paar Kilometer bis zu einem Walde, wo die Österreicher eine 30,5-cm-Mörser-Batterie aufgestellt hatten. Konstruktion und Bedienung wurden uns bis in die kleinste Einzelheit gezeigt. Die Batterie war noch keinem Feuer ausgesetzt gewesen, trotzdem die schwere Artillerie der Russen sie die letzte Zeit Tag und Nacht gesucht hatte. Gelingt es ihnen, sie zu finden, dann wird sie im Schutz der Nacht nach einer andern vorbereiteten Stellung verlegt. Der Transport geschieht mit Hilfe von 15 Tonnen schweren Motorwagen.

Nach Brzesko zurückgekehrt, trafen wir Oberstabsarzt Dr. Kroath, der uns einen neulich angekommenen, von zwei Lokomotiven gezogenen, „Badezug" von sechzig Achsen zeigte. In einem Zelt bei der Station werden die Leute erst geschoren, dann marschieren sie in den großen Wagen, der Entkleidungsraum ist. Jeder Mann erhält einen numerierten Sack für seine Wertgegenstände und einen für die Uniform, die direkt in den Desinfektionswagen kommt. Seine Unterkleider bekommt er nicht zurück, sondern dafür eine neue Garnitur von Unterhosen, Hemd

Ein Geſchoß wird zum Mörſer gefahren.

und Fußlappen. Die Desinfektion geschieht mit Schwefel, Formalin oder überhitztem Dampf aus der Lokomotive und dauert mehrere Stunden. Keine Laus kommt wohlbehalten aus diesem Fegefeuer heraus. Aus den Entkleidungswagen gehen die Leute in die Badewagen, die 30 Duschen mit 31° warmem Wasser haben. Hier stehen die Soldaten auf dem glatten Boden, seifen sich gründlich ein und werden Mann für Mann mit 35 Liter Wasser abgespült. Darauf marschieren sie weiter durch den Zug in die Ankleidewagen und kommen schließlich blühend und sauber heraus, froh, daß sie endlich in ihren Kleidern wieder allein sind. Ein solcher Zug, der nach Bedarf von Station zu Station fährt, kostet zwei Millionen österreichische Kronen; die Hälfte davon kommt auf die Lokomotive.

Als wir abends in Okocim bei Tisch saßen, wurde ein Zettel herumgereicht, auf dem zu lesen war: „Vorsichtig den Band lösen, Lebensgefahr!" Der russische Flieger, den wir am Morgen hatten nach Westen fliegen sehen, hatte über Okocim ein Paket herabgeworfen, das mit dieser Aufschrift versehen war. Man nahm als selbstverständlich an, daß es eine Bombe sei, und öffnete es sehr vorsichtig. Das Paket enthielt aber nur Konfekt und Zigaretten. Das Ganze war ein harmloser Osterscherz, der dem Flieger das Leben hätte kosten können.

Kein christliches Fest wird von den Russen so in Ehren gehalten wie Ostern. An der Front der ..ten österreichischen Armee versuchten sie durch Briefe und weiße Flaggen für dieses Fest einen viertägigen Waffenstillstand zu erwirken. Wie konnten sie ihre Geschosse zum Österreicher hinüberschicken, während sie sich küßten und: „Christ ist erstanden!" riefen? Aus einem Waffenstillstand wurde zwar nichts, aber das Fest verlief auf beiden Seiten ziemlich ruhig.

Der russische Volkscharakter ist wirklich eigentümlich. In Ostpreußen zeigte er die grenlichste Barbarei, jetzt hier in Galizien dem Anschein nach die größte Gutmütigkeit. Am Osterabend waren zwei russische Offiziere unter dem Schutz einer Parlamentärflagge an eine österreichische Infanteriestellung herangekommen, wo sie natürlich sofort von den ersten Wachtposten angehalten wurden. Ihr Anliegen war — eine Einladung des Offizierkorps des 241. russischen Infanterieregiments an die zunächst stehenden österreichischen Offiziere, herüberzukommen und mit ihnen Ostern zu feiern! Nichts Schlimmes sollte ihnen widerfahren, und nach den

Feiertagen, die diesmal in beiden Lagern zusammenfielen, sollten sie unangetastet zurückkehren. Die Einladung wurde natürlich nicht angenommen, aber die beiden Russen wurden wieder entlassen, nachdem sie auf Ehrenwort versprochen, nichts von dem zu verraten, was sie bei den Österreichern gesehen hatten. Am Sonntagmorgen kamen an einem andern Punkte russische Soldaten ebenfalls zu den Österreichern herüber mit Schüsseln voll Ostereier, auf die sie „Glückliche Ostern!" gemalt hatten. Auch sie durften wieder zurückkehren.

Joel Weißbart aus Brzesko, jüdischer Kaufmann, 47 Jahre alt.

Am Weihnachtsabend hatte man an einem Baumstamm vor einem Fort von Przemysl folgenden Brief angeschlagen gefunden: „Wir wünschen von ganzem Herzen den tapfern Verteidigern der Festung ein ruhiges, fröhliches Weihnachtsfest. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Gott gebe die Erfüllung aller Ihrer Wünsche. Dies ist der aufrichtige Wunsch der Offiziere und Mannschaften der 5. Batterie der 10. Artilleriebrigade." Einen weitern Beweis von wirklichem Mit- und Zartgefühl erfuhr ich im deutschen Ordenslazarett in Brzesko, wo ein russischer und ein österreichischer Soldat, deren Betten nebeneinanderstanden, so gute Freunde geworden waren, daß der Russe, als dem Österreicher ein Bein amputiert werden mußte, laut weinte und schluchzte. Als kurze Zeit vorher ihm selbst ein Bein abgenommen worden war, hatte er keine Träne vergossen. Und dabei konnten die beiden Soldaten sich nicht einmal miteinander unterhalten!

Wenn aber solche einzelnen Fälle noch so wahr sind, muß man sich doch hüten, die Freundlichkeit, die von russischer Seite kommt, für bare Münze zu nehmen. „Timeo Danaos et dona ferentes!“ Dieselbe Armeeleitung, die solche freundschaftliche Annäherung an den Feind gestattete, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar ermunterte, hatte zuvor Galizien wie ein Schlachttier hergerichtet und dabei wahrhaftig kein Mittel unversucht gelassen, um die Stellung des Gegners in seinem eigenen Lande zu unterminieren. Eines der raffiniertesten und teuflischsten Mittel, das die Moskowiter in Österreich wie anderwärts angewandt haben, um ihre Ziele zu verwirklichen, ist gerade die Ausbeutung der Leichtgläubigkeit des Gegners. Auch wir Schweden haben in dieser Beziehung mehr als eine schlimme Erfahrung gemacht! Viel Gram und Schande wäre uns erspart geblieben, hätten wir jederzeit die Kraft gehabt, die russischen Freundlichkeiten und Schmeicheleien mit Ernst und Schärfe abzuweisen.

Schwester Mechtilda vom Deutschen Ordens-Verwundetenspital Nr. 3 in Okocim.

Verkehr mit dem Feinde ist im höchsten Grade gefährlich, muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verhindert und nach dem Buchstaben des Gesetzes rücksichtslos bestraft werden. Die Sicherheit der eigenen Truppen und das Wohl des Vaterlandes dürfen nicht leichtsinnig unter der schönen Maske der Humanität und Bruderliebe aufs Spiel gesetzt werden. Ritterlichkeit ist etwas anderes. Die erweist man Gefangenen, Verwundeten und Unbewaffneten, wie es schon die Gesetze gebieten.

Die Russen sind ohne Zweifel ein religiöses Volk. In den verheerten und niedergebrannten Dörfern blieben die Kirchen stets unberührt, mochten sie nun römisch-katholisch oder lutherisch sein, falls man nicht auf den Türmen Beobachtungsstände vermutete. An religiösen Gegenständen gingen die Russen vorüber; denn sie sind nicht wenig abergläubisch. Beim Erzherzog wurde nach der Aussage russischer Gefangenen erzählt, daß ihre Kameraden in den Schützengräben oft über den Mord von Sarajewo sprachen. Sie hatten sich ihre Gedanken darüber gemacht und fühlten sich mitschuldig, da sie auf derselben Seite kämpften wie die Serben, und in ihrer aufgeregten Phantasie, bei der Spannung, die auf der Kampflinie herrschte, hatten sie Furcht bekommen, der ermordete Erzherzog könne umgehen. Daher verabredeten sie untereinander: Wenn sich eines Nachts vor unsern Schützengräben ein weißer Reiter auf weißem Pferde zeigt, legen wir unsre Waffen nieder, weigern uns, auf die Österreicher zu schießen, und geben uns gefangen! Der weiße Reiter aber erschien nicht, und nachdem sie lange vergebens gewartet hatten, geriet schließlich die Sache in Vergessenheit. Jetzt wäre es wohl ein gefährliches Experiment gewesen, in weißen Kleidern auf weißem Pferde vor die russischen Schützengräben zu reiten. Denn unter den Hufen eines Gespensterpferdes fliegt kein Staub auf und zerbrechen keine dürren Äste.

Dragoner Joseph Geringger aus Wien.

Die Russen hassen die Deutschen, zeigen sich aber verhältnismäßig gutmütig gesinnt gegen Österreicher und Ungarn. Ich hörte von einem tschechischen Spion erzählen, der, gefangengenommen, bekannt hatte, er sei herübergeschickt worden, um auszuforschen, ob deutsche Truppen an die österreichische Front gekommen seien. Er wurde erschossen, durfte aber vorher noch an seine Eltern und an seine Braut schreiben, und sein

Honvedhusar Eszenyi Károly aus dem Komitat Szolnok.

Brief soll so ergreifend gewesen sein, daß harte Krieger bei seiner Lektüre in Tränen ausbrachen. Man fürchtete also, daß Deutsche angekommen seien! Das, was man Deutschenhaß nennt, und was die Russen mit den Engländern, Franzosen, Italienern und einigen andern Völkern gemein haben, ist in Wirklichkeit nicht Haß, sondern Furcht und Mißgunst! Man beneidet die Deutschen um ihre eiserne Disziplin und ihre vollendete Organisation, und man fürchtet ihre unüberwindliche Kraft, ihren unermüdlichen Unternehmungsgeist und den Fleiß, der andre

von den Weltmärkten verdrängt. In dieser Beziehung braucht man dagegen die Österreicher weder zu beneiden noch zu fürchten; denn sie sind die einzige Großmacht, die keine Kolonien hat; man braucht sich mit ihnen also nicht um die Weltmärkte zu streiten. Die russische Industrie liegt zum großen Teil in den Händen der Deutschen, und ohne seine Deutschen würde es mit Rußland übel aussehen. Der Abhängige aber ist wütend über seine Abhängigkeit.

Den Österreichern gegenüber brauchen die Russen nicht so zu fühlen, und das kann ein Grund dafür sein, daß ihr Auftreten in Galizien, rein menschlich gesehen, sich weniger abstoßend ausnimmt als in Ostpreußen. Die oben erwähnten Freundlichkeiten sind aber keineswegs ein Ausfluß dieses allgemeinen Gefühls; sie werden nur im Interesse der offensiven Politik angewandt, um die verschiedenen Nationen, die unter dem Doppeladler vereinigt sind, in Zwiespalt zu bringen. Wen man gewinnen wollte, gegen den war man freundlich, und man vergaß nicht, daß es viele slawische Brüder in der österreichisch-ungarischen Armee gab. —

Schwester Eugenia Kranzer in Okocim, Oberin der freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz aus Wien.

Am 5. April fuhren wir nach Neu Sandec, der zweitgrößten Stadt Westgaliziens mit etwa 25000 Einwohnern. Die Bevölkerung westlich vom San ist vorwiegend polnisch, die östlich vom San ruthenisch. In den Karpathen herrschen die Ruthenen vor. Die Stadtbevölkerung Galiziens ist zum größten Teil polnisch, die dörfliche ruthenisch. In Neu Sandec wimmelte es wie in allen galizischen Städten von Juden;

überall auf den Straßen sah man die charakteristischen alten, mageren Israeliten mit schwarzem oder grauem Bart, Hakennase, vor den Ohren herabhängenden Locken, pelzverbrämten Mützen und langen, schwarzen Röcken, die bei den Reichen aus Seide, bei den Armen aus blankgescheuertem Tuch sind.

Gleich beim Eintritt in die Stadt begegneten uns ein paar Automobile mit Offizieren und Ärzten, die uns später mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Sehenswürdigkeiten von Neu Sandec zeigten. Unter ihnen waren Etappeninspektor General Formánek, Oberstleutnant Bokay,

Österreichische Feldbaracke in Neu Sandec.

Professor Ballner, die Oberstabsärzte Dr. Trnkóczy, Dr. Scheidl u. a. Sie führten uns in einige der neuen Etappenlazarette der Stadt, wo besonders interessante Fälle behandelt wurden; dann in ein Etappenmagazin am Bahnhof, wo eine kleine Ausstellung der Kriegsrationen veranstaltet war, in die „Entlausungsanstalt", wo nicht nur russische Gefangene, sondern auch die österreichischen Truppen alle zwei Wochen gesäubert wurden, und in die Reparaturwerkstätten, Depots und Magazine, von denen eines mit eroberten Gewehren und Munition gefüllt war. Munitionsvorräte, die die Russen beim Rückzug nicht fortschaffen können, pflegen sie zu vergraben. So hatte man bei Limanowa unter einem gewöhnlichen Grabkreuz 42 000 Infanteriepatronen entdeckt! Die Aufschriften solcher Kreuze haben für den Uneingeweihten nichts Verdächtiges;

so steht da z. B.: „Hier ruht Michail Pawlowitsch Iwanow.“ Aber die Anfangsbuchstaben des Namens bedeuten nach einer vereinbarten Formel: „Munition eingegraben, sucht!“

Am Nachmittag fuhren wir ostwärts nach der kleinen Stadt Grybów, die malerisch an dem Flusse Biala liegt. Hinter Grybów im Kloster Biala Nischia wohnte Feldmarschalleutnant Arz von Straußenburg, den ich von einer Geographenversammlung in Budapest her kannte.

Ruthenische Bauersfrauen bei Grybów.

Der Korpschef und seine Offiziere wurden im Kloster selbst von elf Dominikanernonnen aufs beste versorgt.

Ein Stück weiter nach Norden beim Dorf Stróże, das knapp drei Kilometer von den russischen Stellungen entfernt, aber zwischen Bergen geschützt lag, besichtigten wir einen provisorischen Panzerzug, der aus einer Lokomotive, zwei Wagen vorn und zweien hinten zusammengesetzt war. Alle wichtigen Teile der Lokomotive waren durch zentimeterdicke Panzerplatten geschützt; die niedrigen Wagen waren inwendig mit Eisenbahnschienen bekleidet und mit kleinen Schießscharten für Gewehre

und Maschinengewehre versehen. Wenn der Zug sich auf den Feind zu bewegt, schiebt er einen mit Schienen beladenen Plattformwagen vor sich her, um zu prüfen, ob Kontaktminen gelegt sind; Böschungen abwärts läuft der Wagen durch seine eigene Schwere; er ist durch ein Kabel mit dem Panzerzug verbunden.

Nachtquartier fanden meine beiden Begleiter, Hoyos und von Lustig-Prean, und ich in einem polnischen Hause in Gryhów, und am folgenden Morgen fuhren wir ostwärts durch eine entzückende Gegend der Westkarpathen. Im Dorf Ropa frühstückten wir beim Chef des ..ten Armeekorps, Feldmarschalleutnant Králičeк, in einem Herrenhof polnischen Stils. Dann führte unser Weg über das Dorf Szymbark weiter nach Ropica Polska, wo viele Häuser zusammengeschossen waren.

Österreichische Feldkanonen bei Gorlice.
(Ein Leutnant, Graf Hoyos, Generalmajor Rozwadowski und Oberst von Lustig-Prean.)

Etwa drei Kilometer weiter unten im Tal wurde die so berühmt gewordene kleine Stadt Gorlice sichtbar, wo der damalige Generaloberst von Mackensen einen Monat später die Zurückeroberung Galiziens mit einem Durchbruch der gegnerischen Stellung genau im Winkel zwischen Süd- und Westfront begann.

Bei Ropica Polska trafen wir den Chef der ..ten Feldartilleriebrigade, Generalmajor Jordan-Rozwadowski von Groß-Rozwadów, der in unserm Automobil Platz nahm. Er hatte bei dem Dorfe einen maskierten Wald angelegt, zum Schutz der Automobile und andrer Fahrzeuge, die hier vorüberfahren mußten. Sonst lag der Weg ganz offen da. In der Nähe standen ein paar österreichische Feldkanonen-

Österreichische Batterie vor Görlitz.

batterien ohne Schilde, im Fichtenwald gut versteckt. Die zweite Batterie war von einer Menge Granatlöcher eingekreist, aber kein Schuß hatte sie getroffen.

Der General führte uns zu dem nächsten Beobachtungsstand auf einer Anhöhe östlich von der genannten Artilleriestellung, von wo sich eine herrliche Aussicht über das von den Russen besetzte Gebiet im Norden und Nordosten öffnete. In Nordnordosten lag Gorlice mit seinen zusammengeschossenen Häusern, rundherum übel zugerichtete Bauernhöfe, und das ganze Land sah aus, als hätte ein Erdbeben es heimgesucht: kein menschliches Wesen weit und breit, lauter Trümmer!

Honvedhusar Tót István aus dem Komitat Bihar.

Blickte man aber durch eines der von den Fichten gut maskierten Fernrohre, so erkannte man in einer Entfernung von zwei Kilometern die vordersten österreichischen Schützengräben mit ihren Schutzdächern, Schießscharten und Soldaten, und diese Soldaten — ich traute meinen Augen nicht — stiegen ruhig aus ihren Gräben heraus, sonnten sich auf der Brustwehr oder spazierten, je drei oder vier Mann, nach der russischen Infanteriestellung hinüber, die ein paar hundert Meter entfernt war. Und die Russen taten dasselbe; einige von ihnen arbeiteten mit Spaten und Brechstange an der Verbesserung ihrer Stellungen, während drei oder vier den Österreichern entgegengingen. In der Mitte zwischen den Linien trafen sich die beiderseits unbewaffneten Feinde und

unterhielten sich; in welcher Sprache, kann ich nicht sagen, vielleicht nur in der Zeichensprache der Soldaten. Das Osterfest war wohl der Anlaß zu dieser bedenklichen Freundschaft. Der Kanonendonner im Norden verriet jedoch, daß man dort den Osterfrieden bereits für abgelaufen hielt. Bei Gorlice aber war Ostern so still gewesen, daß sich einige österreichische Offiziere, als gemeine Soldaten verkleidet, den russischen Infanteriestellungen auf etwa 200 Meter hatten nähern können. Am 18. und 19. März war ein heftiger Kampf bei Gorlice entbrannt, unter großen Verlusten auf beiden Seiten. Deshalb hatte man am Osterabend ein stillschweigendes Übereinkommen getroffen, die Toten zu begraben, und die Russen hatten an einer Stelle ihres Schützengrabens ein Holzschild aufgestellt, auf dem zu lesen war: „Glückliche Ostern wünscht Regiment Nr. 244." Sonst brauchte man nur einen Augenblick über den Graben hinauszusehen, um Gefahr zu laufen, eine Kugel in die Stirn zu bekommen. Die feindlichen Linien lagen hier nur 180 Meter voneinander entfernt, die Hauptstellungen jedoch 500 Meter. Vor fünf Tagen war auch ein schweres russisches Geschoß in eine österreichische Batterie eingeschlagen, hatte ein Geschütz in die Luft geworfen und einige Munition zur Explosion gebracht; von der Bedienung hatte aber niemand auch nur eine Schramme abbekommen.

Österreichische Marschkolonne beim Mittagsmahl auf der Landstraße.

Auf der Rückfahrt nach Neu Sandec statteten wir dem Chef der ..ten Division, dem Feldmarschalleutnant Krstřanek, der jetzt in Szymbark lag, einen kurzen Besuch ab, und nachdem wir in Neu Sandec bei dem ungarischen Oberstleutnant Bokay in der Wohnung eines jüdischen

Schächters übernachtet hatten, fuhren wir am Morgen des 7. Aprils nach Limanowa. In endloser Steigung ging es den Bergrücken hinan, von dem aus man eine hinreißend schöne Aussicht auf das glänzende Massiv der Tatra hat. Im Norden erhob sich ein mächtiger Kamm, auf dem die Waldpartien dunkle Flecken bildeten, während auf den Abhängen Soldaten die Äcker mit Pferden pflügten. Aber überall stieß man auf die Spuren des Kriegs, auf Schützengräben und Granatlöcher, die von Frauen zugeworfen wurden, auf Stacheldrahtnetze, die noch nicht weggeschafft waren, und vereinzelte Soldatengräber.

Kurz vor Limanowa besichtigten wir die Schützengräben, die noch vom November- und Dezemberfeldzug herrührten, und hier hielt Oberst von Lustig-Prean einen ausgezeichneten Vortrag über die blutige Schlacht, die Mitte Dezember hier ausgefochten wurde und eine der schönsten Waffentaten der Österreicher und Ungarn während dieses Krieges darstellt. Am Abend waren wir wieder in Okocim, wo wir den Volksliedern lauschten, die steirische Soldaten zu Gitarre und Ziehharmonika sangen.

Den folgenden Tag widmete ich in Ruhe dem Skizzenbuch und nahm die Zeichnungen auf, die diesem Kapitel beigegeben sind.

Gesprengte und wiederhergestellte Eisenbahnbrücke bei Grybów.

Fünfzehntes Kapitel.

Vor Krakaus Königsgräbern.

Nachdem ich von dem Erzherzog und seinem Stab Abschied genommen hatte, fuhren Graf Hoyos und ich am 9. April nach Westen zurück. Von Bochnia aus nahmen wir diesmal die südlichere Straße über Gdów. Unser nächstes Ziel war Krakau, das auf der Herfahrt einen ungewöhnlich starken Eindruck auf mich gemacht hatte.

Krakau ist gewiß unter den Städten der Welt eine der vornehmsten Perlen; einem Schweden aber ist es ganz besonders teuer. Sein Name leuchtet in seltsamem Glanz auf dem stolzesten Blatt unsrer Geschichte. Zwei schwedische Könige haben Krakau in Besitz genommen.

Am 8. Oktober 1655 zog Karl X. Gustav in die Stadt ein, nachdem schwedische Truppen seit dem 14. September vor ihr gelegen hatten. Weder der Kommandant, Generalmajor Würtz, noch der Feldmarschall Graf Wittenberg, der die Armee befehligte, faßten mit zarten Händen zu, und noch weniger zart waren ihre ausländischen Werbetruppen, die sich an das freie Leben des Dreißigjährigen Krieges, an Plünderung

und Raub gewöhnt hatten. Sie gehörten zu einem im Panzer gehärteten Geschlecht:

Hochgestiefelt, stahlumgürtet,
Mehr als Feuer und Pest gefürchtet.

Es erhob sich großes Wehklagen in Krakau. Aber so war nun einmal der Krieg in jener Zeit, und übrigens hatten die Polen angefangen, indem sie schwedische Soldaten aus dem Hinterhalt überfielen, ganz wie es in unsrer Zeit die Franktireure in Belgien mit den Deutschen gemacht haben.

Diese Erinnerungen beschäftigten mich am 9. April, als Krakaus Turmspitzen in der Ferne über Podgórze vor mir sichtbar wurden. Manches hier hatte sich wohl seitdem geändert, aber ich war doch auf derselben Straße, auf der schwedische Reiter am 31. Juli 1702 sich der Stadt näherten. Die ersten zerstreuten sich wohl unten am Weichselufer, um Übergangsstellen zu finden; oben aber auf der Höhe mit der Kirche, links von der Landstraße am Rande von Podgórze, saßen zwei Offiziere und hielten die Fernrohre vor die Augen. Der kleine mit dem breitgallonierten Generalshut, der Perücke, der großen Nase und den lebhaften Augen war Generalmajor Graf Magnus Stenbock, diensttuender Chef des Generalstabs des Hauptquartiers und gleichzeitig Befehlshaber der Vorhut, die den Übergang der Armee auf das nördliche Flußufer vorbereiten sollte. Der andre brauchte kein Abzeichen seiner Würde. Ihn kannten alle. Sein Bild hing daheim in Schloß und Hütte auf dem Ehrenplatz und wohnte im Herzen jedes Schweden. Es war Karl XII.

Über die Weichselbrücke führt mich das Auto in den Kasimirschen Stadtteil, der ehedem eine Vorstadt war. Die Erinnerungen aus der Zeit Karls XII. begleiten mich vom einen zum andern Ufer. Schwedische Reiterpatrouillen schwammen über den Strom, und ihnen folgten, von Infanterie gedeckt, Pioniere mit Kähnen und ein paar Kanonen. Der Kommandant der Stadt, Wielopolski, erbat eine Unterredung mit dem schwedischen Befehlshaber, und Graf Stenbock begab sich an das Stadttor, da Karl XII. sich nicht zu erkennen geben mochte. Der Pole wollte mit glatten Worten Zeit gewinnen, damit die Truppen Augusts II., die noch in der Stadt waren, sich retten könnten. Beinahe wäre die List geglückt, wenn dem König die Unterhandlung nicht zu lange gedauert

hätte. Er ritt allein durch die Vorstadt und fand seinen General eben im Begriff, umzukehren. „Was, seid ihr noch nicht drin?" rief er ihm mit Lachen und Augenblitzen zu. Nun klopfte er an die „kleine Pforte" und donnerte: „Macht auf, ihr Hundsfötter!" Aber das Tor blieb geschlossen. Da gebrauchte er eine List: die Polen müßten ein Pferd zurücknehmen, das der Kommandant vor kurzem für einen Boten an den König von Schweden herausgeschickt hatte, rief er hinein. Aber kaum war das Tor zu diesem Zweck halb geöffnet, da stieß Seine Majestät selbst es mit einem Fußtritt sperrangelweit auf. Der zunächst stehende Kommandant erhielt einen Hieb mit der Reitpeitsche, und zugleich setzte sich der König mit seinem Begleiter in den Besitz der zwei großen Tore, wobei er immer nur die Reitgerte gebrauchte.

Nun kam Verstärkung, und man verfolgte die erschrockenen Polen bis zum Schloß, das in derselben Weise genommen wurde. „Würde also ein solches schön großes slott und festung nur mit Kindpusten und Drucknes släge eingenommen, und daß in etzliche Stunden ohne einzigeß verlust, welches, wan brawe leute darinnen gelägen, einen feint wol etwaß in eine gutte zeit zu tun hätte geben könen", sagt ein Teilnehmer an der Heldentat, der Fortifikationsmajor Visocki-Hochmut.

Dann marschierten sechs Regimenter strammen Schritts, Gewehr über, durch die schmalen Gassen in die Stadt. Schwedens Fahnen erschienen wieder vor Krakaus Bürgern, die sich ihrer noch vom letztenmal erinnerten, und wunderlich klangen schwedische Trommeln, Pfeifen und Waldhörner zwischen den altertümlichen Häusern, an der stolzen Königsburg und den alten, prächtigen Kirchen. Aber diesmal büßte kein Pole etwas ein, nachdem Krakau die auferlegte Kontribution bezahlt hatte. Karl XII. verschmähte den Luxus des Schlosses; den genoß Stenbock. Der König begab sich, nachdem er einen Teil der Sehenswürdigkeiten betrachtet hatte, sofort zu seinen Truppen vor der Stadt zurück.

Zweihundert Jahre sind seitdem verflossen. Krakau ist noch immer eine Festung, erweitert und verbessert gemäß den Forderungen der Zeit und im Umkreis von 50 Kilometern mit einem Fortgürtel umgeben. Die nördlichsten Forts lagen noch kürzlich nur zwei Kilometer von der russischen Grenze entfernt. Heute aber beträgt die Entfernung bis zum

ruſſiſchen Machtbereich 400 Kilometer und mehr. In der erſten Zeit des Krieges lag alſo Krakau direkt in der Operationslinie. Aber die Kriſe wurde zugunſten der Öſterreicher gelöſt, und die Stadt blieb völlig verſchont. Ihre Widerſtandskraft wurde ſeitdem geſteigert: in ihren Forts und Kaſernen liegen ſtarke Garniſonen; zwiſchen den Forts ſind Feldbefeſtigungen angelegt, und vor ihnen mächtige Stacheldrahtnetze. Mit dem hier verwendeten Draht könnte man den Äquator umſpannen!

Um Spione fernzuhalten, wird ſtrengſte Vorſicht beobachtet. Meine Papiere werden bei Ein- und Ausfahrt mit größter Genauigkeit geprüft; ein allgemeiner „Ausweis" genügt nicht, man muß zum Beſuch Krakaus noch einen beſonderen Erlaubnisſchein von der Militärbehörde haben.

Wir fuhren alſo auf der prächtigen Brücke von der Vorſtadt Podgórze über die trübe Weichſel durch die Uliza Krakowſka, die allmählich in die Uliza Grodzka übergeht und in den Ring mündet. Es herrſchte kein lautes Leben und kein Gedränge; man erhielt eher den Eindruck einer Stadt, deren Größe längſt erloſchen iſt und die ein Schlummerdaſein führt.

Über den Ringplatz erhebt die herrliche Marienkirche ihre beiden Türme, von denen ſeit Jahrhunderten ein Turmwächter mit ſeinem Sprachrohr die Stunden abgerufen hat. Außer ihr gibt es hier etwa 40 Kirchen, 25 Mönchs- und Nonnenklöſter und ſieben Synagogen.

Krakau iſt eine finſtere, feierliche Stadt, ſeine alten Bauten ſind mächtig und feſt. Aber man vermißt die friſche Reinheit, die z. B. Breslau ſo behaglich macht. Vielleicht gehört der Staub auf den Straßen zu Krakaus altertümlicher Patina! Doch kann man auch zuviel davon bekommen, beſonders, wenn man ſich nach Kazimierz begibt, der alten Vorſtadt, durch die Karl XII. nach der Südſeite der Feſtung vordrang, oder nach dem Judenquartier mit ſeinen elenden Löchern, ſchmutzigen Läden und dem ſtarken Geruch, der jedem Ghetto anhaftet. Bezeichnend für zahlloſe ältere Häuſer Krakaus iſt, daß ſie ſchwach pyramidiſch gebaut ſind; der Baugrund iſt alſo größer als das Dach, und die Mauern erheben ſich nicht lotrecht, ſondern gehen etwas nach innen zurück. Die Häuſer ruhen auf mächtigen Quaderblöcken, als ob ſie beſtimmt wären, im Notfall als Feſtungen zu dienen.

Der Wawel mit dem Schloß und der Domkirche iſt das Herz Krakaus. Hier liegt die Geſchichte Großpolens begraben. Wir beſichtigten

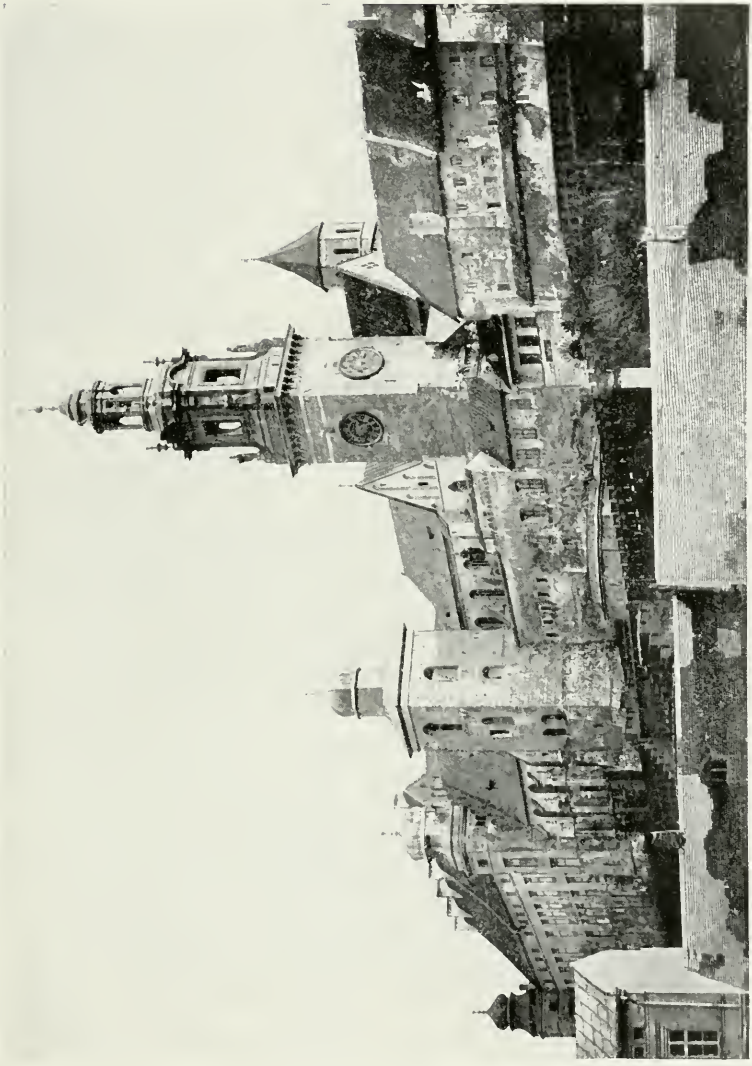
seine wichtigsten Denkmäler unter sachkundiger Leitung des ehemaligen Konservators der Kunstschätze Krakaus, Dr. Domkowitsch, dessen Bekanntschaft wir beim Delegierten Fedorowitsch machten, dem Vizestatthalter von Westgalizien, bei dem wir auch den Fürsten Paul Sapieha kennen lernten, den Bruder des Fürstbischofs.

Marienkirche in Krakau.

Das Schloß wurde im 14. Jahrhundert aus Stein erbaut und ist seitdem oft niedergebrannt, so z. B., als Karl XII. vor der Stadt östlich von Wesola lagerte. Es war in der Nacht vom 5. zum 6. September 1702. Mehr als der dritte Teil des stolzen Gebäudes wurde zerstört, so daß man, wie Nordberg, der Regimentspastor der Leibtrabanten sagt, „binnen vierundzwanzig Stunden nichts mehr sah, als nackte, verbrannte Mauern".

Wir betreten einen großen Arkadenhof und gehen die „Treppe der Gesandten“ mit ihrem steinernen Geländer hinauf. Das Innere ist jetzt völlig erneuert. 1265 wurde von König Boleslaw der Grundstein zum Schlosse gelegt; von Kasimir dem Großen wurde es erweitert und von dem ersten Sigismund 1510—1533 vollendet. Zu ihm wandern unsre Gedanken, wenn wir von den Zimmern des Königs zu denen der Königin und den Kammern der Hofdamen gehen. Aber König Sigismunds III. Wappen mit der Vase im Schild beschwört Erinnerungen herauf aus harter Zeit, als der strenge Herzog Karl von Södermanland das Werk seines Vaters verteidigte und es auf der Zusammenkunft von Upsala gegen den vom Bruderssohn mit ausländischer Macht unternommenen Angriff befestigte. „Si Deus nobiscum, quis contra nos“ steht über der Tür eines dieser Zimmer. „Alchimistenzimmer“ heißt ein gotischer Raum mit offenem Kamin, wo Sigismund Gold zu machen versuchte. „Velis quod possis“ liest man über einem andern Türpfosten. Zweihundert Jahre vor König Johanns Sohn, der aus seinem Vaterland fliehen mußte, war Königin Hedwig durch diese Säle gewandert, sie, die durch ihre Verheiratung mit dem Großfürsten Jagello von Litauen die Stammutter des jagellonischen Geschlechts wurde. „Tendit in ardua virtus.“ Im Turm ist das Zimmer König Sigismunds, wo er über das Reich grübelte, das er für die edle Wasakrone eingetauscht hatte. Und die Vase in dem Wappen, das den Raum schmückt, hat ihre Vergoldung noch nicht verloren. Müde und vergrämt hat der König oft diese letzte Erinnerung an Schweden betrachtet, wenn er hörte, wie Gustav II. Adolf, der das Erbe seiner Väter übernommen hatte, an die Pforten seines Wahlreichs klopfte.

Durch eiserne Türen, die den Namenszug Kasimirs des Großen tragen, treten wir in die Domkirche ein. Ihre hohen Wölbungen bergen prachtvolle Denkmäler. Links im Schiff sehen wir ein Denkmal des Königs Wladislaw III., der bei Varna im Krieg gegen die Türken fiel. Gerade gegenüber das Denkmal seines Vaters Jagello, des ersten aus litauischem Geschlecht. Im Mittelschiff unter einem von Säulen getragenen mächtigen Thronhimmel ein kunstvoller silberner Sarkophag mit den Überresten des heiligen Stanislaus, des Bischofs von Krakau, der 1079 von König Boleslaw dem Kühnen ermordet wurde. Es wird



Schloß und Domkirche in Krakau.

Phot.: A. Krüger-Krakau.

behauptet, aber wahrscheinlich zu Unrecht, daß ein solcher Sarkophag unter Karl X. Gustav von den Schweden zu Münzen umgeschmolzen worden sei. Den Hochaltar umgibt ein Rundgang mit Grabkapellen für Bischöfe.

Wenn man von links den Gang betritt, hat man gleich anfangs zur rechten Hand unter einem steinernen Thronhimmel das Grabdenkmal des Königs Wladislaw I. (1306—1333) in früher Gotik, eines der ältesten Denkmäler der Kathedrale. Seit seiner Zeit sind fast alle Könige Polens in Krakaus Domkirche gekrönt und dort auch begraben worden. König Karl X. Gustav von Schweden ist einmal, so erzählt man, die Hände auf dem Rücken, den Hut in der Hand, siegreich und mächtig mit schweren, hallenden Schritten unter der Wölbung der Domkirche auf und ab gewandert. Der Richter und Dichter Starowolski begleitete ihn und erklärte ihm alles. Als der König zum Chorgang kam, blieb er am Grabmal Wladislaws I. stehen, und Starowolski berichtete von König Wladislaws wechselvollem Schicksal. Da wandte sich der König zum Sprecher und sagte: „Ja, ihm glückte es, aber euer Johann Kasimir kommt nie zurück." Starowolski antwortete keck: „Fortuna variabilis, Deus mirabilis", worauf der Eroberer die Augenbrauen runzelte und sich brüsk umwandte, um die Wanderung fortzusetzen. König Karl Gustav blieb später dem Polen die Antwort nicht schuldig.

Doch ich kann nicht all diese schönen Grabdenkmäler und Kapellen beschreiben. Hier ist ein Denkmal des Stephan Báthory, dort eines Kasimirs des Großen; hier ist König Johann Albrecht verewigt, und dort ist die Sigismundskapelle, die als das schönste Renaissance-Kunstwerk in diesem Teil Europas gilt; ihr prachtvoller Silberaltar wurde für Sigismund I. 1538 von Michael Bayr aus Nürnberg geschaffen. Hier schlummert Königin Hedwig ihren Marmorschlaf, ein bezauberndes Bild des Friedens und der Schönheit. Rechts vom Eingang führen prächtige Bronzetüren zur Wasakapelle, gestiftet von Sigismund III.; daneben ist die Potockikapelle mit Thorwaldsens Christus und mit Büsten desselben Meisters.

Die Königsgruft oder Königskrypta unter dem Dom ist einer der merkwürdigsten Friedhöfe, die es gibt. Sie war im ersten Halbjahr des Krieges abgesperrt, aber Erzherzog Joseph Ferdinand hatte mir die Erlaubnis erwirkt, in das Gewölbe hinabzusteigen.

In der Riddarholmskirche in Stockholm schlafen Karl X. Gustav und Karl XII. ihren letzten Schlaf, und hier in Krakau schlummern unter den niedrigen Steingewölben die von ihnen besiegten Könige, die Polens schwere, tragische Krone getragen haben.

Haupteingang der Domkirche in Krakau.

Eine kalte, feuchte Luft schlägt uns von dort unten entgegen. Hier, wo die Gebeine der Toten modern, ist niemals ein Sonnenstrahl hingedrungen. Neun Jahrhunderte sind über die Erde dahingegangen, ohne daß ein Laut von der lärmenden Welt in diese stillen Grabkammern

drang, deren Pforten ehedem nur von Zeit zu Zeit für neue Könige und Helden geöffnet wurden. Die Zahl der Sarkophage wird nicht mehr vermehrt. Die Monarchen, die nach der Vernichtung des polnischen Reiches die jagellonische Königskrone getragen haben, ruhen in der Peter-Pauls-Kathedrale in Petersburg. Ein undurchdringliches Dunkel herrscht in der Krypta; aber ein Druck auf einen Knopf — und ein Strom von elektrischem Licht ergießt sich über die Sarkophage.

Zuerst verweilte ich vor dem Sarge Joseph Poniatowskis, des französischen Marschalls. Er war noch mit Kränzen und Bändern bedeckt, denn erst vor zwei Jahren wurde die Erinnerung an seinen Tod in der Schlacht bei Leipzig gefeiert. Dort ruht der große Diktator Tadeusz Kosciuszko, der 1794, als er von den Russen gefangengenommen wurde, das geflügelte Wort „Finis Poloniae!“ gesprochen haben soll. Neben dem Marmorsarkophag des edlen, ritterlichen Königs Johann Sobieski steht der seiner Gemahlin Maria Kasimira. Sigismund I. hat seine Grabkammer direkt unter seiner Kapelle in der Kirche; ebenso Stephan Báthory und Johann Kasimir, der dritte und letzte aus dem Hause Wasa.

Am dichtesten und schwersten dringen aber auf den Fremdling aus dem Norden die Erinnerungen ein in dem engen Grabgange, der die irdischen Überreste von Gustav Wasas Enkel, Sigismund III., in einem großen Bleisarkophag einschließt, ferner die seiner Gemahlin Konstanzia von Österreich, seiner Tochter Anna Maria und seiner Söhne Bischof Johann Albert von Breslau und Krakau und Alexander Karol.

Wie die Wogen an die Küste von Östergötland schlagen! Wie es von Topp und Takel schwedischer Galeeren saust, die eines Augustabends nach der Mündung des Slätbaken steuern! Lichter glänzen im Turm von Stegeborg! Aber in weiter Ferne hinter ihnen flammen blutrote Feuer. Dort berät Herzog Karl von Södermanland mit Schwedens gemeinem Volk. „Willst du Schwede sein, König Sigismund? Willst du deinem Eid getreu das Erbe des seligen Königs Gösta wahren? Oder willst du lieber unter Mönchen vor der Muttergottes in Czenstochau den Rosenkranz beten?“ Schwach warst du, König Sigismund! Du wurdest aus dem Land deiner Väter gestoßen und starbst unter Fremden. Und zu ihm, dem harten Herrn, der gegen dich, gegen Papstknecht und gegen Polen Schwedens sprossenden Gedanken und Schwedens Eigenart

mit dem Schwerte verteidigte, zu Gustav Adolf wandert ein Dank aus schwedischem Herzen.

In derselben Reihe wie die Särge der Wasas steht auch ein gewaltiger Sarg aus rotem, von der Zeit gebräuntem Kupfer. Er birgt König August den Starken, den die Kämpfer Karls XII. von Thron und Reich verjagten. Ob er wohl dem wilden Kampfe lauscht, der jetzt in Polen auf den Spuren Karls XII. ausgefochten wird? Vielleicht gedenkt er dabei der Feuersbrunst, die er selbst im Osten angelegt hat. Vielleicht erkennt er jetzt, daß König Karls Stern wieder aufgegangen ist, und daß sein eigner deutscher Stamm mit seinem rötesten Herzblut seine alte Schuld büßen muß, den moskowitischen Barbaren den Weg nach Westen geebnet zu haben. —

Wir löschten das Licht, gingen hinaus und sperrten die Tore zu. Pechschwarze Finsternis breitete sich wieder über die Toten. Ich stieg die Treppe hinan und war bald wieder draußen im Leben und Sonnenschein.

Nachmittags saßen wir wieder im Automobil, fuhren über die Weichsel und auf und ab durch das eigentümlich wellige Gelände in das österreichisch-ungarische Hauptquartier zurück.

Zwei junge Rumänen in Dorna Watra.

Sechzehntes Kapitel.

In der Bukowina.

Während meines Aufenthalts im österreichisch-ungarischen Hauptquartier machte ich eine Fahrt durch die Bukowina und die Karpathen, die auf zwei Wochen berechnet war und doppelt so lange dauerte. Meine Reisekameraden waren Hauptmann Weiser, der als Verwundeter anstrengenderen Aufgaben noch nicht gewachsen war, mein Landsmann Hauptmann Sture Gadd und Oberleutnant Oertel, bekannt durch seine trefflichen Kriegsberichte.

Mit der Eisenbahn fuhren wir eine gewaltige Strecke bis Kolomea in der ostgalizischen Ebene am linken Ufer des Pruth, der hier breit, seicht und unreguliert ist und viel Wasser führte. Die Stadt ist sehr ausgedehnt, und man merkt, daß sie an der Schwelle Asiens liegt: niedrige, unfreundliche Steinhäuser mit eisernen Balkonen, unglaublich schmutzige Straßen und eine größtenteils israelitische Bevölkerung.

Bauern, Juden und Soldaten umdrängten die Karren auf dem Markt, wo auch Trainfuhrwerke in langen Reihen standen. Die Juden haben unter der russischen Invasion hart gelitten. Die Eindringlinge nahmen ihnen alle Lebensmittel und alles Geld weg. Die Vorräte verteilten sie an die ruthenischen Bauern, die sie ihre „Brüder" zu nennen beliebten. Es hieß daher, manche Einwohner hätten die Feinde der Monarchie mit Bedauern scheiden sehen, und es wimmelte jetzt von Ruthenen, die Spionendienste leisteten. Die Stadt war mit neuen starken Feldbefestigungen umgeben für den Fall eines neuen Vordringens der Russen.

Am Bahnhof wurden wir von Major von Pflügl in Empfang genommen, der in Friedenszeiten Diplomat ist, einem weitgereisten, kenntnisreichen Herrn. Er brachte Gadd und mich in das Haus eines nach Wien geflüchteten Juden, wo ein paar Zimmer für uns hergerichtet waren.

Auf einer Promenade durch die Stadt traf ich ganz unvermutet den jetzigen Major Graf Gilbert Hamilton.

„Wo in aller Welt kommst du her?"

„Ich bin in Śniatyn beim General von Marschall. Ganz zufällig hatte ich heute in Kolomea etwas zu besorgen, hörte, daß ihr hier seid, und renne durch die ganze Stadt, um euch zu finden. Ihr müßt zu uns nach Śniatyn kommen."

„Und wie geht es dir sonst?"

„Herrlich. Es war eine großartige Zeit! Aber wir haben freilich auch viel auszustehen gehabt."

Und nun berichtete Hamilton dramatisch und als ein echter Soldat von dem, was er im Winter in Polen und in den Karpathen erlebt, seitdem wir uns in Berlin im November zuletzt gesehen hatten.

Nachdem wir General von Pflanzer-Baltin einen Besuch abgestattet hatten, waren wir am Abend bei ihm im Kreise seines Stabs zu Gast. Der Befehlshaber der österreichisch-ungarischen Streitkräfte in der Bukowina und im östlichen Galizien ist ein prächtiger Mensch, ein energischer, willensstarker Mann, der Land und Leute kennt wie seine Tasche. Er hält strenge Disziplin und macht mit Spionen kurzen Prozeß. Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten kennt er nicht. Wenn die Welt einmal Genaueres über seine Taten erfährt, wird sie staunen. Jetzt standen ihm 130000 Russen gegenüber, und er hatte kaum halb soviel Soldaten.

Er ist allerwärts und immer auf seinem Posten; nachts macht er Inspektionsreisen nach den verschiedenen Teilen seiner Front. Vor seinem Haus in Kolomea stand keine Wache. Auf einer Karte zeichnete der General die Fahrt ein, die wir durch die Bukowina unternehmen sollten.

Major Graf Gilbert H.....

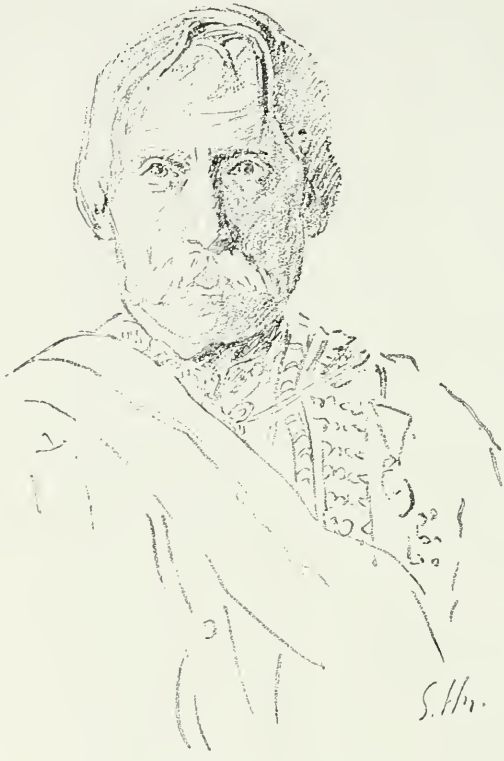
Am 13. April machten wir zunächst einen Ausflug nach Nordosten, nach Horodenka und Serafińce, wo österreichische Kavallerie lag. Aber das Regenwetter vertrieb uns, und über Horodenka und Stecowa eilten wir nach Śniatyn, wo wir Hamilton besuchten und den Abend beim General Freiherrn von Marschall, dem Flügeladjutanten des Kaisers,

Oſiaſi Roſchka aus Voſiſche am Pruth, 74 Jahre alt.

verbrachten. Dort lag damals eine Armeeabteilung, beſtehend aus dem ..ten öſterreichiſchen Armeekorps, einer öſterreichiſchen Infanteriediviſion, ſowie zwei öſterreichiſch-ungariſchen und einer preußiſchen Kavalleriediviſion. Marſchalls Stab zeigte eine wahrhaft babyloniſche Zuſammen-

setzung. Es gab da Preußen, Sachsen, Hessen, Hannoveraner, Ungarn und Österreicher verschiedener Typen, darunter Kroaten, Ruthenen und Tschechen, und obendrein einen Schweden. Generalstabschef war Oberst von Dommes, Flügeladjutant des Kaisers.

In Śniatyn wohnten Gadd und ich bei einem gemütlichen polnischen Priester, der Wein, Obst, Nüsse und Zigaretten auftischte und nicht wußte, was er uns zugute tun sollte. Im übrigen waren wir meist bei Hamilton, der sein Quartier bei einem armenischen Pastor hatte, und bei ihm wurde in aller Eile auch ein Zimmer als Atelier eingerichtet. Ich zeichnete hier einige ruthenische Volkstypen, unter andern einen wettergebräunten Alten, Ostasi Roschka, der eine kleidsame Fuchspelzmütze trug, sowie den Bauern Michail Marten und seine Tochter.



Bauer Michail Marten, 46 Jahre alt.

Von Śniatyn fuhren wir über die Grenze zwischen Galizien und der Bukowina nach Czernowitz. Das Wetter war abscheulich. Man sprach von einer Regenperiode, die jedes Frühjahr eintrete, und in die wir gerade hineingeraten seien. Der Zustand der Straßen war furchtbar. Es war, als führen wir in einem Motorboot. Der Pruth war um einen halben Meter gestiegen. An der Peripherie von Czernowitz waren viele Häuser durch Brand und Granaten zerstört. Wir hielten vor dem Hotel „Zum Schwarzen Adler", wo gemütliche Zimmer uns erwarteten.

Zu einem abendlichen Beisammensein hatte Hauptmann Weiser verschiedene sachkundige Leute der Stadt geladen. Dabei erzählte ein Offizier, er habe den äußersten Soldaten auf dem rechten Flügel östlich von Czernowitz photographiert; ich erwiderte, daß ich wenigstens einige der äußersten auf dem linken Flügel bei Russisch-Krottingen nördlich von Memel gesehen hätte. Wir berechneten, daß, da die Front jetzt 1200 Kilometer lang war und die Zahl der russischen Gefangenen damals schon 1200000 betrug, auf jeden Meter ein Mann käme!

Nach Czernowitz waren die Russen am 2. September 1914 $^3/_4$7 Uhr nachmittags gekommen und dort bis zum 20. Oktober 12 Uhr mittags geblieben. Dann war die Stadt frei bis zum 27. November nachmittags 4 Uhr. Der zweite Besuch des Feindes dauerte bis zum 17. Februar 1915, an dem die Russen sich frühmorgens zurückzogen. Einige Stunden später rückten die ersten österreichisch-ungarischen Truppen ein. Die Übergabe der Stadt war auf dem Rathaus in Gegenwart der Generale Pawlow und Arintinow unterzeichnet worden. Die Russen hatten während ihrer Anwesenheit große Mengen von Getreide aus Beßarabien hereingeschafft, und davon war noch viel vorhanden. Die Behörde hatte nun die Aufgabe, das Land bis zur nächsten Ernte über die drei Monate wegzubringen. Man erhielt nicht den Eindruck, als stünde Not und Teuerung vor der Tür. Im feinsten Restaurant der Stadt kostete ein Beefsteak mit Ei und Kartoffeln, nebst Butterbrot, Käse und einem großen Glas Bier nur 1 Mark 80.

In Friedenszeiten berechnete man die Einwohnerzahl von Czernowitz auf 90000; davon sind 20000 Juden, die übrigen Ruthenen, Rumänen, Deutsche und Polen. 30- bis 40000 Menschen waren beim Herannahen der Russen geflüchtet und nun über die ganze Monarchie verstreut. Die Bukowina hat im ganzen 800000 Einwohner; die meisten davon sind Ruthenen, die die nördlichen und westlichen Teile des Landes einnehmen. Dann kommen im Süden und im Osten Rumänen und weiterhin Deutsche, die in der östlichen Hälfte des Landes einzelne blühende Gemeinwesen bilden. Juden sind überall, ihre Zahl beträgt 103000. Polen, Magyaren und einige andere Völker kommen in geringeren Mengen vor. Von besonderm Interesse sind die Lippowaner, eingewanderte Russen, und die Huzulen, mit fremden Elementen

gemischte Ruthenen, die in den Bergdistrikten zwischen Ungarn, der Bukowina und Galizien wohnen. Von den mancherlei Religionen, die in der Bukowina vertreten sind, ist die griechisch-katholische in der Mehrheit; sie zählt 550000 Bekenner.

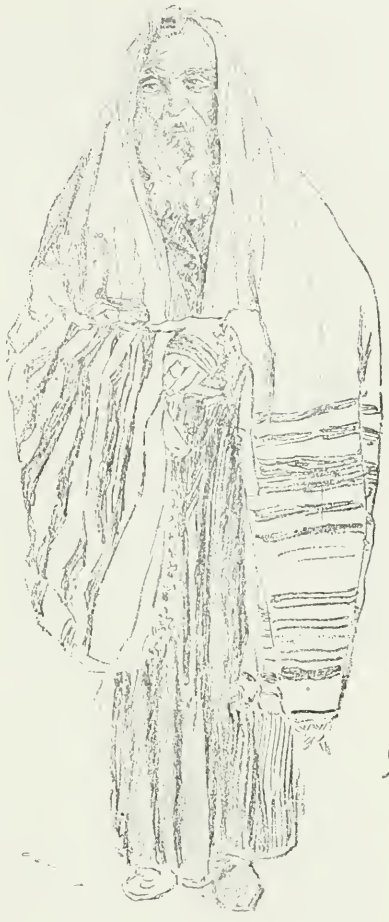
Seit 1873 hat Czernowitz einen Erzbischof. Sein in byzantinischem Stil mit maurischem Einschlag gebauter Palast wurde 1882 fertig und kostete 2 Millionen Gulden. Beim ersten Einfall der Russen wollte einer ihrer Generale den Erzbischof zwingen, eine Messe zum Segen des Feindes zu lesen, aber er weigerte sich tapfer. Bei ihrem zweiten Einfall flüchtete er nach Wien. In krassem Gegensatz zu der Pracht im Palast des Erzbischofs stehen die Armut und der Schmutz im Judenquartier mit seinen elenden stinkenden Läden. Auch hier besuchte ich ein paar mitteilsame Familien, die das Leben philosophisch und die Tage mit Ruhe hinnahmen.

Hredsto Terenkjuk aus Ostgalizien, 17 Jahre alt.

In Sicherheit war man freilich noch nicht; man brauchte sich nur 20 Kilometer weiter nach Osten zu begeben, um gewiß zu sein, nach Sibirien oder an den Galgen geschafft zu werden. Für die Kinder Israels, die unter dem Zepter des Zaren leben, ist der Weg dorthin nicht weit.

Ein Ruhetag in Czernowitz bereicherte mein Skizzenbuch um neue Porträts. Mein erstes Modell, ein fünfundachtzigjähriger Jude, Schmiel (Samuel) Mär, trug auf der Stirn eine kleine Schachtel, die die zehn

Gebote enthielt, und über den Schultern einen Talles, ein Gebettuch. Er war Kaufmann; sein Glaubensgenosse Uresch Bendet aus Sadagóra Schneider, und ein dritter Jude, Jonas Charab, Vorbeter in der Synagoge. Petro Okrainetz, ein alter Ruthene aus der Umgegend von Czernowitz, und drei Frauen saßen ebenfalls Modell. Anastasia Czornohus war eine neunzehnjährige Huzulin aus Berhometh am Sereth, Kassandra Luchinine eine Rumänin aus Karapezin, und Garasina Konstantinowitsch eine sechsundzwanzigjährige Rumänin aus der Czernowitzer Vorstadt Rosch; die letztgenannte hatte sechs Kinder, war aber noch jugendlich wie ein Mädchen.



Schmiel Mär, jüdischer Kaufmann aus Tlusty in Galizien, 85 Jahre alt.

In dem Dorfe Mahala, einige Kilometer östlich von Czernowitz, hielt jetzt der berühmte Oberstleutnant Papp gegen die Russen Wacht. Nördlich von der Stadt liegt das große Dorf Sadagóra, bekannt als Sitz des wundertätigen Rabbiners, eines altgläubigen orthodoxen Kirchenfürsten, der vor vier Jahren seinem Vater im Amte nachfolgte. Die „Dynastie" soll ursprünglich aus der Türkei stammen. Der jetzige Rabbiner war nach Wien geflohen. In seinem Haus hatten die Russen alles zerschlagen. Er hat große Einkünfte und ist freigebig gegen die Armen. An die Synagoge hatte der Feind nicht gerührt.

Wir fuhren nordwärts nach dem Dorf Czernawka, wo Generalmajor von Weiß die „Gruppe Weiß" kommandierte, die aus verschiedenen

Truppenteilen, nicht zum wenigsten aus Galiziern und polnischen Legionären bestand. Zur Verteidigung seiner acht Kilometer langen Front hatte er nur sechs Bataillone zur Verfügung. Als der General vor vierzehn Tagen anlangte, ließ er sofort eine Kette von Feldbefestigungen anlegen, zu deren Besichtigung ich nun aufgefordert wurde. Wir ritten über Hügel und durch Wald aufwärts bis zu einer Höhe, von der aus wir das in Beßarabien gelegene und von den Russen besetzte Dorf Kalinkowcy in einer Entfernung von $2^1/_2$ Kilometern deutlich sehen konnten. Hier, wo ebenfalls Feldbefestigungen angelegt sind, mußten wir unsre Pferde im Schutz des Waldes lassen und zu Fuß nach Westen weitergehen, genau auf der politischen Grenze, die hier von russischen schwarzweißen Grenzpfählen bezeichnet wird.

Generalmajor von Weiß am Fernrohr.
(Links von ihm Hauptmann Weiser. Der erste Offizier links Major von Pflügl.)

Das Eigentümliche der hiesigen Feldbefestigungen, die sich vortrefflich der Eigenart des Geländes anpaßten und sie ausnutzten, war, daß sie nur an gewissen Stützpunkten besetzt waren, von denen aus Maschinengewehre in „Traditorstellungen" die mit mehrfachen Stacheldrahtnetzen versehenen Zwischenräume bestreichen konnten. Wenn der Feind gegen eine solche Stellung anstürmt, wird er von mindestens einem solchen Stützpunkt aus mit Flankenfeuer überschüttet. Die Infanteriewachtposten werden tagsüber diesseits der Hindernislinien hereingenommen. Sobald aber die Dunkelheit einfällt, schieben sich Patrouillen und Vorposten vor die Stellungen vor. Gerade in der Nacht versucht man die Einzelheiten der feindlichen Stellungen zu erkunden. Den Russen wurde im allgemeinen nachgesagt, daß sie sehr

zudringlich seien. Aber auch die Österreicher schickten kühne Späher auf die russische Seite hinüber. Am Tage vor unserm Besuch hatte sich eine Patrouille bis in das Dorf Kalinkowey hineingeschlichen und dort

Uresch Bendet, Schneider in Czernowitz, steht Modell.

eine Handgranate durch das offene Fenster in ein Zimmer geworfen, in dem sich fünf Kosaken befanden. Zwei von ihnen wurden zerrissen, die andern verwundet. Als Alarm geschlagen wurde, waren die Österreicher verschwunden.

Auf einem der genannten Stützpunkte, der hier aus einer Schanze bestand, gingen wir durch den Schützengraben. Er war überall mit Schutzdächern und Fichtenstämmen gedeckt, nach der Front zu mit Schießscharten für Hand- und Maschinengewehre versehen und an der Rückwand mit Bänken, auf denen die Soldaten, wenn sie nicht gerade Wache hatten, sitzen konnten, um zu lesen oder zu rauchen. Die Leute sahen frisch und vergnügt aus, und nach der Feindesseite hinüber wurde scharf Ausguck gehalten. In einer angrenzenden Waldpartie knatterten die Gewehre; wahrscheinlich waren ein paar Patrouillen aufeinandergestoßen. Österreichische Artillerie belegte von Zeit zu Zeit die russischen Schützengräben mit Granaten, erhielt aber keine Antwort.

Petro Okrainetz, 65 Jahre alt.

Dann ritten wir nach Czernawka zurück, wo General Weiß in einem gemütlichen Bauernhof sein Quartier hatte, da die Russen das Schloß neben dem Dorfe niedergebrannt hatten. Unter seinen Trümmern sah man noch Scherben chinesischen Porzellans und anderer Kostbarkeiten. Nachdem ich beim Generalkommando in Sadagóra zu Abend gegessen und dort den Generalleutnant von Korda und seinen Stabschef, Oberst Niml, kennen gelernt hatte, fuhren wir spät in der Nacht nach Czernowitz zurück.

An die Bukowina, das Land der Buchen, an ihre bewaldeten Berge, ihre welligen Ebenen, ihre rauschenden Flüsse und ihre sorglosen, lebenslustigen Bewohner bewahre ich eine Fülle unvergeßlicher Erinnerungen. Doch kann ich nur kurz dabei verweilen.

Am 17. April 1915 fuhr ich südwärts. Bei den Dörfern und Gehöften waren die Bauern an der Arbeit. Fahrende Frauen sprangen von ihren Karren und warfen, sobald unser Automobil sich näherte, ihrem Pferde ein Tuch über den Kopf, um nicht im Straßengraben zu landen. In Sereth saßen die Juden in Sabbatkleidung mit Kind und Kegel vor ihren Häusern. Das Wasser, das der Fluß Sereth unter der Brücke hindurch führt, ist in wenigen Minuten auf rumänischem Boden. Etwas westlich von unsrer Straße liegt die Stadt Radautz, von ungarischen Sprachinseln umgeben.

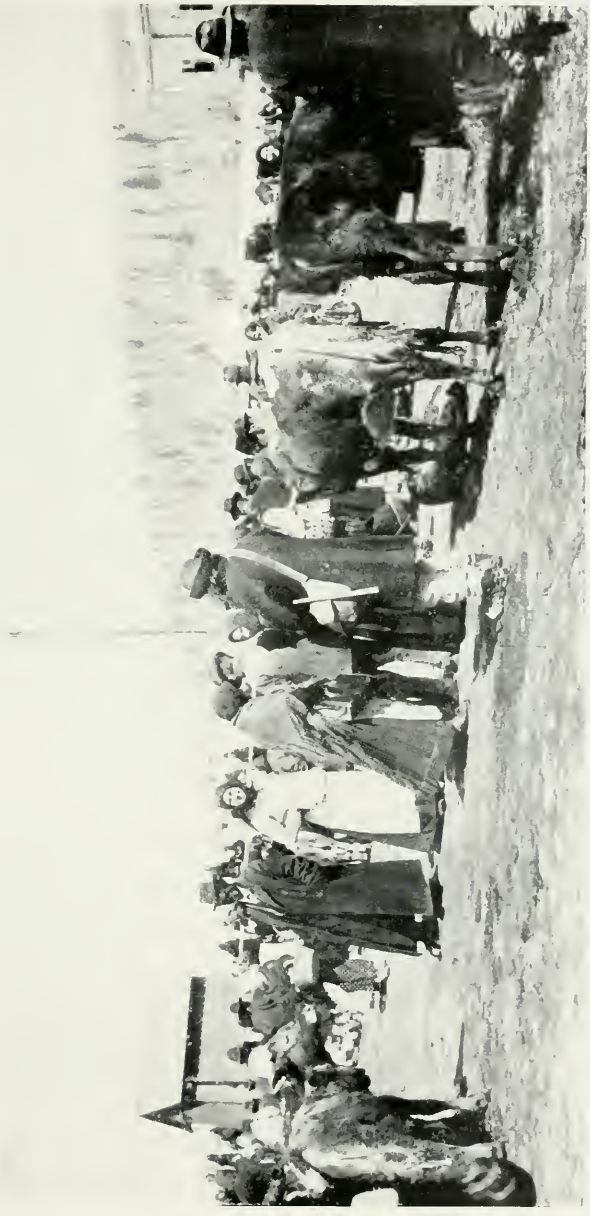
Jonas Charab aus Czortków in Galizien, 49 Jahre alt.

Der Weg war vortrefflich, meist von einer Allee beschattet. Ich kam nach Suczawa, der alten Hauptstadt der Moldau, wo früher Armenier und Griechen wohnten. Als ich über den Fluß fuhr, der den Namen der Stadt führt, berührte ich die rumänische Grenze. Ostwärts schweifte der Blick über rumänisches Land. Auf der Anhöhe vor der kleinen Stadt erhebt sich ein von dem edlen Johann Sobieski erbautes kleines Schloß, und vor dreihundert Jahren wurde hier von Jakob Agobscha die Klosterkirche Zamka und ihr Glockenturm errichtet. Das Kloster des heiligen Johannes ist rumänisch-orthodox. Zwischen Weihrauchwolken und duftenden Wachslichten versahen einige Mönche vor einer prächtigen Ikonostasis den Gottesdienst, während eintöniger Gesang die Gläubigen einschläferte.

Durch die weißen rumänischen Häuser Illischestics mit ihren schwarzen oder grauen Schindeldächern schlängelt sich der Weg zwischen buchenbewachsenen Höhen weiter. Von Zeit zu Zeit öffnet sich eine schöne Aussicht in die Ferne; eine Höhe erhebt sich hinter der andern. Das Braune ist Buchenwald, das Grüne Fichten. Die Täler sind fruchtbar, die Leute betriebsam. Gutgehaltene Landgüter mit Ochsenkarren und Düngerhaufen liegen von Bergen und Höhen eingerahmt. Bei Gurahumora geht es über die Moldau. Alle Brücken sind neu, da die Russen die alten niederbrannten oder sprengten. Eine gute Strecke läuft der Weg im prächtigen Tal der Moldau. Auf dem Talgrund liegt das langgestreckte Dorf Wama. Eisenau hat schwäbische Bevölkerung. Dort vermißt man die lustigen rumänischen Nationaltrachten, betrachtet aber mit Interesse die ausdauernden Deutschen, die unter Fremden den Lebenskampf aufnehmen. Kimpolung ist ein großes Dorf zu beiden Seiten des Flusses. Hier zählte ich im Vorüberfahren vier Volksschulen. Die Volksbildung steht in der Bukowina auf ansehnlicher Höhe.

Kassandra Luchiniuc, Rumänin aus Karapczin.

Das Tal wird enger. Gegen Norden liegen auf den Abhängen noch Schneestreifen. Jähe Berge und kühle Wälder begleiten mich hinauf zum Birkenwaldpaß. Es gibt zwei Anhöhen dieses Namens ganz nahe beieinander. Sie sind berühmt geworden, da hier die Energie des Oberstleutnants Papp dem Vordringen der Russen in der Bukowina eine Grenze setzte. Die Russen waren mit 20000 Mann von Czernowitz aufgebrochen und in mehreren Zügen bis hierher vorgedrungen. Am



Markt in Gurahumora.

16. Januar 1915 griffen sie die unterhalb des Passes errichtete Straßensperre an, wurden aber zurückgeworfen. Am 17. hemmten Minen ihren erneuten Ansturm, und am Tage darauf hatte Papp ein paar Haubitzen heraufbekommen. Der Feind mußte nun weichen und kam nur mit Mühe aus seinem Loch heraus. Denn die Österreicher und Ungarn überschütteten ihn von den Anhöhen ringsherum mit Feuer. Nun versuchten die Russen eine Umfassung von Norden her, aber auch diese schlug überall fehl. Am 4. Februar zogen sie sich zurück und begnügten sich damit, auf ihrem Rückzug alle Brücken zu verbrennen.

Anastasia Czornohus,
neunzehnjährige Huzulin aus Berhometh am Sereth.

Dorna Watra war der südlichste Punkt meiner Fahrt. Eine hübsche kleine Stadt, zwischen Bergen an dem klaren Wasser des Dornabaches schön gelegen und mit prächtigen Hotels, da viele Sommergäste hier in einer Höhe von über 800 Metern Erholung suchen. Am 31. August 1914 hatte sich die Regierung der Bukowina in Dorna Watra niedergelassen. Zwei Monate aber, von Mitte Januar bis Mitte März, war sie wegen des drohenden Vordringens der Russen nach Klausenburg in Ungarn verlegt worden. Nun war sie an den Strand der Dorna zurückgekehrt. Daher war es schwer, ein Unterkommen zu finden, und wir wurden bei

Privatleuten einquartiert; ich bei einem alten gemütlichen, gastfreien Forstrat, Herrn Ternaveanu. Auf seiner Veranda zeichnete ich im Freien ein paar Bauerntypen, zwei rumänische Bauernjungen in malerischen Nationaltrachten, endlich mehrere Rumäninnen. Die Rumänen der Bukowina sind intelligent und aufgeweckt. Die meisten sprechen Deutsch, das in den Schulen gelehrt wird, und gelten für sehr loyal. Die Frauen sind geschickt in allerlei Handarbeiten und Stickereien; ihre Kleider sind mit reizenden Mustern in zarten Farben, oft ganz einfach schwarz auf weiß, übersät, im Gegensatz zu den bunten und starken Farben der Ruthenen.

Garafina Konstantinowitsch aus Rosch (Vorstadt von Czernowitz).

Am 19. April fuhr ich auf den Birkenwaldpaß zurück. Vor mir lagen im Westen die schneebedeckten Hauptkämme der Karpathen, im Süden die herrlichen Berge zwischen Rumänien und Siebenbürgen, und in der Nähe die Höhen und Wälder, wo Papp und seine tapfern Landsturmtruppen im Winter beinahe erfroren wären, und wo nun infolge der Schneeschmelze die gefallenen Russen wieder zum Vorschein kamen. In Gurahumora hatte ich das Vergnügen, Oberst Fischer zu treffen, der durch die Verteidigung der Bukowina seinen Namen mit Ruhm bedeckt hat und ein besonderer Kenner dieses Landes ist. In Czudyn wurde in weißem Sarg eine Leiche in die Kirche getragen, voran das Kreuz und Heiligenbilder und ein Priester in prächtigem Ornat, hinterdrein das Trauergefolge. Singend näherte sich der Zug langsam der Kirchenpforte, wo der Sarg niedergesetzt und gesegnet wurde, ehe man ihn in die Kirche trug.

In Storozynetz hatte Major von Pflügl auf meinen Wunsch einen Priester des Dorfes gebeten, einige charakteristische Bauerntypen zu versammeln. Ich wurde sofort in die Wohnung des Geistlichen geführt und fand in seinem Garten nicht weniger als vierzig Leute beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters. Ein geeignetes Atelier war bald gefunden, und ich begann, von einer neugierigen Zuschauerschar umgeben, mit den jungen Mädchen. Ehe ich mit ihnen fertig war, war meine Zeit schon verflossen. Alle waren Rumänen, sprachen aber fließend Deutsch. Ich pflegte meinen Modellen für ihre Mühe etwas zu schenken,

Begräbnis in Czudyn.

aber diese Bauernmädchen wiesen meine Gabe zurück. Sie waren ebenso stolz und vornehm wie lustig und freundlich. Was soll man aber von Bauernmädchen in der Bukowina sagen, die plötzlich fragen, ob Ibsen ein Schwede oder ein Norweger und ob Selma Lagerlöf eine Norwegerin oder Schwedin sei? Wenn man ihnen für die Sitzung dankt und die Hand zum Abschied drückt, verbeugt man sich mit dem Hut in der Hand, nennt sie Fräulein und versichert, daß man sie und ihr Land nie vergessen werde!

Am folgenden Tag wurde auf der Strecke bis Kolomea dem Dorfe Lipoweni ein Besuch abgestattet. Seine Bevölkerung besteht aus altgläubigen Großrussen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

aus der griechisch-orthodoxen Kirche austraten und auswanderten. Der Heilige Synod hatte irgendeine Neuerung eingeführt, die der Mönch Philippow sich weigerte, anzuerkennen. Die seiner Auffassung huldigten, nannten sich Philipponen. In der Bukowina gibt es etwa 3200 Philipponen, die hier Lippowaner heißen und in Biala Kiernica ihren eigenen Bischof haben. Sie rauchen nicht, weigern sich Waffen zu tragen und sind auch vom Kriegsdienst befreit, sind aber die schlimmsten Wilddiebe im ganzen Land. Sie dulden in ihren Dörfern keine Gasthäuser; um die Nüchternheit soll es aber gleichwohl übel bestellt sein. Ihr hauptsächlichster Erwerbszweig ist Obsthandel. Sie sprechen Russisch, aber nicht ganz rein. Ihre Sitten und Gebräuche bewahren sie ebenso wie das Volk in Großrußland. Die Dorfstraße leuchtete rot von den Trachten der Frauen und Kinder. Die Hütten waren so eingerichtet wie die russischen Bauerngehöfte: Kammer und Küche im Erdgeschoß; Stühle, Bänke und Tische, Betten voller Kissen, Matratzen, Decken und kleinen, kurzen Pelzen und ein Schrank für Porzellan und Tonwaren bilden das Hausgerät. Von russischen Truppen hatten sie nur eine Patrouille von fünf Kosaken gesehen, die ihnen weiter nichts Böses zufügte, als daß sie ihnen einen Pelz wegnahm. Sie versicherten, sie hätten die Eindringlinge als Feinde betrachtet, nicht als Freunde, was wohl zweifelhaft ist, da Blut doch stärker ist als Wasser.

Barvara Matias, achtjähriges rumänisches Schulkind in Storozynetz.

Kippowaner im Dorfe Kipoweni.

Katarina Gaina, vierundzwanzigjährige rumänische Bäuerin in Storozynetz.

Über Wiznitz und Kosów und eine Reihe schöner Hügel kehrten wir am Abend nach Kolomea zurück, wo wir wieder Gäste des Generals von Pflanzer-Baltin und seines Stabes waren.

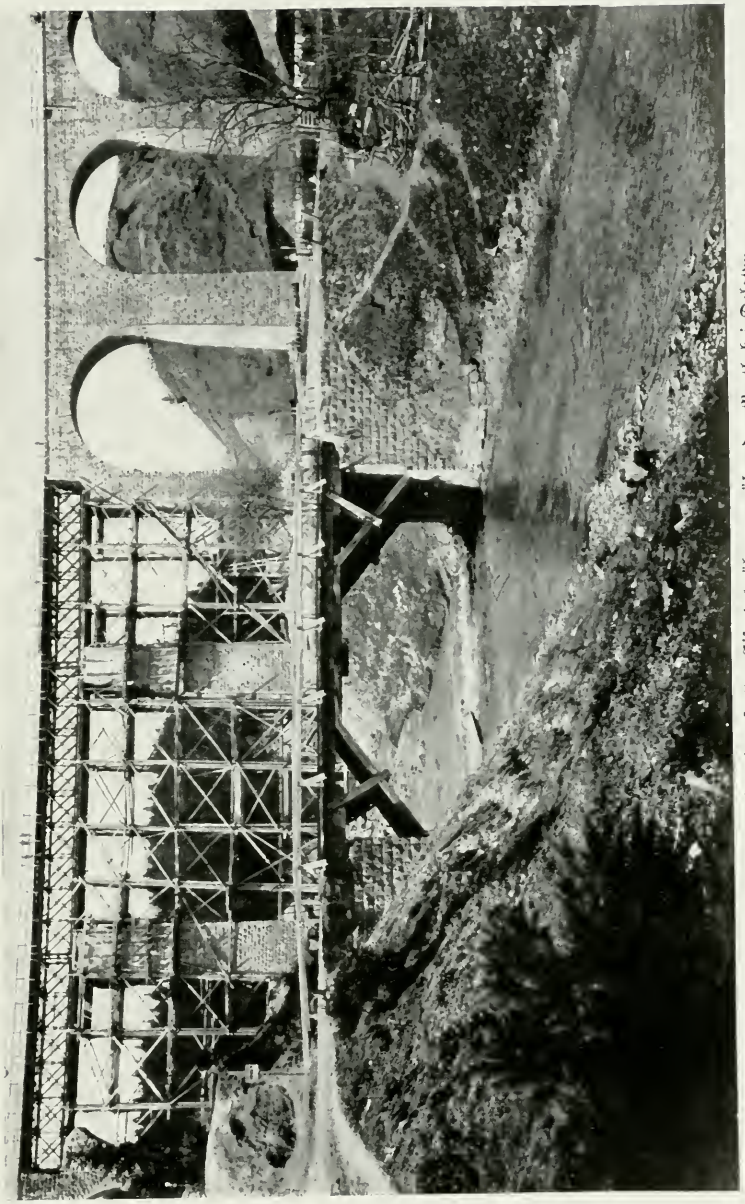
Dorf Hwozd.

Siebzehntes Kapitel.

Die Karpathen.

Am Morgen des 22. Aprils warteten vor unsrer Tür unsre beiden Automobile und ihre Führer, die Leutnants Neider und Martiljan. Wir sollten die österreichisch-ungarischen Stellungen zwischen Nadwórna und Stanislau besichtigen.

Nadwórna lag fast ganz in Trümmern; die eine Hälfte brannte bei der Mobilisierung nieder, die andre wurde von den Russen zerstört. Der Chef des ..ten Armeekorps, General der Infanterie Freiherr von Rhemen zu Barensfeld, hatte hier sein Quartier; er ließ seine Truppen telephonisch von unsrer Ankunft benachrichtigen. Über den stark angeschwollenen Fluß Bystrzyca Nadworniańska fuhren wir bis zum Dorf Hwozd, wo Feldmarschalleutnant Habermann im Pfarrhaus wohnte; sein Amtszimmer war in einem Bauerngut eingerichtet, sein Kasino in einem andern, und seine Offiziere waren ringsum in von den Bauern verlassenen Häusern untergebracht. Der General selbst und einige seiner Offiziere begleiteten uns in der Richtung nach Ostre, soweit wir uns



Gesprengter und wiederhergestellter Eisenbahnübergang über den Pruth bei Delatyn.

Huzulische Männer und Frauen beim Ausbessern der Landstraße von Delatyn nach Radwórna.

dem Dorf nähern konnten. Wir durften auch nicht zu viele sein, um nicht das russische Feuer auf uns zu lenken. Unterwegs besichtigten wir eine improvisierte „Entlausungsanstalt"; aus einem Küchenwagen wurde der heiße Dampf in einen Blechbehälter geleitet, der die Kleider enthielt. Während der Prozedur badeten die Leute in einem eiskalten Bach und trockneten sich am Ufer in der Sonne.

Am Fuß des 525 Meter hohen Ostreberges mußten die Automobile halten, und wir gingen in zerstreuter Ordnung nach Ostre hinauf, das nur aus ein paar Landgütern und einer kleinen, von alten Bäumen eingefaßten Kapelle besteht. Oben auf der Höhe mußten wir uns im Schutz der Häuser halten und unter den davorstehenden Bäumen einzeln von Stamm zu Stamm schleichen. Schließlich waren wir am Rand der Höhe, von wo aus das Gelände zum Schlachtfeld abfiel, und sahen 25 Kilometer weit im Nordosten den Kirchturm und die weißen Häuser von Stanislau und kaum 3 Kilometer entfernt die vordersten österreichischen Schützengräben. Gleich hinter ihnen traten in gewundenen Linien die russischen Infanteriestellungen hervor. An zwei Punkten lagen die Gegner nur 150 Schritt voneinander entfernt. Über den russischen Stellungen krepierten gerade Schrapnells in kleinen weißroten Buketts. Die in nahen Wäldchen gut versteckten russischen Feldbatterien waren dagegen ganz still. Das Dorf Podlipnik, 7 Kilometer nach Nordosten, wurde von österreichischen Granaten in Brand geschossen, und hohe Flammen stiegen von den Scheunen und Höfen auf. Im Westen brannten die Dörfer Zarzecze

Entlausungsanstalt bei Ostre.

und Solotwina; die gewaltigen roten Rauchwolken nahmen sich im Sonnenuntergang unheimlich aus. Das Schauspiel glich einer vulkanischen Eruption. Am Fluß Maniawka, der hier die Grenze zwischen den Kämpfenden bildete, lag das Dorf Starunia, das zur einen Hälfte von Russen, zur andern von Österreichern besetzt war.

Tief unten in der Ebene hinter den österreichischen Schützengräben pflügten die Bauern ihre Äcker. Sie sahen ringsum ihre Dörfer brennen, sie hörten den Kanonendonner, Granaten schlugen auf den Feldern in ihrer Nähe ein — und sie arbeiteten doch und gingen in ihren Gehöften aus und ein, als beachteten sie den Kampf gar nicht. War es Kaltblütigkeit, Unterschätzung der Gefahr, oder nur Macht der Gewohnheit?

In den Infanteriestellungen besuchten wir die Hütte des Oberstleutnants von Kremling und das berühmte Kaiserregiment, dessen Fahne den Spruch trägt:

Solang ein Mann von uns noch lebt,
Kein Feind die Fahne je erhebt.

Die Nacht verbrachten wir in Delatyn in unserm bequemen Salonwagen, der auf einem Nebengleis stand und uns erwartete, und setzten am nächsten Morgen unsre Reise in den Automobilen fort; die Eisenbahnwagen sollten uns in Munkács in Ungarn wieder treffen.

Nun ging es in dem tiefen herrlichen Pruthtal zu den Kämmen der Waldkarpathen hinauf. Durch Nadelwald und Dörfer, an arbeitenden Huzulen und marschierenden Feldlazaretttruppen vorbei fuhren wir in schroffen, malerischen Biegungen um das gewaltige Bergmassiv des Jaworník herum. Immer wieder kreuzten wir den Fluß auf kleinen, neu errichteten Holzbrücken. Auf dem Brückengeländer waren stets die Namen der Baumeister eingeschnitten, z. B. der 4. Kompagnie des 12. Pionierbataillons. Auf dem Tatarenpaß hielten wir eine Weile, um die dortigen Verteidigungsstellungen zu besichtigen, und fuhren dann weiter durch das Tal der Schwarzen Theiß. Im Süden glänzte die schneebedeckte Spitze des Pietros, 2022 Meter hoch, und im Südwesten erhob die Bliznica ihre 1833 Meter hohen Kuppeln wie eine schäumende Brandung über den Wogen dunkelgrünen Nadelwaldes. Das Tal war sehr eng, und der Weg führte unmittelbar am Ufer des Flusses

Blick auf die ruſſiſchen Stellungen nordöſtlich von Oſtre.

entlang, oft über schäumende Bergbäche, die ungestüm dem Hauptfluß zueilten.

Unterhalb der Buchenwälder von Bilin mündet von Osten her die Weiße Theiß in die Schwarze, und zwischen schroffen, mit Buchen und Eichen bewachsenen Abhängen schlängelt sich der Weg nach Berlebás und Trebusa hinab. Auf einem Hügel hütet ein junges Weib eine Schafherde, und auf schmalen Ackerstreifen arbeiten andre Frauen — die Männer stehen im Feld.

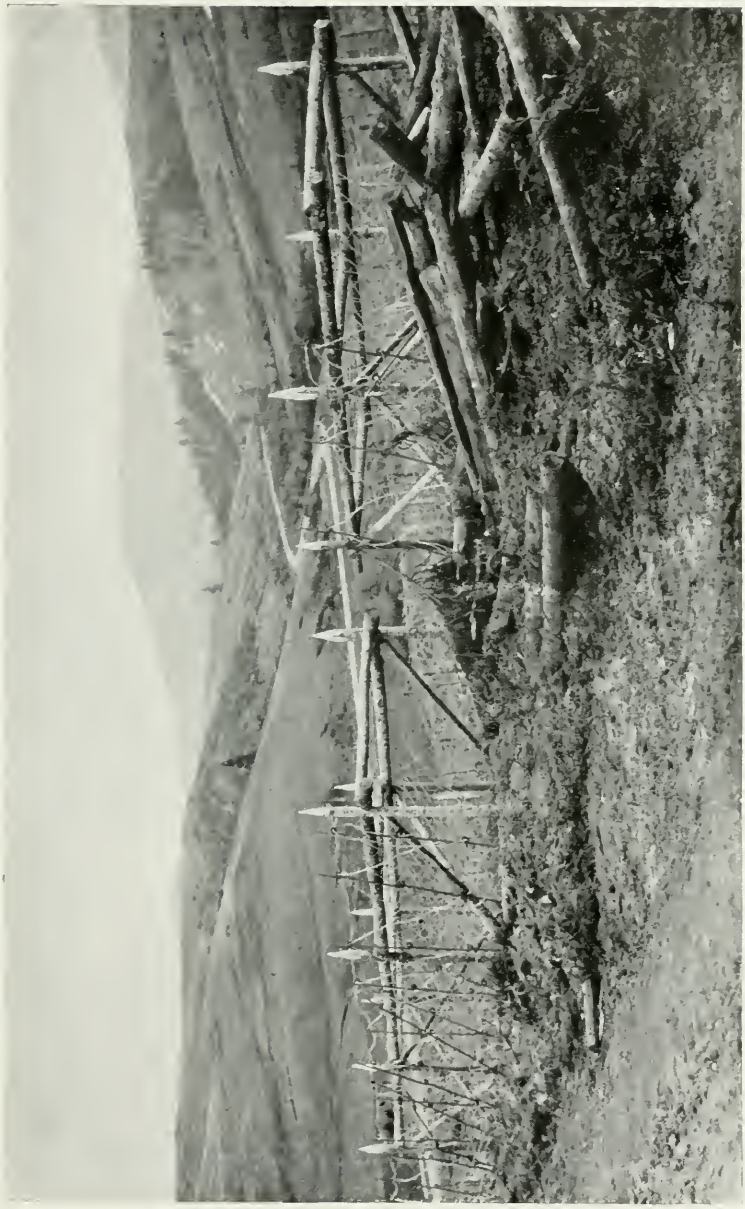
Gerasin Stanka, sechzigjähriger Bauer aus Dorna Watra.

Von links drängt der brausende Bisso herein, und die Theiß wird immer gewaltiger. Bei Bocskó öffnet sich das Tal. Von hier an ist der Fluß schiffbar. Holzflöße liegen an den Ufern oder schwimmen mit dem Strom. Die Gegend ist stark bevölkert, aber vom Krieg merkt man hier nichts mehr.

Jenseits des Izaflusses gewinnen wir die große „Haupttransversallinie", von der alle andern Etappenlinien durch die Quertäler des Gebirges bis zur Front führen.

In der Nähe von Huszt mehren sich die Anzeichen, daß wir im Etappengebiet der deutschen Südarmee sind. In undurchdringlichen Staubwolken kommt eine große Kolonne schwerer grauer Lastautomobile mit deutschen Wimpeln dahergefahren. Wir treffen Truppenzüge mit deutschen Flaggen, und auf dem Markt der kleinen Stadt stehen lange Proviantkolonnen mit deutschen Fahrern.

Von Norden kommt der große Nebenfluß Nagy-Ág, den ich bald genauer kennen lernen sollte, und ein Stück weiterhin öffnet sich nach



Stacheldrahthindernis am Tatarenpaß.

Süden eine weite Aussicht auf das ungarische Tiefland. Hier verließen wir die Theiß und fuhren in schroffen Bogen herrliche laubwaldgeschmückte Höhen hinan und durch ungarische und ruthenische Dörfer, wo die Kirschbäume bereits ihren Frühlingsreichtum an Blüten entfalteten. In gleich schroffen Wendungen ging es dann zu den Dörfern Bláhovo und Hreblja hinab. Laue Frühlingswinde strichen über die Felder, und die Laubbäume standen in vollem Grün; wenige Stunden haben uns aus dem rauhen Winter der Karpathen in Ungarns freundlichen Sommer geführt, und ebenso aus dem Krieg in den Frieden. In den Sümpfen zu beiden Seiten der Straße sangen die Frösche ihre gellenden Abendlieder. Das Land ist wellig und reich an Weiden, wo große Rinderherden von ungarischen Bauern in weißen, ärmellosen Lammfellpelzen, die Wolle nach außen, gehütet werden. Durch Buchenwälder mit schmetternden Nachtigallen und zwischen Weizenfeldern, auf denen die junge Saat schon aus der Erde hervorguckt, erreichen wir die Stadt Munkács. Vor uns im Süden liegt wieder die Steppe, eben wie ein Meer.

Arkadie Costasuc, fünfjähriger Rumäne in Storozynetz.

Der Oberstleutnant im österreichischen Generalstab Purtscher führte uns nach dem österreichischen Etappenkommando und dann ins Schloß des Grafen Schönborn in der Stadt, wo auch General von Linsingen, der Chef der deutschen Südarmee, seine Zimmer hatte. In der feldgrauen Tracht des Roten Kreuzes empfing uns die junge schöne Gräfin selbst und hieß uns herzlich willkommen; nur bedauerte sie, sich nicht so, wie sie es wünsche, ihren Gästen widmen zu können, da die Pflege der Verwundeten sie fast ganz in Anspruch nehme; die Gräfin wohnte

auch in den Baracken am Bahnhof in einem kleinen Zimmer, und mir wurden ihre eigenen Gemächer zur Verfügung gestellt. Auch Graf Schönborn, ein liebenswürdiger, feingebildeter Mann, einer der reichsten und vornehmsten Magnaten Ungarns, dessen Güter sich bis an die galizische Grenze erstrecken, widmete seine ganze Kraft den Verwundeten.

Abends saßen wir bei Schönborns zusammen mit dem Chirurgen Geheimrat Müller aus Rostock, dessen Einladung uns veranlaßte, am folgenden Morgen die musterhafte ärztliche Beobachtungsstation von

Vor einer Krankenbaracke in Munkács.
(Links vorn: Graf und Gräfin Schönborn.)

Munkács zu besichtigen, ein Riesenlazarett, das von fünfunddreißig Ärzten geleitet wurde und hundertfünfzig Schwestern und hundert freiwillige Krankenpfleger zählte. Täglich wurden von hier 400 Invalide in die Heimat befördert, und täglich kamen aus den Karpathen neue Züge mit Verwundeten. Es herrscht ein ständiger Wechsel in diesen großen hellen Sälen. Die verschiedenen Fälle werden mit größter Sorgfalt gesondert. Z. B. liegen alle, die an den Augen oder Ohren verletzt sind, für sich, was die Tätigkeit der Fachchirurgen vereinfacht. Fälle von Tetanus werden streng isoliert gehalten. Bisher hatte man bloß 10 solche unter 21 000 Kranken gehabt. Die Nationalitäten werden nicht getrennt.

Man zeigt bloß auf der schwarzen Tafel über dem Bett durch verschiedene Schrift an, ob der Kranke deutscher oder österreichisch-ungarischer Untertan ist. In dem einen Fall ist die Schrift weiß, im andern rot. Die Russen sind durch blaue Schriftzeichen kenntlich gemacht. Es ist eine Welt der Selbstaufopferung, des Heldenmuts und des Leidens, die in diesen Sälen atmet. Niemals werde ich den kecken Soldaten vergessen, der beide Hände und beide Füße verloren hatte und doch den Lebensmut bewahrte. Oder den, dem eine Kugel durch beide Augen gegangen war! —

Domnika Costasuc,
zwölfjährige Volksschülerin in Storozynetz.

Wer kennt Munkács, diese kleine ungarische Judenstadt mit ihrer babylonischen Sprachverwirrung? Solch kleiner Städte gibt es viele in Ungarn. Aber Munkács ist eine der bedeutsamsten unter ihnen; denn hier wurde 1844 der berühmte Maler Michael von Munkácsy geboren, der ihrem Namen Unsterblichkeit verlieh. In seinem mit einer Gedenktafel bezeichneten Geburtshaus waren jetzt Soldaten einquartiert.

Eine andre Sehenswürdigkeit von Munkács ist eine archäologische Sammlung, die 6000 Gegenstände aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit umfaßt. Herr Lehoczky, der sie in langen Jahren zusammengebracht hat, zeigte uns selbst sein Museum mit einer jugendlichen Frische, die zu seinen Jahren — er war nur vier Monate jünger als der König von

Ungarn — in überraschendem Gegensatz stand. Er und der Bürgermeister führten uns auch zum Kastell hinauf, von wo aus man eine großartige Aussicht über Stadt und Straßen, über die Ebenen im Süden und auf die Karpathen im Norden und Osten hat; ihre 1679 Meter hohe Spitze Sztoj tritt von hier aus besonders hervor. Der Name ist für die Russen von übler Vorbedeutung geworden, denn das russische „stoj" bedeutet — halt!

Nun meldeten wir uns beim Stabschef der deutschen Südarmee, Generalmajor von Stolzmann, und unmittelbar darauf beim Armeechef selbst, dem Generaloberſten von Linsingen. Exzellenz Linsingen ist in Schweden nicht unbekannt; als Chef des ..ten Armeekorps in Stettin hat er dort vor einigen Jahren unser Königspaar empfangen. Bei ihm machten wir dann die Bekanntschaft des Chefs der ..ten österreichischen Armee, des Generals Böhm-Ermolli, und seines Stabschefs, des Generalmajors Dr. Bardolff. Auch traf ich bei Tisch den Major Fürst Max Egon Fürstenberg, den ich vor Jahren auf einem Souper beim englischen Botschafter in Berlin kennen gelernt hatte. Eine besondere Freude aber war es für mich, meinen prächtigen Landsmann Major Nils Adlercreutz zu sehen, der am selben Tag in Munkács angekommen war und an unsern nächsten Ausfahrten teilnahm.

General Stolzmann orientierte uns auf einer riesigen Karte über die Karpathen, entwarf unsern Reiseplan und hielt uns einen meisterhaften Vortrag über die Kriegsereignisse an diesem Teil der Front. Noch im Januar war das Gebirge schneefrei und das Wetter dem Vormarsch sehr günstig gewesen. Im Februar aber kamen die Niederschläge. Tag und Nacht fiel Schnee, sperrte alle Pässe, verstopfte alle Straßen, und die Temperatur sank bis auf 23° unter Null. Namenlose Strapazen und Leiden hatten die Soldaten auszustehen, und der Frost war im allgemeinen gefährlicher gewesen als die feindlichen Waffen. Jetzt lag man oben in den Bergen fest, aber immer im Kampf. Gerade heute war die Nachricht eingegangen, daß die vom Feind hartnäckig verteidigte Ostryhöhe zum größten Teil genommen sei.

In Sonntagsstimmung und bei strahlendem Sonnenschein fuhren wir am 25. April von Munkács nach Hujzt. Auf dem Kirchhof stand die Gemeinde zur Messe versammelt, die Männer in Schafpelzen und

die Frauen in bunten Trachten und gestickten Kopftüchern. In den ruthenischen Dörfern riefen die Kinder „dobre dan“, guten Tag, und von den Kreuzen an den Grabenrändern blickte der Erlöser auf das Leben der Landstraße und die sprießende Saat der Äcker herab.

Ruthenische Landleute im Tal des Nagy-Ág.

Von Huszt ging es nun im Tal des Nagy-Ág durch Iza und Herincse; vor der Kirche des letzteren Dorfes wartete eine Volksschule auf den Gottesdienst, die Mädchen in erdbeerroten Kleidern, ein ganzer Frühling von Jugend. Es wimmelte von ruthenischen Frauen in weißen Blusen mit blauen Stickereien und schwarzen Röcken und von Männern in weißen Lederwesten mit schwarzen Pelzborten. In Feiertagskleidung standen sie vor ihren Häusern und sahen zu, wie gewaltige deutsche und

österreichisch-ungarische Trainkolonnen durchs Tal zogen. Ungarische Gendarmen mit runden, federgeschmückten Hüten sorgten für Ordnung. Hier zeigte sich eine Etappenlinie in ihrem vollen Glanze. Dann vor uns undurchdringliche Staubwolken: eine Kolonne von Lastautomobilen. Man muß vorüber, sonst erstickt man. Aber immer tauchen neue unförmliche Gespenster aus dem Staubwirbel auf. Die Farben der Uniformen sind ausgelöscht, sie sind mit einer dicken Schicht Staub bedeckt, in des Wortes eigentlichster Bedeutung „feldgrau".

Domitru Jakubau,
zweiunddreißigjähriger rumänischer Großbauer
aus Dorna Ardjestro.

Endlich schien die Straße frei zu sein, aber jetzt kam uns eine endlose Reihe von Bauernwagen entgegen. So ging es Schritt für Schritt. Selten hatte man freie Aussicht über das Tal, das immer enger wurde und immer seltener für einige Gehöfte Raum bot. An den Straßenrändern saßen Arbeiter und klopften Steine zur Ausbesserung des Fahrdamms; diese Landstraßen-Etappenlinie muß gut imstande sein, denn sie wird Tag und Nacht von schweren Wagen benutzt. An einigen Stellen war der Weg zur Hälfte aufgerissen, er wurde umgelegt, und die Landsturmleute, die den Verkehr überwachten, hielten rote Tafeln hoch, die Halt bedeuteten, oder weiße, die den Weg freigaben.

Zahlreiche Automobile fuhren das Tal hinauf und hinab. In einem derselben saßen österreichische Offiziere mit einem bosnischen Kollegen in feldgrauem Fes. Einige Juden trieben Rinderherden an die

Front. Eine österreichisch-ungarische Kolonne ruhte auf einer Wiese, wo außerdem eine Trainabteilung rastete; auch eine lange Reihe russischer Gefangener fehlte nicht; sie war auf dem Marsch nach irgendeinem Lager in Ungarn.

Das Tal erweiterte sich etwas, und vor uns lag das große Dorf Ökörmezö, von wo aus General Gerok eine Armeeabteilung befehligte, die aus einem deutschen Armeekorps, einer deutschen Reserve-Infanteriedivision und einer österreichischen Infanteriedivision bestand. Von hier setzte ich unter Führung des Grafen von Keßler meine Fahrt durch das Tal des Nagy-Ág fort.

Holzkirche in Majdánka.

Gleich oberhalb des Dorfes liegt auf der westlichen Talseite eine 803 Meter hohe Anhöhe, genannt Kliwa. Bis dahin waren die Russen Ende Januar vorgedrungen. Die Höhe wurde von einer Reservedivision mit Unterstützung andrer Truppen im Sturm wieder genommen. Der Angriff kostete viele Opfer. Zahllose deutsche Granatlöcher zeigten, wo die russischen Batterien im Talgrund ihre Stellungen gehabt hatten. — Etwas höher hinauf hat das Dorf Majdánka eine entzückende Lage, umgeben von prächtigen bewaldeten Bergen. Seine einem japanischen Tempel ähnliche Holzkirche mit hohem Schindeldach und einer Art säulengeschmückter Galerie steht an einem Fichtenhain auf einer Anhöhe. Die Bevölkerung war zurückgekehrt. Alles grüßte höflich, als wir vorüberfuhren.

In dem kleinen Dorf Toronya machten wir halt. Wir wurden erwartet. Generalmajor Mayer, der Chef der ...ten österreichischen Infanteriedivision, empfing uns in der Mitte seines Stabes. Mehrere Mitglieder desselben, unter andern der einflußreiche Politiker Graf Clam, schlossen sich uns an, als wir das Nebental Pereszlö oder Prisztop hinaufritten, dessen Straße für Automobile zu schmal und holprig ist. Aber herrlich war dieser Ritt und entzückend die Bilder, die sich bei jeder Wendung des Weges vor meinen Augen aufrollten. Oft drängten sich Infanterie, Kavallerie und Fuhrwerk. In allen Bauernhöfen lagen Truppen; auf einigen wehte die Flagge des Roten Kreuzes. Die meisten Häuser waren noch von Ostern her mit Fichtenzweigen geschmückt. Auf einem Holzschild gab ein Korporal seine Kunstfertigkeit als Barbier bekannt, und hier und da verkündete ein F auf rotem Schild, daß ein Fernsprecher da sei. Tische, Stühle und Bänke standen vor den Hütten, und die Leute nahmen ihre Mahlzeiten unter freiem Himmel ein. Wo sich der Weg erweiterte, biwakierten Trainabteilungen. Kleine einspännige, zweirädrige Karren, vor die je nach Bedarf noch zwei Pferde gespannt werden, waren besonders für den Transport in den

Bäuerin in Storozynetz.

Berggegenden geeignet. Oft begegneten wir kleinen Karawanen von Bergpferden, die auf Saumsätteln Kasten mit Munition oder Proviant trugen.

Gleich oberhalb des Dorfes Pereszlö stiegen wir ab und gingen zu Fuß die Anhöhen nach Norden hinauf. Die Steigung war für die Pferde zu schroff; auch hätte eine Schar Reiter sicher das feindliche Feuer auf sich gelenkt, während vereinzelte Wanderer eher unbeachtet blieben.

Bald erreichten wir die ersten Schneestreifen in einer Höhe von mehr als 1000 Metern; der Schnee war weich und feucht infolge des starken Sonnenscheins. Bis zur Höhe 970 waren wir vor Sicht seitens des Feindes geschützt. Dann aber kamen wir zu einem Punkt, von dem aus wir im Nordosten deutlich die Höhe 1037 liegen sahen; dort hatte der Feind einen Beobachtungsstand. Nun gingen wir etwa 1 Kilometer auf einem Bergrücken, der langsam zur Höhe 1218 anstieg.

Es wäre zweifellos klüger gewesen, die dem Feind abgewandte Seite des Bergrückens aufzusuchen. Aber dort lag Schnee, und oben ging es sich bequemer. Auch glaubten die Offiziere an keine Gefahr, denn die Moskowiter hatten in der letzten Zeit ihre Munition gespart.

Aber unsere Kühnheit schien ihnen denn doch zu herausfordernd! Paff! Da krepierte ein Geschoß — dann noch eins gerade über uns. Offenbar hatte man das Feuer im voraus auf unsern Bergrücken eingestellt. Dann folgte ein Schuß dem andern. Wir schwärmten aus und suchten nun hinter unsrer Höhe Schutz. Es war aber auch die höchste Zeit. Das Schrapnellfeuer wurde immer ärger; sein Pfeifen durchschnitt die Luft, und auf dem Kamm des Bergrückens schlug eine schwere Granate ein. Die Erde bebte. In der nächsten Minute kamen noch zwei von derselben Sorte. Aus der Größe der Trichter schlossen die Artilleristen, daß wir es mit 17-cm-Geschützen zu tun hatten. Die Geschosse trafen fast auf denselben Punkt. Major Adlercreutz, der zwanzig Meter vor mir ging, kehrte sich in unerschütterlicher Ruhe um und fragte lächelnd, ob ich etwas gemerkt hätte. Ich war gerade dabei, mir Staub und Erde aus dem Gesicht zu wischen; auch war der Explosionsgeruch stark genug. Wir waren etwa achtzig Schritt von der Einschlagstelle der Granaten entfernt.

In Schnee und Regen gingen wir weiter. Aber jetzt vorsichtig geschützt durch Bäume und Unebenheiten des Geländes. So erreichten wir eine deutsche Feldgeschützruppe, die sich gerade zu einer Kanonade

Beim Laden.

fertig machte und dann loslegte. In der Nähe stand eine österreichische 10,5-cm-Batterie. Auch sie gab Feuer. Die Deutschen hatten vorsichtig eine Schutzmauer für die Bedienung errichtet. Ein Mann hatte den Telephonhörer am Ohr festgebunden und nahm die Kommandoworte des Batteriechefs auf, die er dann wiederholte. Die Geschütze waren mit Seilen heraufgezogen worden; ein jedes von sechzig Mann.

In tiefem glattem Lehmschmutz und durch Schnee, in den ich bis an die Knie einsank, ging ich durch einen mannstiefen Laufgraben zu dem Beobachtungsplatz hinauf, einem kleinen kubischen Raum ohne Dach

Bauernwagen als Trainfuhrwerk bei Ökörmezö.

und mit Mauern aus Erdklumpen. Durch scharfe Fernrohre sah man in einer Entfernung von 2500 Metern ganz deutlich die vordersten Reihen der Russen, sogar die Schießscharten in der Brüstung, und weiter hinten ihre Reservestellungen. Man konnte genau beobachten, wie der Feind sich das Gelände zur Verteidigung dienstbar gemacht hatte. Auf einer kleinen Anhöhe hatte er einen Stützpunkt angelegt und dorthin zwei Maschinengewehre geschafft, um die Front rechts und links gehörig flankieren zu können. Gerade dorthin war unser Feuer gerichtet. Rauchwolken umschwebten die Anhöhe wie ein Kranz. Blitz auf Blitz zuckte aus ihnen hervor, und man konnte die Russen nur bedauern, die diesen Bleiregen auszuhalten hatten.

Zurück ging es anfangs auf demselben Weg, den wir gekommen waren. Abermals bekamen wir eine Granate und sechs Schrapnells aufgebrannt. Doch waren sie schlechter gezielt als das erstemal. Dann eilten wir zu unsern Pferden und ritten bis Toronya den entzückenden Weg zurück, dessen lautes, rastloses Leben immer mehr in der Abenddämmerung verschwand.

Die Nacht war still und klar, und der Mond stand hoch. In Gesellschaft des Generals Mayer fuhr ich durch das Tal Toronesak hinauf zum Passe Wyszków. Unterwegs begegneten wir einem munteren, gesprächigen österreichischen Artillerieobersten, der mitkam und mir alles erklärte. Er zeigte, wo seine mit Fichtenzweigen bedeckten Batterien standen; bald am Wege, bald rings auf den Höhen. Auf einer Anhöhe war eine Scheinbatterie aus Blechrohren, alten Rädern und anderm. Die Russen hatten daran eine Masse Munition verschwendet; die falschen Kanonen umgaben viele Granatlöcher. In unmittelbarer Nähe der Stellungen lagen hier die Truppen in Waldhütten; um feste Behausungen war es schlimm bestellt. Der Befehlshaber der Kampfgruppe, die den Paß verteidigte, ein Oberstleutnant, lud uns in seine kleine Hütte ein. Sie bestand aus einem Zimmerchen, wenig mehr als 2 Meter im Quadrat, und hatte ein Dach aus Gesträuch und Fichtenzweigen mit einer 30 Zentimeter starken Erdschicht. Ein Strohbett, ein „Schwarmofen" und ein Tischchen vor einem noch kleineren, mit Rollvorhang versehenen Fenster waren die ganze Ausstattung.

Hier blieben die Automobile stehen. Wir hatten nur noch eine Viertelstunde bis zur österreichischen Stellung. Südlich vom höchsten Punkt des Weges war der junge Fichtenwald auf der Ostseite spukhaft zerschossen. Die Stämme, die noch standen, waren völlig abgeschält. Hier lagen im Winter die vordersten Abteilungen der Gegner nur fünfzig Meter voneinander entfernt im tiefen Schnee verborgen, und im Schnee hatte man die Gefallenen begraben. Jetzt, da die weiße Decke wegschmolz, kamen die Leichen zutage. Neulich hatte man acht Mann beerdigt. Überall winkten Kreuze auf Massengräbern von Österreichern und Russen unheimlich im Mondschein.

Auf dem Nordabhang der Wasserscheide wurde der Weg schlechter, feucht und glitschig; wo er am schlimmsten war, hatte man ihn mit

Fichtenzweigen bestreut. An den Seiten stand der Wald dichter als vorhin. Vor uns nach Galizien zu lag eine tiefe Schlucht, deren Bach nach und nach zum Fluß Mizunka wird und schließlich in den Dnjester fließt. Rechts auf einer Anhöhe hatten die Österreicher ihre Beobachtungsstellen. Etwas weiter nach Westen sah man viele Lager- und Küchenfeuer zwischen den Bäumen aufblitzen, ziemlich hoch auf demselben Abhang. Dort lag ein Reserveregiment, dessen Biwak so weit nach oben verlegt war, nicht zum wenigsten, weil der Rauch stehende Nebelschleier im Tal zu bilden pflegt. Die Feuer sahen im Dunkel der Nacht ganz gespenstig aus.

Minodora Bucicowski, rumänisches Schulmädchen in Storozynetz, 17 Jahre alt.

Wir mußten uns, soweit möglich, im Schatten der Bäume an den Straßenrändern halten, um nicht von den russischen Stellungen aus gesehen zu werden.

Vor uns erhob sich ein schwarzes Band quer über den Weg, eine Straßensperre, eine Palisade von zwei Meter langen, kräftigen Fichtenstämmen. Auf ihrer inneren Seite war ein Boden von dünneren Brettern. Dort standen die Posten an drei kleinen Löchern, die freie Aussicht nach dem Feind hinüber boten. In jedem Loch lag ein Gewehr in wagerechter Lage. Bei zwei Löchern, die in Augenhöhe angebracht waren, standen jetzt Soldaten. Solch ein Posten darf sich weder bücken noch strecken, weder sitzen noch den Kopf drehen; er darf nicht einmal fragen, was das wohl für Leute sind, die jetzt in später Nacht zu ihm heraufkommen. Er bewegt keinen Muskel, er blinzelt kaum, er steht

wie eine Bildsäule und starrt nur wie verhext auf die galizische Landstraße, die streckenweise weiß im Mondschein glänzt, der dort zwischen den Fichten durchdringt. Er wechselt nicht den Fuß, er ruht auf beiden Beinen. Er ist still wie eine Katze, die auf ihren Raub lauert, und er lauscht ebenso scharf wie er sieht.

Worauf wartet er? Er wartet darauf, schwarze Schatten die Landstraße entlang zwischen den Fichten heranschleichen zu sehen. Es sind kaum 400 Meter bis zur russischen Verschanzung. Dort stehen ebenfalls Posten und halten genau so scharfe Wacht. Die Nacht ist die Zeit der Erkundungs- und Kampfpatrouillen. Es ist fabelhaft, wie leise sich der in dieser Kunst Geübte bewegen kann. Jeden Laut und jeden Lichtschimmer dort vorn muß der Posten unterscheiden und ihre Bedeutung beurteilen können. Ein einziger Gedanke beherrscht ihn: solange er für den Ausguck verantwortlich ist, darf keine Überrumpelung vorkommen. Deshalb steht er da als ein Bild der Wachsamkeit und der treuen Pflichterfüllung. Wehe der Armee, in der die Ausbildung im Wachtdienst vernachlässigt wird. Im Kriege leistet man nur das richtig, was im Frieden geübt worden ist, und man soll nicht glauben, daß das, was bei der Ausbildung im Frieden versäumt wurde, im Felde nachgeholt werden kann. Man kommt nicht nach, und die Lektionen im Krieg kosten zuviel: sie kosten Blut.

Vor der Palisade befindet sich ein durch „spanische Reiter" verstärktes Stacheldrahtnetz; vor diesem Netz steht eine Kette Doppelposten im Schatten des Waldes gut versteckt. Jedes Postens Pflicht ist, beim ersten verdächtigen Zeichen Alarm zu schlagen. Die Ablösung erfolgt alle zwei Stunden. Aber diese sind lang. Die Einsamkeit im finstern Wald wirkt auch auf starke Nerven ein. Jeden Augenblick kann eine feindliche Kugel herüberpfeifen, und dann hat man das eigene Stacheldrahtnetz hinter sich und den Feind vor sich. In lautlosen Mondscheinnächten ist die Stimmung fast unheimlich. Wie gut kenne ich das! Ich habe ja selbst auf Posten gestanden — vor Jahren in Tibet!

Von der Straßensperre ging ich noch einige Treppenstufen zur Infanteriestellung an der Talböschung hinauf. Ihre Schützengräben und ihre wunderlichen Behausungen waren eng wie Gefängnisgänge und meist mit Dächern aus Fichtenstämmen und einer Erdschicht darüber gedeckt.

Ein flackerndes Stearinlicht vermochte das Dunkel nicht zu durchdringen. Auf dem Boden eines der gedeckten Räume lag ein Soldat und schlief. Ein kleiner eiserner Ofen gab behagliche Wärme und vertrieb die Feuchtigkeit. In einer andern Höhle schliefen zwei Mann, zwei andre hielten Wacht. Mit diesen konnte ich mich unterhalten. Sie waren ruhig und mit ihrer Tätigkeit zufrieden. Ihre Wachtzeit dauerte zwei Stunden. Dann wurden die jetzt schlafenden Kameraden geweckt.

Nach Norden gingen die Feldbefestigungen über Hügel und Täler ins Unendliche auf und ab, von der Landstraße auch nach Südosten ins Tal hinunter; dort waren die Gänge mit Treppen aus Fichtenholz versehen. In spitzem Winkel näherte sich die österreichische Linie der russischen, an einer Stelle war sie bloß 50 Meter von ihr entfernt. In der Nacht hörte man die Russen deutlich hämmern, nageln und klopfen wie Spechte. Da nagelten sie Bretter an die Grabenränder. Man war hier nicht so vorsichtig wie an der Westfront, wo in den Schützengräben kein Licht gebrannt werden darf. In den Karpathen zündete man ganz ungeniert Licht an, und an mehreren Stellen stieg der Rauch aus den Essen auf; in der Richtung auf die russische Stellung zu bildete er im Tale sogar weiße Florstreifen, die scharf vom Mond beleuchtet und oft schwer von Schneestreifen zu unterscheiden waren. In den Terrainfalten abwärts gab es kleine Kammern mit Fenstern und Türen; einige von ihnen standen offen, und ich sah die Soldaten drinnen sitzen, sich unterhalten und rauchen.

Wir gingen dann wieder zum Paß hinauf, wobei ich die Vorsichtsmaßregel versäumte, mich im Schatten der Bäume zu halten. Aber die russischen Posten schossen nicht. Es knisterte unter meinen Füßen, wenn ich auf dürre Zweige trat; aber das Rauschen des Baches verschlang wohl alle andern Laute. Die Artillerie schießt selten bei Dunkelheit. Meine Freunde erzählten mir, wenn man monatelang den Russen gegenübergelegen habe, könne man ziemlich genau die Zeit ihrer Feuerpausen berechnen. Zu gewissen Stunden des Tages schießen die Moskowiter nicht, dann essen sie. Auch Sonntagvormittags bleibt es immer ganz still. Diese Sicherheit benutzt natürlich der Gegner; sie gibt ihm Gelegenheit zu gewissen ungestörten Beobachtungen und Erkundungen.

Als ich am folgenden Morgen von Ökörmezö aus das schöne Dorf Majdánka besuchte und dort einige photographische Aufnahmen machte,

überbrachte mir der Meldereiter Ulan Woeckner ein schweres Paket. Es enthielt einen Ausbläser, die Hülse eines Schrapnells, sowie ein Schreiben, datiert vom 25. April: „Pereszlö, ..te Reservedivision, Reserve-Artillerie-

Alexandra Bodnariuc, rumänisches Bauernmädchen in Storozynetz, 19 Jahre alt.

regiment, ..ter Stab, 1. Abteilung" und mit folgendem Wortlaut:

„Zur Erinnerung an den scharfen Salut, mit dem die Russen Ihr Eintreffen an der Karpathenfront begrüßten, senden den beifolgenden auf Sie gezielten Ausbläser: Hauptmann von Meien, Kommandeur.

Hauptmann Hagemann, Batteriechef. Leutnant Schmidt, Adjutant und Pfadfinder. Leutnant Reiß, Scharfschütze."

Dem Schreiben lag außerdem eine Karte bei über unsern Weg von Pereszlö bis zur Stellung der Batterie hinauf. Zwei rote Kreise zeigten die Punkte an, wo wir gestern beschossen worden waren.

Mittags verabschiedeten wir uns von General Gerok und seinem Stab und fuhren auf demselben Weg, auf dem wir gestern gekommen waren, das Tal wieder hinab. Gerade beim Aufbruch war die telephonische Einladung gekommen, im Vorüberfahren die deutsche Flieger-

Bauernhäuser mit Stroh- und Schindeldächern oberhalb Ökörmezö.

station in Iza, nördlich von Huszt, zu besuchen. Am Eingang des Dorfes erwartete uns bereits ein Offizier; er nahm in meinem Automobil Platz und zeigte uns den Weg zur Station, die auf einem flachwelligen Feld mit freier Aussicht nach allen Seiten gelegen war, einem idealen Landungsplatz.

Die Offiziere der hier liegenden Fliegerabteilung nahmen uns auf der Station in Empfang und führten uns nach der kleinen Villa „Fliegerheim", auf deren Veranda Hauptmann Gürich, der Chef, in einem Lehnstuhl saß. Seine verbundenen Füße lagen auf einer Fußbank. Er reichte mir die linke Hand zum Gruß entgegen, die rechte war lahm. Bei Reims hatte er fünf Kugeln in den Arm bekommen und drei in die Beine. Vor fünf Tagen war er nun noch mit erfrorenen Füßen von einer Erkundungsfahrt zurückgekehrt.

Vor einer Woche hatte er Befehl erhalten, die Lage der ruſſiſchen Stellungen in einer beſtimmten Gegend nördlich von den Karpathen zu erforſchen. Von Iza aus war er in Spiralen bis zu einer Höhe von etwa 2500 Metern aufgeſtiegen, was eine Stunde dauerte. Dann ging er in gerader Linie über das Gebirge, überflog deſſen ſchneebedeckte Kämme und ſteuerte auf feindliches Gebiet hinüber. 28 Kilometer hinter der ruſſiſchen Front blieb plötzlich der Motor ſtehen. Nun mußte er in überſtürztem Gleitflug abwärts. Eine Wahl gab es nicht. Unter dem Flieger breiteten die Karpathen ihre Labyrinthe von jähen, waldbewachſenen und tiefeingeſchnittenen Tälern aus. Er warf einen Blick über die Reling, um einen geeigneten Landungsplatz zu finden. Geeignet! In ſolchem Gelände! Aber es galt das Leben, und man opfert es nicht unnütz.

Anna Lukan, rumäniſches Bauernmädchen in Dorna Watra, 19 Jahre alt.

Im Tal floß ein Bach. Der Hauptmann ſteuerte ſeinen Doppeldecker direkt auf deſſen Lauf hinab, dahin, wo das Waſſer tief genug war. Das Flugzeug ſtürzte ins Waſſer und war verloren. Gürich und ſein Kamerad wurden herausgeſchleudert, kamen aber mit heilen Gliedern an Land.

Aber was nun? Die Ruſſen hatten die Flugmaſchine natürlich geſehen, ihre Patrouillen waren ſofort unterwegs, und bald pfiffen den

beiden Schiffbrüchigen die Kugeln um die Ohren. Aber diese schlichen rasch und geschmeidig wie Panther in den weglosen Wald hinein, immer von berittenen Soldaten verfolgt, solange das in diesem Gelände möglich war. Sie kamen auf ein Schneefeld, wo sie nach verschiedenen Richtungen im Kreise gingen oder streckenweise zurück, um die verfolgenden Russen irrezumachen. Zuweilen kletterten sie einen Abhang hinab, um an einen Bach zu kommen, in dem sie lange Strecken liefen, um ihre Spur zu verbergen.

So ging es den ganzen Tag; die beiden Deutschen blieben immer mehr oder weniger stark in Fühlung mit den Kosaken oder andern neuen Verfolgern. Sie sehnten sich nach Dämmerung und Dunkel, um Atem schöpfen zu können. Gürich war schon früher in dieser Gegend aufgestiegen und kannte sie genau. Er wußte, wo sich die beste Möglichkeit bot, ungesehen durch die Russenlinie wieder durchzukommen, und wo die österreichisch-ungarische Front am nächsten war. Bei Einbruch der Nacht flüchteten die beiden in einen dichten Wald, breiteten Fichtenzweige auf dem Schnee aus und schliefen. Dann ging es weiter durch Dickicht und Gebüsch, Felswände hinauf und hinunter, über Schneefelder und Bäche.

Die Sonne ging auf. Der letzte Bissen Brot war schon verzehrt. Neue Kosakenpatrouillen zeigten sich, zuweilen auch feindliche Reiter auf der Anhöhe. Dann verbarg man sich, bis sie verschwunden waren. In der Tiefe der Täler lagen russische Biwaks, und in einemfort fuhren Trainkolonnen heran. Immer noch galt es also, Umwege einzuschlagen.

So verging der zweite Tag; die zweite Nacht kam heran. Wieder mußten die beiden Männer in einem Gebüsch schlafen. Es war dort oben empfindlich kalt, und als sie erwachten, merkte der Hauptmann, daß in seinen Füßen das Gefühl abgestorben war. Aber noch konnte er sich weiterschleppen. Also weiter in der Richtung auf die Freunde zu.

Endlich waren sie in der Feuerzone, in dem herrenlosen Gebiet zwischen den russischen und österreichisch-ungarischen Linien. Nun bestand aber eine neue Gefahr. Kamen sie zu ungarischen, tschechischen, bosnischen oder andern Truppen, die nicht Deutsch verstanden, so konnten sie als Spione erschossen werden. Glücklicherweise verstand der erste Posten, der sie anhielt, Deutsch, nahm sie fest und führte sie zu dem nächsten österreichischen Offizier. Dieser konnte die beiden Männer mit Leichtigkeit

identifizieren. Sobald sie sich von den furchtbaren Strapazen ihrer Reise einigermaßen erholt hatten, kehrten sie nach ihrer Station zwischen Iza und Huszt zurück. Hier saß nun Hauptmann Görich jetzt, die erfrorenen Füße auf einer Fußbank.

In Begleitung seiner Offiziere besichtigten wir den Flugplatz und besuchten die Reihe großer Schuppen, in denen die Doppeldecker und Tauben standen. Verschiedene „Villen" dienten als Wohnungen für die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, während andere Küchen, Magazine, Werkstätten und all das übrige enthielten, was zu einer vollständigen Fliegerstation gehört. Ein Automobilpark mit Personen- und Lastautos war auch in der Nähe. Eine vollständige kleine Stadt war dort auf dem Feld entstanden. Es gab eine Wilhelmstraße, eine Hindenburgstraße, einen Kurfürstendamm und eine Straße „Unter den Linden". „An den Zelten" war ein besonders passender Name für eine dieser „Straßen". Auch die Villen hatten ihre Namen, z. B. „Zur frommen Helene", „Zur dicken Berta", „Zur schönen Aussicht" und „Villa Hindenburg".

Zwei Doppeldecker waren gerade aufgeflogen. Der eine umkreiste die Gegend, der andre landete mit ausgebreiteten Flügeln. Einer von den Offizieren fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, eine kleine Fahrt zu machen. — Aber gewiß!

Man versah mich mit Lederweste, Fliegerhelm und Brille, und ich kletterte auf den Sitz des Beobachters. Vor sich hat man einen durchsichtigen Schirm gegen den Luftzug und den selbsttätigen Barographen. Leutnant Hans Hinsen schwang sich auf den Platz hinter mir. Der Motor wurde angekurbelt, und einige handfeste Leute setzten den Doppeldecker in Gang. Erst rollte er langsam, dann immer schneller und endlich mit rasender Geschwindigkeit auf seinen leichten, elastischen Rädern über die Wiese hin. Plötzlich hörte das Schlingern auf, und das Fahrzeug ging stetig, ohne kippende Bewegungen. Nur in seinem Rumpf zitterte es und sang es, und der Propeller machte bedeutenden Lärm. Wir waren von der Erde aufgestiegen, ohne daß der Augenblick zu bemerken war, wo die Räder den Erdboden verlassen hatten. Schnell wurden die Dinge da unten kleiner. Der Apparat schraubte sich in immer höhere Räume hinauf. Die Sonne schien auf die feinen Flügel

und die gespannten Metalldrähte. Es dröhnte in der Luft. Der Doppeldecker bewegte sich wie ein Vogel in eleganten Kurven und neigte sich bald nach vorn, bald nach hinten.

Unter mir lag wie eine kleine Karte die Station mit ihren Zelten und Baracken: hier das Dorf Iza mit seiner Kirche, seinen Häusern und Gütern, seinen Gassen, Gärten und Wegen, die wie gelbe Bänder Äcker und Felder durchziehen; dort Huszt mit seinen roten und schwarzen Dächern. Eben noch sah ich unsern Schatten ziemlich groß über die Erde hinfahren. Jetzt ist er ganz klein, nur noch ein schwarzer Punkt, der über die Wiesen eilt.

Alexandra Danelko, rumänisches Bauernmädchen in Storozynetz, 19 Jahre alt.

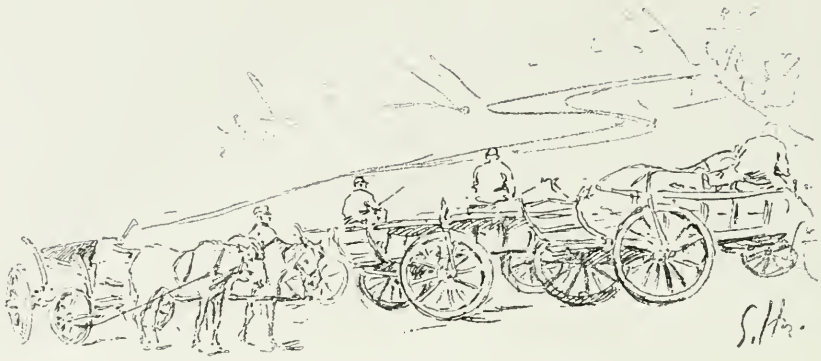
Die Nadel des Barographen war bis auf 300 Meter gestiegen. Leutnant Hinsen machte die Handgriffe, die das Flugzeug abwärts steuerten, und ließ den Propeller sich langsam drehen. Dieser Augenblick, wo der Apparat aus der aufsteigenden Bahn in die absteigende übergeht, ist unbehaglich, wenn man ihn das erstemal erlebt. Es schwindelt einem wie in einem allzu schnell herabgehenden Aufzug, doch in weit stärkerem Maße. Ich faßte unwillkürlich den Rand des Sitzes und drehte mich um, um zu sehen, ob der Gesichtsausdruck des Leutnants eine Gefahr verriete. Aber er lächelte und nickte, und ich begriff, daß alles in bester Ordnung sei. Der Gleitflug hatte ruhig und stetig begonnen, und der Propeller ging so langsam, daß man fast die Flügel sehen konnte. Der Schatten des Doppeldeckers wurde wieder größer.

Die Dörfer, die Häuser, die Zelte und unsre Freunde unten kamen uns näher. Der Maßstab der Erdkarte nahm beständig zu.

Bald waren wir ganz nahe über dem Boden. Leutnant Hinsen ließ den Propeller wieder mit voller Geschwindigkeit sausen und stellte den Apparat lotrecht. Pfeifend fuhren wir über das wogende Gras gegen den Wind. Ein kaum bemerkbarer Stoß verriet, daß die Räder den Boden erreicht hatten. Staub stieg auf. Die Maschine eilte wie rasend über die Wiese; aber ihre Geschwindigkeit nahm schnell ab und hörte ganz auf, als wir den Punkt erreicht hatten, wo Adlercreutz, Gadd und die übrigen Offiziere uns erwarteten. Als Andenken durfte ich das Barogramm behalten: „Zur Erinnerung an den Flug am 26. April 1915 in Iza in den Karpathen. Hans Hinsen, Flugzeugführer."

Einige Zeit später hörte ich — ich hoffe zu Gott, daß das Gerücht sich nicht bewahrheitet —, Leutnant Hinsen sei mit seinem Doppeldecker abgestürzt; er und sein Beobachter hätten dabei den Tod gefunden! Möchte er noch imstande sein, als ein lebendiger Beweis die Wahrheit dieser Angabe zu widerlegen! —

Wir kehrten zu Hauptmann Gürich zurück und nahmen an dem großen Tisch auf seiner Veranda Platz. Um 6 Uhr hätten wir wieder in Munkács sein sollen. Aber wir blieben, bis die Sonne blutrot hinter den Bergen untersank und die Schatten sich schwer auf die Gegend legten. Dann erst bestiegen wir wieder unsre Automobile, bei denen sich zum Abschied die ganze Mannschaft der Station versammelt hatte. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", klang es aus frischen Kehlen über die Wiesen. Ein herzliches „Auf Wiedersehen", ein donnerndes Hurra, und wir rasten den langen Weg nach Michael Munkácsys Stadt zurück.



Requirierte Bauernwagen in den Karpathen.

Achtzehntes Kapitel.

Auf der Höhe des Zwinin.

Die Sonne war am 27. April kaum aufgegangen, da waren wir wieder unterwegs zu einer neuen Karpathenfahrt. Diesmal drangen wir ins Gebirge durch das Tal des Latorczaflusses ein, wo der schöne Weg oft im Schatten sommergrüner Buchen, Eichen und Linden lag und die Zweige der blühenden Obstbäume aussahen, als wären sie mit Schnee beladen. In der nordöstlichen Verlängerung des Tales thronte der schöne Gipfel Sztoj. Bei dem Kirchdorf Szuszkójfalu fuhren wir am Ufer des Flusses entlang; dann weiter durch das enge Nebental Pinye, wo eine neuerbaute Feldbahn dem Etappenwesen zur Verfügung stand. Wo diese Eisenbahn bei Aklos aufhörte, begann wieder auf der Landstraße das übliche bunte Etappenleben. Da ritten Honvedhusaren in ihren schönen blauroten Uniformen, da rauchten Feldbäckereien und Küchenwagen und rollte österreichisch-ungarisches Trainfuhrwerk dahin, von Zivilisten kutschiert, deren Militärdienst durch eine gelbe Binde am linken Arm angedeutet war.

Über einen kleinen Sattel kamen wir wieder in das Tal der Latorcza hinab, der wir dann eine Weile folgten, oft ihren Lauf auf Holzbrücken überschreitend. Russische St.-Andreas-Kreuze an den Straßenrändern ließen erkennen, daß auch hier Kämpfe stattgefunden hatten. Auf

einem Hügel stand eine deutsche Kriegsbrückenkolonne. Die Pontons lagen wie gewöhnlich mit dem Boden nach oben, alles in mustergültiger Ordnung.

Im Dorfe Alsóvereczke hatte das Armeekorps Bothmer sein Generalkommando. General Graf von Bothmer, ein echter Bayer, nahm uns liebenswürdig auf und gab dem Major seines Stabes Paraquin und dem Automobilkolonnenführer Grafen Pappenheim den Auftrag, uns bis zu den Höhen des Zwinin zu geleiten, an dessen Fuß heute gekämpft wurde. In gewaltigen Serpentinen schlängelte sich der Weg zum Paß von Vereczke hinauf, von dem aus man eine prächtige Fernsicht nach allen Richtungen hat, nicht zum wenigsten auf den Sztoj, der stattlich und gewaltig im Süden seine Spitze erhebt. Der Paß, dessen Höhe bis zu 841 Metern ansteigt, ist Wasserscheide zwischen Donau und Dnjester. Auf der andern Seite fließt der Stryj, ein Nebenfluß des Dnjester. Hier läuft auch die Grenze zwischen Ungarn und Galizien. In gleich scharfen Windungen geht dann der Weg zum Stryj hinab, aber nur, um seinen Lauf zu überschreiten und dann in einem Seitental nach Nordosten weiterzugehen. Am Ausgang dieses Tals hatten die Österreicher das Dorf Klimiec niedergebrannt, um freies Schußfeld zu erhalten, und darauf die Baracken der „Zweikaiserstadt" errichtet.

Das kleine Tal führte zu dem gerade tausend Meter hohen Lysapaß hinauf, wo im Januar gekämpft worden war. Hier hatte man einen Knüppeldamm bauen müssen, denn die Lysahöhe besteht aus lauter Moorboden. Vor ein paar Wochen war der Zustand des Weges derart, daß man kaum reiten konnte; ein Mann und zwei Pferde waren darin ertrunken. Während der Schneeschmelze und nach starkem Regen sanken die Pferde bis zum Bauch in den Sumpf ein und konnten nur mit Hilfe schmaler Baumstämme, die als Hebel benutzt wurden, wieder herausgezogen werden. Wo der Weg sich an den Böschungen der Anhöhen hinschlängelte, war der Schlamm über den Straßenrand geflossen und bildete nun an den Abhängen grangelbe, halbtrockene Lavaströme. Russen arbeiteten an der Ausbesserung des Weges, und der Knüppeldamm konnte nun von Fahrzeugen aller Art benutzt werden. Von der Höhe, wo hier und da Buchenwald wächst, beherrscht das Auge eine Welt von Karpathenkämmen. Gerade ritt eine Ulanenpatrouille über den Lysa, die am Morgen 70 Russen gefangengenommen hatte. Schwere Wagen

rasselten auf dem Knüppeldamm; gewöhnliche Wagen wurden von vier Pferden gezogen, Munitionswagen von acht. Wenn es abwärts ging, wurden beide Hinterräder mit eisernen Ketten gebremst. Ein ewiges Knarren und Krachen war oben auf dem Paß zu hören. An einigen Stellen war der Knüppeldamm doppelspurig, damit bei den schwersten Steigungen eine Stockung vermieden wurde.

Nun ging es hinab nach dem unendlich langen Dorf Tucholka. Die galizischen Häuser mit ihren hohen Stroh-, Schindel- oder Ziegeldächern und ihren malerischen Gärten erinnerten an den Norden und an Kaschmir. Von Tucholka führte ein Weg nach der in der Nähe gelegenen deutschen Kolonie Annaberg.

Vor mir erhob sich die berühmte Ostryhöhe, um die so viel Blut geflossen ist, und deren Eroberung General Stolzmann uns berichtet hatte. Zu beiden Seiten des Weges tiefe Granattrichter. Links war eine deutsche 15-cm-Haubitz-Batterie an der Arbeit; mehrere andre Batterien waren südlich und südöstlich vom Zwinin im Tale in Stellung. Vor uns kleine, schmale Rauchwolken: die Russen suchten gerade unsre Artillerie. Wir fuhren in den Feuerbereich hinein und kamen den Explosionen immer näher. Dennoch setzten wir unsre Fahrt bis zum Fuße des Zwinin fort, wo die Automobile halten mußten.

Der Aufstieg ist so schroff, daß man Pferde nicht benutzen kann. Wir mußten also 500 Meter zu Fuß steigen. Rechts lag die Höhe Ostrok, weiter entfernt die Ostryhöhe, zum Teil noch verdeckt. Vom 5. Februar bis zum 9. April 1915 wurden heftige Kämpfe um den Zwinin ausgefochten. Die Infanterie mußte sich die schroffen Abhänge hinaufarbeiten durch anderthalb bis zwei Meter tiefen, alles verschlingenden Schnee und zugleich durch das Feuer des Feindes. Die Russen verteidigten sich hartnäckig; sie hatten alle äußeren Vorteile auf ihrer Seite. Zweimal eroberten die Deutschen den Gipfel, zweimal wurden sie zurückgeworfen. Erst am 9. April, als sie Verstärkungen erhalten hatten, konnten sie den Kamm endgültig behaupten. Diesmal war der Angriff regelrecht nach den Grundsätzen des Belagerungskriegs durchgeführt worden. Man hatte sich in Sappen bis in die unmittelbare Nähe der russischen Stellung herangearbeitet. Ich passierte deren erste Linie und dann höher hinauf mehrere andre Schützen- und Laufgräben.

Überall lagen Trümmer und ließen erkennen, wo der Angriff vor sich gegangen war. Da lagen Tornister und Gewehre, Uniformen und zerfetzte Unterkleider, Helme und Mützen, unglaubliche Massen von Patronen und leeren Hülsen, Handgranaten, die nicht explodiert waren, Kochgeschirre und lose Blätter aus Büchern, militärischen Tagebüchern und Briefen.

Nach und nach erweiterte sich die Aussicht nach allen Seiten, und endlich waren wir oben. Ein Unwetter hatte sich zusammengezogen und drohte loszubrechen. Der Regen begann gerade, als ich zum Chef der nächsten Infanteriedivision kam, zu Generalleutnant von Conta, und zu Generalmajor Moewes, der das Artilleriefeuer leitete. Man hieß mich willkommen, und ich sah mich auf dem Kamm der Anhöhe um.

Begräbnisplatz auf der Höhe des Zwinin.

Sein Anblick war nichts für schwache Nerven. In einem Schützengraben lagen Russenleichen massenhaft übereinander. Nicht nur solche, die am 9. April gefallen waren, sondern auch vor dem Graben solche, die seit Anfang Februar gelegen hatten und des beständigen Feuers wegen nicht begraben werden konnten. Sicher waren viele von diesen Männern nur verwundet gewesen und hätten gerettet werden können, wenn es möglich gewesen wäre, sie fortzuschaffen; sie waren im Lauf weniger Stunden erfroren.

„Aber warum werden sie jetzt nicht begraben?" fragte ich.

„Weil der Zwinin noch bis auf den heutigen Tag unter mörderischem Feuer gelegen hat. Wer sich in der Nähe der Toten zeigte, war verloren."

Vor dem Graben liefen verfitzte, mit „spanischen Reitern" versehene Stacheldrahtnetze, in deren unbarmherzigem, eisernem Dickicht unheimlich zugerichtete, aufgeschwollene, blauschwarze Leichen hingen. Ringsum breitete sich ein widerlicher Gestank. Es muß ein furchtbarer Kampf gewesen sein, der über diese Gräben vorwärtsschritt. Laufbretter, zerschossene Schutzdächer, zerbrochene Gewehre und allerhand Trümmer lagen in furchtbarem Wirrwarr. Man konnte kaum einen Schritt tun, ohne auf Granatsplitter, Schrapnell- oder Patronenhülsen zu treten. Die Höhe war mit Geschossen aller Art förmlich gespickt.

Adjutant von R..... auf dem Ausguck.

Der Kamm des Zwinin verläuft von Nordwesten nach Südosten. Nordöstlich davon hatten die Russen ihre Stellungen. Auf der südwestlichen Seite des Kammes konnte man gehen, ohne Gefahr zu laufen. Der Nordostrand fällt jäh ins Tal hinab. Gerade auf diesem Kamm lag ein furchtbar zusammengeschossener Schützengraben, dessen Brüstung von Granaten übel zugerichtet war.

In Begleitung des Adjutanten einer Infanteriedivision, von Roeder, unternahm ich eine Wanderung dieſe Linie entlang. Der Graben war ſo niedrig, daß man gebückt gehen mußte, um nicht vom Feinde geſehen zu werden. Wenn man aber zu den klaffenden Löchern kam, die die Granaten geriſſen hatten, war man völlig ohne Deckung. Jenſeits des Tales lagen die Feldbefeſtigungen des Gegners wie in einem Panorama.

„Weshalb ſchießen die Ruſſen nicht auf uns? Sie können uns doch deutlich ſehen, und ſelbſt ihr Infanteriefeuer trägt gewiß bis hierher.“

„Sie haben hier heute ſchon heftig geſchoſſen; aber jetzt haben ſie an anderes zu denken.“

Die Truppen der Verbündeten hatten eben einen Angriff auf die kleine, im Norden der Oſtryhöhe liegende Erhebung begonnen, die noch in Feindeshand war. Die Aufmerkſamkeit des Feindes war daher ganz auf den dort begonnenen Kampf gerichtet. Von Zeit zu Zeit aber ſchickte er doch Schrapnells in die Täler, dorthin, wo er die deutſchen Batterien vermutete.

Der Graben war eng und ſein Boden lauter Schlamm. Vor mir lag ein Ruſſe auf dem Rücken; er war von der Granate, die ihn getötet hatte, zum größten Teil mit Erde überſchüttet worden, und wenig mehr als die Stiefel ſahen aus dem Schlamm heraus. Blutige Briefſetzen lagen umhergeſtreut. Ein paar Schritte weiter ſahen aus dem Schlamm des Grabens die Beine eines Gefallenen heraus; daneben lag eine Leiche, die ganz unbedeckt geblieben war; ſie war ſo aufgeſchwollen, daß die Uniformknöpfe den Rock geſprengt hatten. Jenſeits der Brüſtung lag ein ganzer Hügel von Gefallenen übereinander, eine unförmliche Maſſe. Weiter vorn lagen ein paar Leute auf dem Rücken mit ausgeſtreckten Armen; freundliche Anemonen wuchſen zwiſchen ihren Fingern. Auch hier war der Boden mit zahlreichen Briefſetzen beſäet. Auf einem Stück Papier las ich im Vorübergehen: „Gott ſei Dank geht es mir beſſer. Meine Wunde heilt. Ich bin froh, daß ich zu Hauſe bin. Gott ſei mit Dir, der Du noch im Kriege biſt.“ Offenbar ſchrieb ein Bruder an ſeinen Bruder und wußte nicht, daß dieſer ſchon tot in den Karpathen lag. Wie grauſam iſt nicht das Schickſal! Wie entſetzlich der Krieg! Er zerreißt alle Bande, und Blut und Tränen

fließen in seiner Spur. Jeder von diesen jungen Soldaten hatte eine Mutter, einen Vater, eine Frau, eine Verlobte oder ein Kind, die Tag

Im zerschossenen russischen Schützengraben auf dem Zwinin.

für Tag an ihn dachten und für sein Wohlergehen beteten, die Schutzheiligen in den Dorfkirchen um Schutz anrufend. Nun lag er tot neben den andern auf der Höhe des Zwinin, und die Lieben daheim erfuhren niemals, wo das Grab des Ärmsten mit der Zeit zerfiel.

Ununterbrochenes Donnern des deutschen Artilleriefeuers erfüllte das Tal; das Echo gab es tausendfältig wieder. Unaufhörlich knatterte das österreichische Infanteriefeuer, und die russischen Maschinengewehre ließen ihr ewiges Tack-tack-tack hören. Ich hockte nieder und wartete eine Weile, wo die Brüstung am höchsten war. Dann setzte ich meinen Gang fort und eilte schnell an den Lücken des Schützengrabens vorüber. Am Ostende der Höhe war aber der Graben so zerschossen, daß er keinen Schutz mehr gewährte. Hier weiterzugehen, wäre dummdreist gewesen. Ich ging also den ganzen Weg zurück, noch einmal an denen vorbei, die ihr Leben für die heilige Sache Rußlands gelassen hatten.

Leutnant Roeber am Scherenfernrohr.

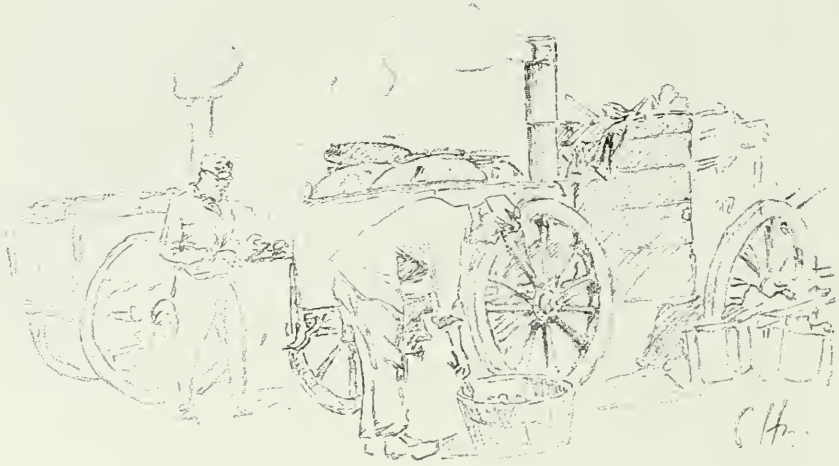
In einem Laufgraben drang ich bis zu dem Beobachtungsplatz vor, wo Leutnant Roeber bei seinem Scherenfernrohr saß. Aber seine Telephonleitung war zerstört, und da seine Tätigkeit so lange, bis der Schaden ausgebessert war, aufgehört hatte, durfte ich am Fernrohr Platz nehmen, während er sich mit einem gewöhnlichen Zeißglas begnügte.

Anderthalb Stunden saß ich dort. Ein unheimliches, großartiges Gemälde bot sich mir unten auf den tieferen Ostryahhängen in einer Entfernung von 2 Kilometern dar. Am weitesten links, ungefähr in ostnordöstlicher Richtung und ganz nahe, schlichen österreichische Reserven gebückt im Schutz eines kleinen Bergkammes bis zu den vordersten Stellungen heran. Dahinter und in der Perspektive über ihnen lief wagerecht der Schützengraben der vordersten russischen Infanteriestellung, der gerade unter furchtbarem Granatfeuer lag. Ich zählte hundert Granaten von den deutschen 15-cm-Haubitzen, die südöstlich von uns im Tale standen. Die Geschosse gingen also gerade über den Punkt, wo ich mich befand, und etwa 30 bis 40 Meter über unsre Köpfe hinweg. Wir hörten ihr grelles, durchdringendes Pfeifen und spürten den Luftzug. Für die russischen Infanteristen mußte der Schützengraben eine wahre Hölle sein. Ganz genau sah ich jede Granate einschlagen. Dann stieg aus der Erde etwas auf wie ein brauner Baum, ein Wirbel von Erdstaub, Steinen und Splittern. Traf der Schuß in den Graben, dann wußte man, daß er in den feindlichen Reihen Tod und Verderben verbreitete. Einmal stürzten drei Russen gleich rechts von dem Punkt, wo die Granate eingeschlagen hatte, aus dem Graben heraus, wie betäubt oder von Sinnen, erst ratlos, nach welcher Richtung sie springen sollten; dann suchten sie in einiger Entfernung wieder Deckung.

Gleichzeitig wurden die russischen Linien mit Schrapnellfeuer belegt. Ich sah etwa 400 Explosionen, während ich bei Leutnant Roeber saß. Noch weiter rechts arbeiteten sich andre Abteilungen österreichischer Reserven regelrecht und sicher bis zu einer Sturmstellung vor. Ein wahrhaft imponierendes Schauspiel! Man merkte, daß ein kräftiger Wille das scheinbare Chaos dort unten beherrschte. Man konnte nie berechnen, welche Abteilung demnächst vorrücken würde. Bald sprang hier ein Mann auf, bald dort, aber nie größere Massen auf einmal. Vermutlich rückte man vor, sobald sich das feindliche Feuer gerade nicht geltend machte. Um die Truppen in der Hand zu behalten, gab die Gefechtsleitung bloß bestimmte Sammellinien für die untergeordneten Abteilungen an. Die Todesverachtung der einzelnen war bewundernswert! Am hellichten Tage krochen die Leute bis zu den Stacheldrahtlinien heran und zerschnitten sie, um dann wieder bis zu dem Schutz, den kaum bemerkbare Terrain-

wellen oder kleine Hügel boten, zurückzukriechen oder zu laufen. Von meinem Beobachtungspunkt aus schien es, als ob man nach und nach den Stellen, wo die deutschen Granaten einschlugen, beunruhigend nahekäme. Aber die Tapferen rückten immer noch vor. Die Augenblicke, wo der deutsche Geschoßregen den Gegner zwang, Deckung zu suchen, waren die besten für sie, und sie schienen willens, noch vor Sonnenuntergang den letzten Teil der Ostryhöhe zu nehmen.

Dieses Ereignis, das übrigens erst einige Tage später eintrat, konnte ich jedoch nicht abwarten. Ich mußte nach Alsóvereczke zurück, wo ich eine Stunde mit General von Bothmer verbrachte, mit seinem Stabschef und seinen Offizieren, unter ihnen Prinz Georg von Bayern. Spät abends waren wir wieder im Schloß des Grafen Schönborn in Munkács.



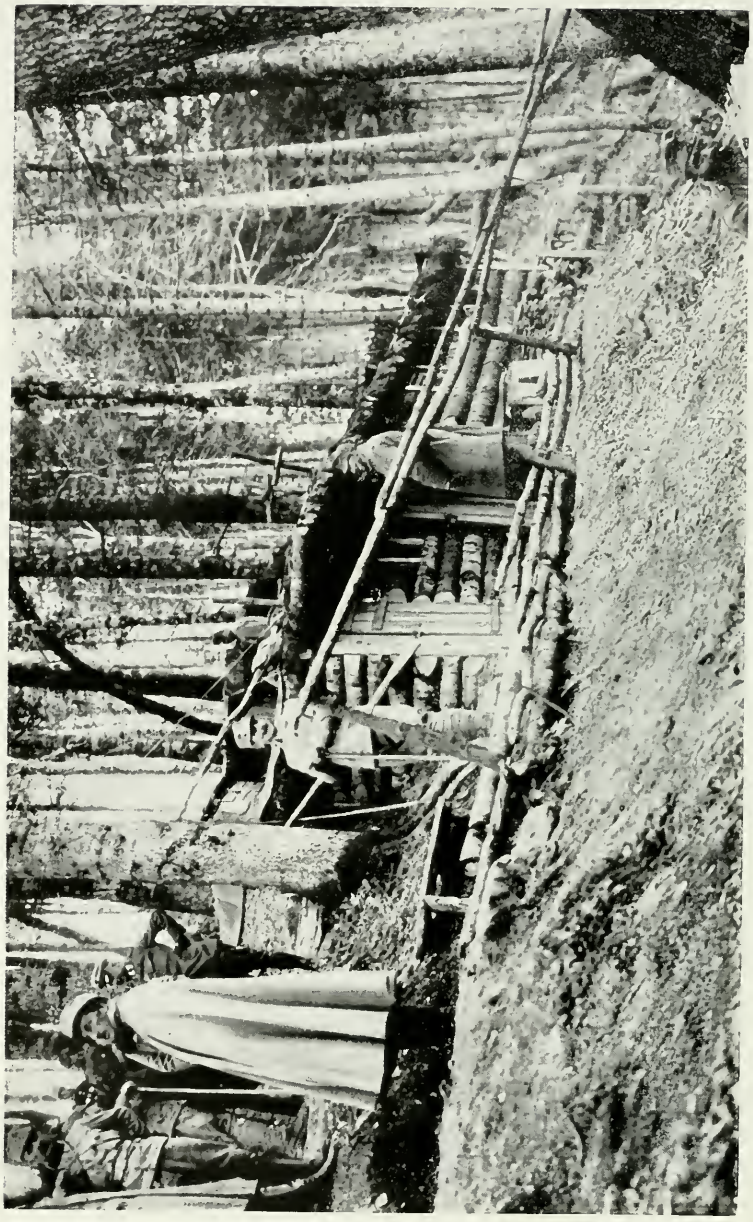
Österreichische Küchenwagen.

Neunzehntes Kapitel.

Kreuz und quer an der Karpathenfront.

Als zwei Tage später unser Salonwagen auf der Station Slawsto in Galizien hielt, hörten wir das gewaltige Donnern der schweren österreichischen Geschütze. Ein Dutzend Ulanen mit Pferden erwartete uns, und wir ritten 12 Kilometer weit, hügelauf und hügelab. Bei einer Jagdhütte setzten wir über den Rozankafluß, ließen die Pferde im Schutz der Ulanen zurück und stiegen zu einem dicht mit Wald bewachsenen Gipfel hinauf; er trägt den Namen Tatarówka und ist 1151 Meter hoch. Hier hauste die Reserve der Tatarówkagruppe in kleinen Waldhütten und „Villen", die mit Planen und Fichtenzweigen gedeckt waren. In einer von diesen Hütten, der „Villa Wanda", deren einfache Veranda eine herrliche Aussicht über den Waldabhang bot, wohnte der Oberstleutnant eines österreichischen Landsturm-Infanterieregiments Paulik, der eine Front von 3 Kilometern befehligte. Auf dem Kamm im Nordosten hatten die Österreicher eine Galerie mit einer mächtigen Brüstung von starken Fichtenstämmen nach dem Tal zu angelegt; jenseits waren die Stellungen der Russen. Die Befestigung paßte sich genau den Formen des Geländes an, und oft führten hohe Treppen einen Abhang hinauf

Auf dem Wege nach der Tatarowkahöhe erklärt ein österreichischer Offizier dem Major Adlercreutz die Stellung.



Oberstleutnant Paulits Villa auf der Tatarówkahöhe.
(Links die Hauptleute Weiser und Godd.)

oder hinunter. Die Stellung war jetzt nicht voll besetzt, aber alle 15 Schritt stand ein Beobachtungsposten, und ebenso vor den Stacheldrahtnetzen. In der Nacht geschah es zuweilen, daß eine Eule oder sonst ein Tier die Wache zu falschem Alarm und zu unnützem Feuern verleitete.

Die wilde Schönheit der Landschaft im Nordosten bildete einen scharfen Kontrast zu dem steten harten Kampf auf Tod und Leben. Jetzt zwar wohnte der österreichisch-ungarische Landsturm hier herrlich in seinen Hütten, die von Nadelwald und Harz dufteten. Aber im Winter im tiefen Schnee und bei 20° Kälte war es anders! Worte können nicht die übermenschlichen Leiden beschreiben, die die österreichischen, ungarischen und deutschen Soldaten während des Winterfeldzugs hier in den Karpathen auszuhalten hatten. Die Welt hat nicht viel davon erfahren. Vielleicht wird einer, der dabei gewesen ist, davon erzählen, wenn der Krieg zu Ende ist.

Mit unermüdlicher Bereitwilligkeit führte uns Oberstleutnant Paulik umher und verbarg mit bewundernswerter Selbstüberwindung den Kummer, der ihn gerade betroffen hatte und dessen Ursache wir erst beim Abschied erfuhren. Ein junger Soldat von rumänischer Abkunft war als Überläufer und Verräter an seinem eigenen Lande ertappt worden. Die Kriegsgesetze verurteilten ihn zum Tod. Er saß in einer der Hütten gefangen und wartete auf die Vollstreckung des Urteils; wir hatten unfreiwillig sein Leben um einige Stunden verlängert. Und während wir nun bei untergehender Sonne, deren brandgelber Schein zwischen den Fichten schimmerte, hinabstiegen, wurde der Unglückliche mit verbundenen Augen auf einen einsamen Platz im Walde gebracht und das Urteil an ihm vollzogen. Verachtet von seinen Kameraden, verschwand er in der großen Einsamkeit, im tiefen Schatten des Tatarówkawaldes. —

Unten fanden wir unsre Pferde, ritten in der Dämmerung nach Slawsko zurück und fuhren in unserm Salonwagen nach Lawoczne, wo wir am Tisch des Grafen Lamezan, des Stabschefs General Hofmanns, gastfreundlichste Aufnahme fanden. Die Mitternachtstunde hatte bereits geschlagen, als wir unsern Wagen wieder aufsuchten, und als wir erwachten, stand unser Zug wieder auf dem Bahnhof von Munkács.

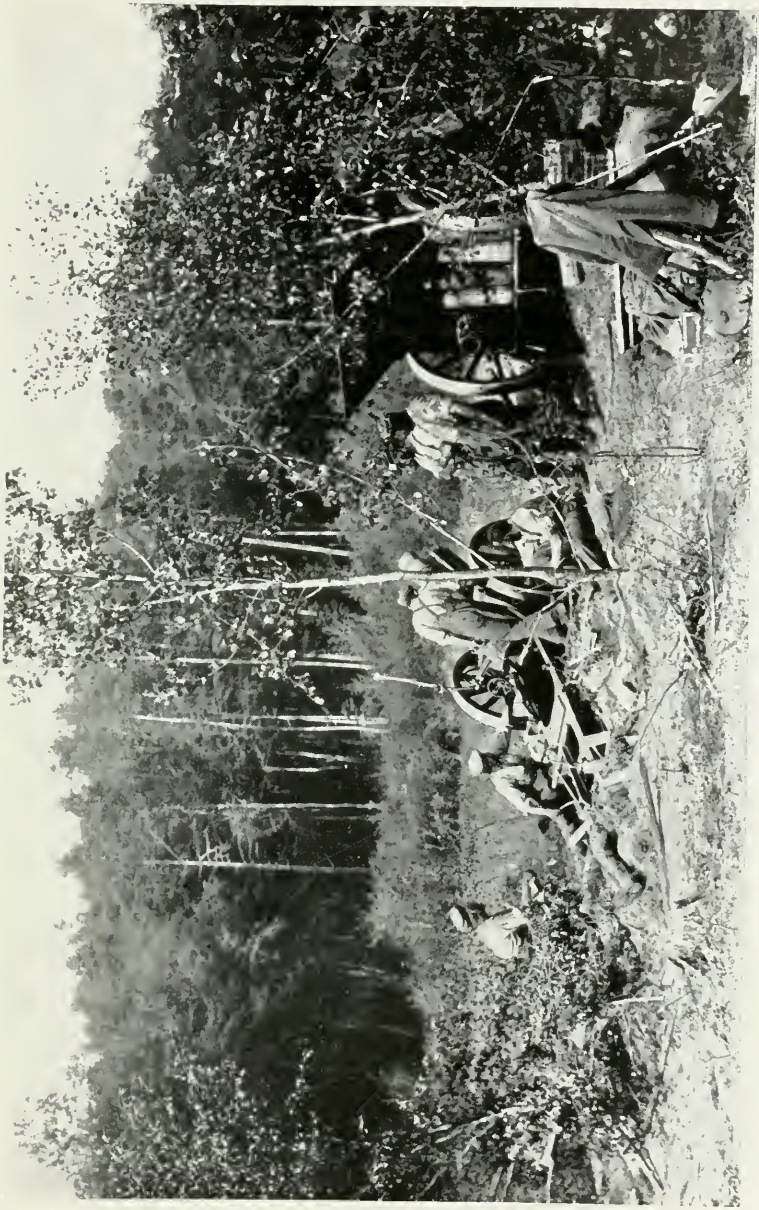
Am 1. Mai verließen wir den Bereich der deutschen Südarmee. Unser nächstes Ziel war die Stadt Ungvár. Beim dortigen Oberkommando empfing uns Oberst Jellenchich, und wir durften sogleich unsre Fahrt an die Front der 2. österreichischen Armee durch das schöne Tal des Ungflusses fortsetzen. Auch hier geht eine Eisenbahnlinie über die Karpathen und weiter nach Sambor, Przemysl und Lemberg; sie war der Haupttransportweg der Armee.

Oberhalb Malomrét macht dieses Tal ein scharfes Knie, und hier lag auf einer Strecke von etwa 1000 Metern unsre Straße unter

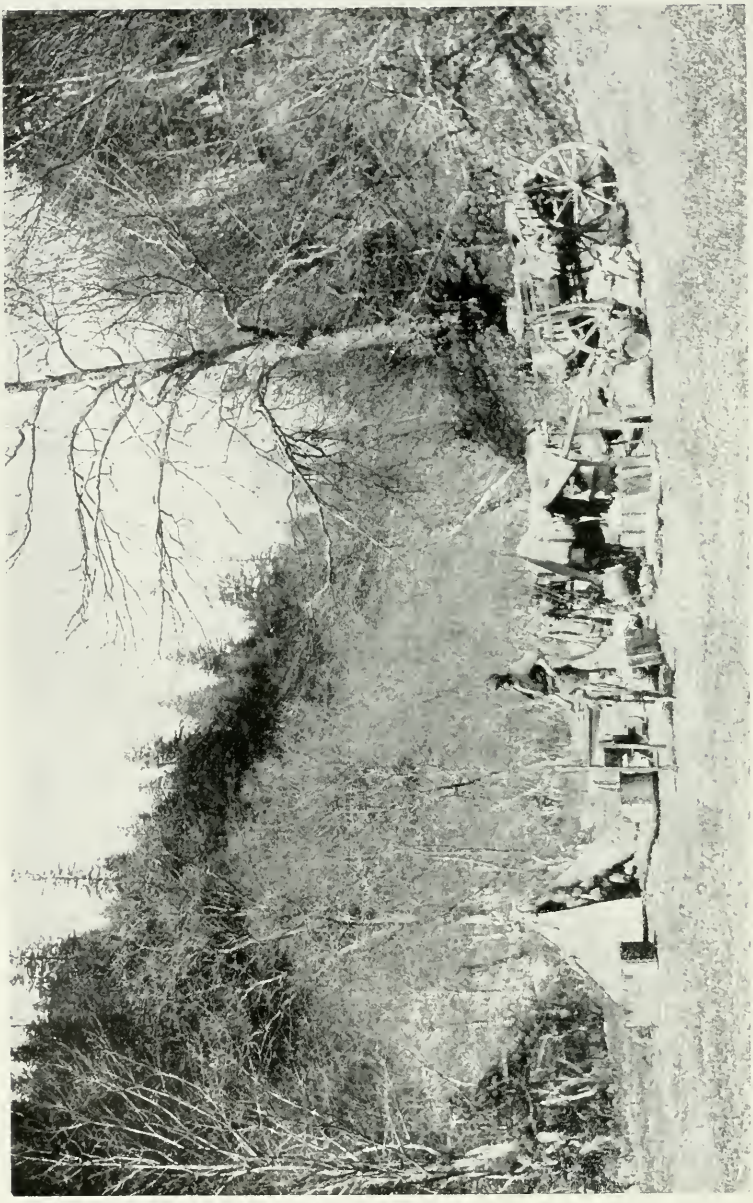
Bauernwagen als Trainfuhrwerk.

russischem Feuer. Die Russen hatten nur $4^1/_2$ Kilometer entfernt ihre Beobachtungsstände. In den letzten Tagen waren alle Züge heftig beschossen worden. Wir fuhren daher diese Strecke im Automobil und kamen ungefährdet hinüber.

In dem Kirchdorf Hajasd hatte die ungarische Armeeabteilung Szurmay ihr Oberkommando. Der General, eine prächtige Kriegergestalt, gab uns sachkundige Führer mit für die Fahrt zum berühmten Uzsoker Paß hinauf. Auf einer der wunderbarsten Eisenbahnen der Welt rollten wir zunächst auf dem linken Abhang des Passes tief hinunter in ein Seitental, dann ging es auf dem rechten wieder hinauf, und indem sich dieses Manöver in einem andern Nebental wiederholte, beschrieb die Bahn fast einen Kreis um eine vorspringende, abschüssige Partie des

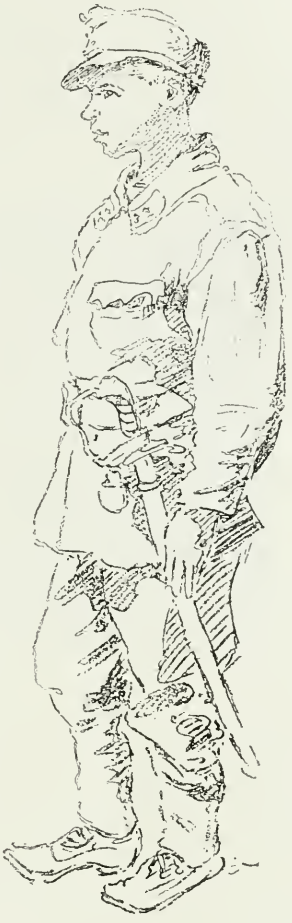


Deutsche Haubitzbatterie unterhalb der Tatarówkahöhe.



Biwak in den Karpathen.

großen Bergmassivs. In Schlingen und Windungen klettert der Zug empor, stöhnend arbeitet er sich eine schroffe Steigung am Rand eines Abgrunds hinan; im nächsten Augenblick schwebt er auf einem Holzviadukt, der von ungarischen Pionieren schon zum zweitenmal erneuert worden ist, nachdem die Russen die ursprüngliche feste Brücke im September 1914 gesprengt und bei ihrem zweiten Vorstoß im Dezember die erste ungarische Holzbrücke verbrannt hatten. Das Dorf Hajasd in der Tiefe wird kleiner und kleiner. Dann wieder ein mächtiger Viadukt, den die Ungarn selbst gesprengt und durch einen Aufzug ersetzt haben. 900 Kubikmeter Erde und 400 Kubikmeter Schnee mußten dabei weggeschafft werden! Hier hat die Wege- und Wasserbaukunst Triumphe gefeiert. Welch ein eiserner Wille gehört dazu, solche Werke zu leiten, und welche Zähigkeit, sie auszuführen!



Fünfzehnjähriger Soldat im Lubnyattal.

Schließlich sind wir auf dem Uzsoker Paß angelangt; hier ist in 889 Meter Höhe die Wasserscheide zwischen Ung und Donau im Süden und San und Weichsel im Norden. Nur ein kleiner Bergrücken verhinderte, daß man von der russischen Seite aus gesehen wurde; daher konnte wunderbarerweise der Zug bis dicht an die österreichischen Artilleriestellungen heranfahren.

Auf dem Paß stand ein kleines Haus, in dem Feldmarschalleutnant Plank, der Chef einer Haubitzenabteilung, sein Quartier hatte. Er führte uns zu einer Batterie, die gerade in Tätigkeit war, und von ihrem Beobachtungsstand aus gewannen wir durch scharfe Fernrohre einen vortrefflichen Überblick über die russischen Stellungen.

Am 31. Dezember 1914 stand Oberst Zsermak mit einem Honvedregiment auf dem Uzsoker Paß. Als ihn aber die Russen von zwei Seiten umfaßten, mußte er sich nach Hajasd zurückziehen. Als der Feind auch hier in breiter Front vordrang, ging Oberst Zsermak, um ihn aufzuhalten und den übrigen Truppen den Rückzug zu erleichtern, zum Angriff auf den Zolobinaberg vor, der seine Kuppel nordwestlich von Hajasd erhebt. Doch der Angriff brach unter dem verheerenden Feuer der russischen Bergartillerie und der russischen Maschinengewehre zusammen. Als ihr Befehlshaber gefallen war, zogen sich die Ungarn nach Süden

Schutzdach für Pferde.

zurück. Aber auch die Russen waren so erschöpft, daß sie nicht weiter vorrücken konnten. Oberst Zsermak wurde vom Feind auf dem Kirchhof von Hajasd mit allen militärischen Ehren bestattet. Ende Januar 1915 rückten die Ungarn, jetzt unter General Szurmay, wieder gegen Uzsok vor, und diesmal mit bestem Erfolg. Unter andern wurde die russische Truppe, die den Obersten Zsermak übermannt hatte, gefangengenommen. Ihr Befehlshaber erzählte, daß er selbst bei dem feierlichen Begräbnis Zsermaks die Leichenrede gehalten habe.

Nun ging es geradeswegs wieder ins Tal hinab bis Hajasd, wo wir bei General Szurmay zu Abend aßen. Unter seinem Stab lernte ich den Fürsten von Wied kennen, einen Bruder des Fürsten von Albanien, sowie den hervorragenden Künstler Leutnant Schramm. Nach

einer feldmäßig verbrachten Nacht besuchten Adlercreutz und Gadd ein paar Artilleriestellungen, während ich, begleitet von Hauptmann Weiser, den größten Teil des Tages einer Fußwanderung im Lubnyaktal widmete, wo die Etappenlinie verlief und wo man in malerischen Motiven aus dem Train- und Biwakleben schwelgen konnte.

Als wir am 3. Mai Ungvár verließen, um eine neue Fahrt in die Berge anzutreten, war gerade Markt, und es wimmelte von Ungarn und Slowaken in schönen Nationaltrachten. Wir folgten der großen Landstraße nach Nordwesten und hatten eine Weile gerade vor uns die Vihorlátberge und ihre Wälder, in denen Graf Andrássy seine Jagden

Lagerleben im Lubnyaktal.

hat. Von Nagymihály fuhren wir ins Laborczatal hinein. Beim Dorf Barkó bog die Straße wie durch eine Pforte ins Gebirge ein. Auf einer Anhöhe an der Westseite sahen wir die Ruinen einer alten Burg, die einst den Ausgang in das ungarische Flachland gegen Mongolen und Tataren verteidigt hat; jetzt diente sie als Beobachtungsstand.

In Méhesfalva besuchten wir Feldmarschalleutnant Schay, der hier eine Honvedabteilung befehligte, und unter Führung des Hauptmanns von Bálványi fuhren wir in strömendem Regen noch ein Stück nach Norden, bis zu einer Anhöhe, von der aus die russischen Stellungen sichtbar waren. Nach einem Besuch bei General Kornhaber, der sein Quartier in einer kleinen Hütte hatte, eilten wir dieselbe Straße, die wir gekommen waren, nach Ungvár zurück.

Markt in Ungvár.

Als wir am 4. Mai in Kaschau beim Chef der ..ten österreichischen Armee, General der Infanterie Svetozar Boroević de Bojna, einsprachen, empfingen uns hocherfreuliche Nachrichten: Vor zwei Tagen hatte die neugebildete ..te deutsche Armee in Westgalizien unter dem

Bei General Kornhabers „Villa".

Generaloberſten von Mackensen — im Verein mit der ..ten österreichisch-ungarischen Armee unter Erzherzog Joseph Ferdinand — nach der furchtbarsten Artillerievorbereitung, die die Kriegsgeschichte bisher kannte, die russische Verteidigungslinie an ihrem Hauptpunkt Gorlice durchbrochen und damit die ganze Front von der Weichsel bis zu den Karpathen aufgerollt. General Boroević berichtete uns, bei diesen Vorstößen seien auf der

Front zweier Armeekorps nicht weniger als 18000 schwere Artilleriegeschosse abgefeuert worden, was einem Eisenbahnzug von 50 Wagen entspreche! Wie falsch war demnach die Vorstellung, die man vor dem Kriege vom Munitionsbedarf, besonders der schweren Artillerie, hatte! Andrerseits hatte man angenommen, daß der Infanterist, der mit seinem Schnellladegewehr theoretisch 20 Schuß in der Minute abfeuern kann, im Handumdrehen mit seinen 120 Patronen fertig und dann auf sein Bajonett angewiesen sei. Dem Munitionsersatz bei der Infanterie hatte

Landstraße im Lubnjaktal.

man daher größere Vorsorge gewidmet. Nun zeigte sich, daß der Munitionsverbrauch des Fußsoldaten geringer war, als man vermutet hatte.

Von den Opfern, die die Österreicher und Ungarn bei der Verteidigung ihrer Länder gebracht haben, erfuhr ich auch manches, und was ich hörte, flößte mir die tiefste Bewunderung ein vor den Völkern der Monarchie, die in Treue gegen ihren Kaiser und König alles hingeben, ohne zu murren.

Unser Quartier an diesem Abend war wieder unser Salonwagen; die beiden Automobile wurden auf N-Wagen verladen und diese an den Zug angekoppelt, der in der Nacht nach Neu Sandec zurückfuhr.

Steirische Landwehrregimenter rasten auf den Wiesen bei Malastów.

Zwanzigstes Kapitel.

Der große Durchbruch in Westgalizien.

Als ich am 5. Mai gegen 7 Uhr erwachte, hielt der Zug in Zegiestów. Erst nach einem vierstündigen Aufenthalt ging es auf dem rechten Ufer der Poprad weiter, eines Nebenflusses des Dunajec. Der Transport der Massen von russischen Gefangenen, die man in den Kämpfen der letzten Tage eingebracht hatte, war an dieser Verkehrsstockung schuld. Von Piwniczna aus setzten wir die Reise im Automobil fort. Während der Vorbereitungen zur Fahrt unterhielt ich mich mit einem deutschen Major, der während des Bombardements von Ostende mit mir im Hotel Majestic gewesen war.

Bald sind wir in Grybów, wo große Mengen russischer Gefangenen rasten und lange, lange Krankentransportkolonnen Schwerverwundete bis zum nächsten Etappenlazarett befördern. Eine ganze Reihe mächtiger Lastautomobile ist mit deutscher Infanterie vollbepackt, die auf diese Weise mit größtmöglicher Schnelligkeit an die Front geworfen wird. Immer wieder treffen wir Scharen von Russen, die in die Gefangenschaft ziehen; ab und zu aber auch Abteilungen leichtverwundeter deutscher Soldaten, oder eine Karawane Packpferde mit Kisten auf den Saumsätteln.

Vor uns am Horizont zeigt sich eine schwarze Wolke. Das müssen die Naphthaquellen und -zisternen von Gorlice sein, die die Russen vor

drei Tagen angezündet haben, als sie dort von Mackensen aus ihren hartnäckig verteidigten Stellungen geworfen wurden.

Gorlice war zum größten Teil zerstört, eine Ruinenstadt. Der zerschossene Kirchturm sah auf nackte Mauern oder auf Dächer herab, die wie zusammengebrochene Zelte über Brandstätten lagen. In den Straßen und Gassen sahen wir noch viele Tote; überall Granatlöcher oder Spuren von Kugelschauern, die über die Häuser herabgeregnet waren. Ich fuhr zu den Naphthawerken hinaus, wo mächtige Flammen und

Brennende Petroleumquelle in Gorlice.

schwarze Rauchwolken hoch emporstiegen. Die gewaltige Feuersbrunst kochte, siedete, dröhnte; sie soll in den ersten Nächten die Gegend in weitem Umkreis erleuchtet haben.

Von Gorlice wandten wir uns nach Südosten durch das Tal der Sękowa, wo wir einen verlassenen russischen Schützengraben besichtigten, der mit Bänken, Stühlen und kleinen, einfachen Tischen bequem ausgestattet war; auf den Ellbogenstützen unter den Schießscharten standen zahllose Zinkkasten mit Infanteriemunition aufgereiht, zuweilen sogar aufeinander. Ein Hügel gerade gegenüber auf der Südwestseite des Flusses, den die Österreicher besetzt hatten, war ganz besät mit Granaten. Die Kirche des Dorfes Sękowa war übel mitgenommen. Aus einem Feldlazarett wurde ein Toter auf einer Bahre herausgetragen. Das

Die zusammengeschossene Kirche in Gorlice.

Dorf Ropica-Ruska war verlassen, die Bauernhöfe standen leer. Hausgerät, Bänke, Sofas, Schränke, Stühle, Betten und Bettzeug waren auf die Straßen geworfen worden und lagen zwischen zerbrochenen Wagen und Schlitten. Österreichische Munitions-, Proviant- und Sanitätskolonnen fuhren eilend durch das Tal. Man fühlte allenthalben, daß hastig vorgerückt und ein Feind energisch verfolgt wurde, den es galt, festzuhalten.

Mitten durch diesen scheinbaren Wirrwarr von Train und Truppen gelangten wir endlich bis zum Dorfe Malastów, das uns General Boroević besonders empfohlen hatte. Telephonisch war auch ein Hauptmann angewiesen worden, uns mit Pferden und Ulanen zu erwarten. Die Absicht war gewesen, auf die Höhe 757 hinaufzureiten, von der aus man eine vortreffliche Aussicht auf den Kampf haben mußte, der eben im Osten ausgefochten wurde. Als wir aber das Dorf erreichten, waren die Russen bereits aus ihren Stellungen herausgeworfen, und der Angriff ging mit großer Schnelligkeit weiter nach Osten. Wir machten daher in Przegonina halt, wo der Chef eines österreichischen Armeekorps, Feldmarschalleutnant Martiny, sein Generalkommando hatte.

Auf den Straßen und Abhängen von Malastów herrschte ein Leben, wie ich es kaum je gesehen hatte. Auf einer Wiese vor dem Dorfe rastete das ...te Landwehr-Infanterieregiment Graz bei seinen Gewehrpyramiden; gleich dahinter zwei andre Regimenter. Es wurde gerade Kaffee und Wein ausgeschenkt; dazu verzehrten die Leute einen Teil ihres trocknen Proviants. Man plauderte, scherzte, lachte; die eben überstandenen Strapazen waren nur mehr eine hübsche Erinnerung. Aber beim Telephon wurde Wache gehalten, denn man erwartete jeden Augenblick den Befehl, zu neuem Ringen mit den Russen vorzurücken. Die Leute waren Steiermärker, sie gehörten zu einem Korps, das sich den Ehrennamen „das Eiserne" erkämpft hatte. Ein Oberst und mehrere Offiziere nahmen sich unser freundlich an; mit ihnen machten wir unter den Soldaten eine Runde und plauderten mit vielen. Es gefiel ihnen nicht, daß sie jetzt still liegen mußten; sie brannten darauf vorzurücken.

Nahebei auf dem Hügel lag eine kleine Kapelle mit einem Kirchhof. Viele Kreuze darauf waren neu, unter ihnen eins auf dem Grab eines gestern beerdigten Majors. Vier Soldaten gruben ein neues Grab.

Ein paar Bauern brachten einen toten österreichischen Soldaten auf einer Bahre; er hatte eine Kugel in die Stirn erhalten. Sie legten ihre Bürde am Rand des Grabes nieder und wanderten dann ins Tal zurück und auf den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Dort machten sie zwischen Fichten halt und legten wieder einen gefallenen Helden auf die Bahre.

Mittlerweile wurde das Grab immer tiefer gegraben. Dann kamen die Träger mit ihrer neuen Bürde zurück. Dieser Soldat hatte einen Schuß in den Rumpf bekommen. Der Kopf dagegen war unbeschädigt, und sein bleiches, schönes Gesicht zeigte ruhige, friedliche Züge. Der Gefallene hatte auf dem Feld, das sich ins Tal hinabsenkte, gelegen, wo sich zahllose Kriegergestalten wie ein graublauer Nebel auf den frühlingsgrünen Wiesen gelagert hatten. In der Tasche trug er noch einen Brief seiner Mutter, datiert Hirschberg, den 14. November 1914. Das Kuvert fehlte. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Lieber Alex! Heute haben wir wieder eine Postkarte von Dir erhalten, in der Du uns um Unterkleider bittest. Wir haben Dir ja alles geschickt, aber vielleicht ist die Feldpost noch nicht abgeliefert worden, sonst müßtest Du es schon lange erhalten haben. So lange Verzögerungen sollten doch nicht vorkommen! Hast Du denn auch unsre Postkarten und Briefe nicht erhalten, da Du nichts darüber schreibst? Wie geht es Dir? Habt Ihr noch keine Winterunterkleider bekommen? In den Zeitungen hat schon mehrmals gestanden, daß die Mannschaft warme Unterkleider bekommen hat. In welcher Gegend kämpfst Du, der südlichen oder der westlichen? Wenn wir die Berichte vom Kriegsschauplatz lesen, sehen wir ja auch sofort auf der Karte nach.

„Du bist also mit Mikisch und allen Hirschbergern zusammen. Das freut mich, da könnt Ihr wenigstens zusammen plaudern. Was meinst Du, wird es nicht bald ein Ende haben? Willi ist noch in Reichenberg, am Montag ist Stellung. Wie wird das wohl enden? Deine Postkarten sind immer etwa 14 Tage unterwegs. Was kannst Du nicht in der Zeit erleben, bis wir eine solche Karte erhalten!

„Ich habe Dir bereits geschrieben, daß wir das Pferd verkauft und jetzt ein andres haben. Flüchtlinge haben wir auch schon hier seit Montag, lauter Juden. Es ist ein elendes Volk. Wie mag wohl das

Wetter draußen sein! Bleib nur gesund und tu getreulich, was Dir vorgeschrieben ist. Gott wird Dich beschützen, vertrau nur auf ihn. Er wird Dir in allen Gefahren beistehen. Wir beten ja täglich für Dich und für alle, die im Felde stehen.

„Sei nun noch einmal vielmals gegrüßt und geküßt und herzlichst von uns allen umarmt. Deine Dich liebende

Mutter."

Eine liebevolle, ergreifende Sprache führten diese einfachen Worte auf dem zerknitterten Papier, das schon von Feuchtigkeit durchzogen war. Für den Toten war es gewiß das Teuerste, was er in seiner letzten Stunde hatte, das einzige, was er bei sich trug, als er für sein Vaterland fiel. Wie muß es ihn gestärkt haben, zu wissen, daß seine gute Mutter sich nach ihm sehnte, für ihn betete und sein Leben Gott anvertraute. Aber nun war er tot, und sie sollte ihn nicht wiedersehen.

Es gibt Millionen solcher Briefe. Furchtbar ist der Krieg, aber wie stark muß ein Volk werden, das solche Prüfungen überstanden hat und in seinen spätern Jahren auf die Heldenzeit seiner Siege, seiner Sorgen und seiner Ehre zurückblicken kann!

Als das Grab tief genug war, wurden die beiden Waffenbrüder nebeneinander gebettet. In der Vollkraft ihres Alters lagen sie da, im Tode vereint, nachdem sie unter den Fichten nebeneinander gefallen waren. Ein Feldgeistlicher trat vor und betete die schönen Totengebete: „Kyrie eleison! Christe eleison! Kyrie eleison! — Et ne nos inducas in tentationem. Sed libera nos a malo. Requiem aeternam dona illis, Domine, et lux perpetua luceat illis. Domine exaudi orationem meam. Et clamor meus ad te veniat. Dominus vobiscum. et cum spiritu tuo. — Animae eorum et animae omnium fidelium defunctorum per misericordiam Dei requiescant in pace. Amen."

Dann kamen alle anwesenden Soldaten herbei, wohl hundert an Zahl, um ihren Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Ich aber hätte nach Hirschberg eilen mögen, um der trauernden Mutter zu erzählen, wie edel und tapfer ihr Sohn ausgesehen und welch prächtiges Begräbnis er erhalten hat.

Schließlich kamen die Totengräber mit ihren Spaten. Nach und nach verschwanden die bleichen Gesichter unter der schweren Erde, und

bald war kein Zipfel der graublauen Uniformen mehr zu sehen. Ein Hügel erhob sich, und auf ein kleines Holzkreuz wurde ein letztes Lebewohl geschrieben. Dann zerstreute sich die Schar und verschwand unter den übrigen Soldaten auf der Wiese. —

Ein Bote kam. Die Offiziere warteten auf uns unten auf der Landstraße mit dem Mittagessen. Als Tisch diente ein Stalltor auf ein paar Böcken, Sitzgelegenheit bot ein über zwei Munitionskisten gelegtes Brett. Das Essen wurde direkt aus einem Küchenwagen geholt, an dem die Soldaten in langer Reihe standen: Suppe mit Reis und Rindfleisch, dazu Leberragout und Rotwein. Auch die Soldaten bekamen Wein, ohne Unterschied. Die Tafelmusik ersetzten die Erlebnisse, die einige an den Tisch herangerufene Soldaten erzählten. Ein junger Korporal war 130mal Patrouillenführer gewesen und hatte die unglaublichsten Abenteuer mitgemacht. Ein andrer, der selbstbewußt die Mütze keck hinterm Ohre trug, hatte mit ein paar Kameraden erst 50 und dann 30 Russen gefangen.

„Was sind Sie in Friedenszeiten?" fragte ich.

„Schneider", antwortete er fest, und alle lachten.

„Ich kann noch mehr Gefangene machen, wenn es darauf ankommt", fügte der Mann mit unerschütterlicher Ruhe hinzu.

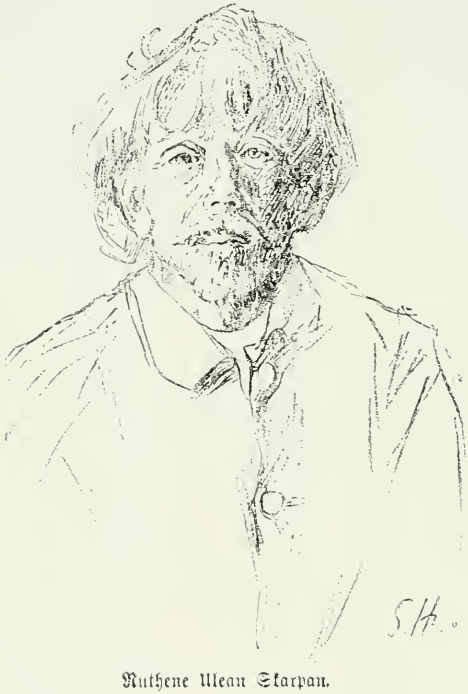
„Wollen Sie heute abend auf Patrouille gehen?" fragte ein Leutnant.

„Gern", antwortete der Soldat, ohne eine Miene zu verziehen, ungefähr so, als handle es sich um eine Kaninchenjagd.

Nach dem Essen kam eine Abordnung von einem der hintern Regimenter und lud uns ein, steirischen Liedern zu lauschen. Wir folgten ihr. Eine Decke wurde zwischen den Gewehrpyramiden auf dem Feld ausgebreitet, und begleitet von einer Ziehharmonika erklangen Volkslieder, bald wehmütig und sehnsüchtig, bald froh und jodelnd. Wir tranken mit den Soldaten Kaffee und fühlten uns sehr behaglich.

Als die Sonne unterging, verabschiedeten wir uns von der graublauen Schar, sprangen in die Automobile und fuhren auf holpriger Straße in das Seitental, das nach Przegonina führte. Dort wurden wir von österreichischen und ungarischen Offizieren in Empfang genommen und in unser Quartier geleitet, eine Bauernhütte am Rand des Dorfes.

Der Besitzer, der sechzigjährige Ruthene Ulean Skarpan, war selbst zu Hause nebst Frau und Tochter. Sie mußten mit dem Boden vorliebnehmen, während die Wohnstube, die zugleich Küche war, für uns reingemacht wurde. Auf dem Kochherd brannte ein kleines Feuer. Das Hausgerät bestand aus Wandbänken, einem großen Tisch, einigen Öldruck-Heiligenbildern, einer Uhr und einem Regal mit Tellern, Näpfen und Kannen. Das Fenster war wohl nie geöffnet worden, aber nun wurde die kühle Abendluft hereingelassen. Der alte Ulean Skarpan beteuerte, Flöhe gäbe es zwar genug, aber Wanzen, Läuse und Kakerlaken gäbe es nicht, soviel er wenigstens wisse. Frisches, reines Stroh wurde auf dem Boden ausgebreitet, und der Chauffeur machte unsre Ruhestätten zurecht.



Ruthene Ulean Skarpan.

Es war noch zu früh am Tag, um ins „Bett" zu gehen. Wir wanderten daher ins Dorf zurück und ließen uns in einem Soldatenbiwak bei einem munter flackernden Feuer nieder. Ein ruthenischer Soldat spielte Ziehharmonika und sang Volkslieder dazu. Das Abendessen wurde in der Offiziersmesse eingenommen, wo wir zu achtunddreißig Mann in einem großen Zelt an drei Tischen saßen und direkt aus einem Küchenwagen das gewöhnliche Essen der Soldaten verzehrten, das beste, was man bekommen kann. Als wir in unsre Hütte zurückkehrten, brannte eine Lampe an der Decke, und bei ihrem Schein krochen wir ins Bett.

Am folgenden Morgen nach 6 rührte sich etwas im Zimmer. Da stand der alte Ulean Skarpan und machte Feuer auf dem Herd, schob

trockene Scheite unter die eiserne Kanne mit dem Teewasser, während der immer vorsorgliche Hauptmann Weiser hartgekochte Eier, Brot und Kuchen auftischte. Unsre Hütte lag dicht am Grabenrand der Straße, auf der die ganze Nacht über ununterbrochen Truppen und Train vorübergezogen waren, so daß der Staub durch das offene Fenster hereindrang.

Als ich hinaustrat, dauerte der Vorübermarsch immer noch an. Da kommen Offiziere zu Pferde, hinter ihnen Erkundungsreiter und

Ulcan Skarpan beim Feueranzünden.

Pferdeburschen — ah, da sind auch meine Freunde von gestern abend. Ich winke Abschiedsgrüße und wünsche ihnen Glück zum Vormarsch auf den Spuren der geschlagenen Russen. Dann kommen in Staub gehüllt neue Schwadronen im Schritt, und es kommen gewaltige Rinderherden, gesprenkelte und braune, und die großen, hellgrauen Rinder der ungarischen Steppe mit den gewaltigen, weißlichen Hörnern feierlich und würdig dahergezogen, wie ägyptische Opferstiere zu einem Tempelfest.

Vergeblich warten wir darauf, daß eine Lücke uns ermöglichen soll, auf dem schmalen Wege durchs Tal zurück nach Gorlice zu fahren. Wir machen einen Versuch, als der Zug sich lichtet, sind aber nicht weit

Österreichisch-ungarische Trainkolonnen auf dem Marsch.
(Rechts eine Ecke von Ulcan Starpans Hütte.)

gekommen, als schon neue unübersehbare Scharen sichtbar werden. Wir tuten und stöhnen, aber der Weg wird dadurch nicht breiter. Hier und da erhalten wir einen Stoß von vorüberfahrenden Wagen. Dort ist ein Ulan auf einem scheugewordenen Pferde, das sich auf die Hinterbeine stellt; aber der Reiter ist gewandt wie ein Akrobat, wirft sich rechtzeitig auf die richtige Seite und so geschickt, daß er auf die Füße zu stehen kommt. Die kleinen galizischen „Konniki" werden beim Anblick solcher Ungeheuer wie Automobile unruhig, gehen durch, springen über die Deichselstange, bäumen und verwickeln sich in Stränge und Zügel, und so geht es nur Schritt für Schritt weiter.

Endlich eine breite Lücke. O nein! Eine Trainkolonne, die auf einer Wiese biwakierte, hat eben den Befehl zum Aufbruch erhalten und füllt wieder die ganze Straßenbreite. Wir drängen uns an der Wiese vorüber und haben eine Weile freie Bahn. Dann kommen ein paar Nachzüglerwagen in starkem Trab, dann eine Schwadron Dragoner und dann — kein Mann mehr, nicht ein einziges lebendes Wesen: die Straße ist wie tot!

Wir hielten eine Weile an der Stelle im Tal, die noch unheimliche Spuren von dem Schreckenstag des 2. Mais trug, als Truppen der Armee Mackensen hier in die erste Verteidigungslinie der Russen eindrangen und damit die energische Offensive eröffneten, die in ihrer Fortsetzung dazu führte, daß die Russen nicht nur aus Galizien hinausgeworfen, sondern auch aus dem eigentlichen Polen hinausmanövriert wurden. Das Sękowatal war lange Zeit die Grenze zwischen den beiden feindlichen Linien. In der Nacht zum 2. Mai waren drei bayerische Regimenter im Schutz der Dunkelheit über die Höhen auf der südwestlichen Seite bis zu dem Bach vorgedrungen, an dessen nordöstlichem Ufer sie sich eingegraben hatten. Am 2. Mai 6 Uhr früh hatte die schwere Artillerie ihre letzte Vorbereitungsarbeit begonnen und ohne Unterbrechung bis 10 Uhr vormittags gedonnert. Die russischen Feldbefestigungen wurden zerbröckelt. Punkt 10 Uhr begannen die bayerischen Sturmkolonnen den Angriff, und in 20 Minuten war die erste russische Verteidigungslinie genommen. Eine Stunde später wurde die Hauptstellung gestürmt, und als dann auch die Reservestellung genommen war, brach die Widerstandskraft des Feindes zusammen. Die Angreifer hatten 1200 Mann verloren.

Sonntag den 2. Mai war dieses blutige Siegesfest gefeiert worden. Jetzt am Donnerstag, 6. Mai, ging ich die Spuren der Bayern hinauf. Der Weg war mit Granatlöchern, Bajonetten, Patronenhülsen und Fetzen übersät. Ein junger bayerischer Soldat lag, seinen Suppennapf neben sich, auf dem Rücken; in einem tiefen Sprengtrichter lag ein andrer mit aufwärts gerichtetem Gesicht.

Einen ergreifenden Anblick bot die russische Hauptstellung. Im Schützengraben lagen die Toten so dicht, daß man vor Leichen nicht vorwärtskommen konnte. Die Gefallenen nahmen alle möglichen Stellungen ein, lagen auf dem Rücken, auf dem Bauch, auf der Seite und

Gefallener bayerischer Soldat.

zusammengekauert. Abgerissene Arme und Beine, ein Rumpf ohne Kopf, ein Kopf ohne Hirnschale! Aber was bedeutet das Entsetzen auf den Spuren des Kampfes gegenüber dem glühenden Eisenregen selbst! Dazu der moralische Druck, der auf alle Lebensfunktionen zurückwirkt; der Wille verliert die Herrschaft über den Körper, der Verstand wird gelähmt und umnachtet — weniger vielleicht aus Angst vor dem Tod, als durch die entsetzliche Gewißheit, daß er die Gedanken nicht so rasch zu entwickeln vermag, als die feindlichen Granaten beginnende Berechnungen vernichten. Wenn ein Bajonettangriff nach eintägigem Feuer dieser Art einsetzt, geht er über Menschentrümmer in doppelter Bedeutung hinweg.

Die Feldbefestigungen waren, wie gewöhnlich bei den Russen, gut und gewissenhaft angelegt. Vor den Schützengräben zogen sich Stachel-

drahtnetze hin und mehrfache Reihen von „spanischen Reitern“. An einer zusammengeschossenen Stelle lagen vier Russen auf einem Haufen. Die Falten ihrer graubraunen Mäntel warfen im Sonnenschein scharfe Schatten. Zwei von ihnen lagen auf den Knien, der eine hatte den Arm auf die Schulter des andern gelegt, die unbedeckten, kurzgeschorenen Köpfe lagen dicht beieinander. Es war, als hätten sie an einem Sonntagmorgen gemeinsam vor einem Heiligenbild gekniet und ihr Gebet verrichtet. Der mit Leichen gefüllte Graben erstreckte sich bis zum Wald auf dem Bergrücken hinauf, wo die Fichten wie Zypressen auf einem Kirchhof standen.

Es war still und feierlich. Wir sprachen flüsternd, und jeder ging am liebsten für sich, um nicht reden zu müssen. Und was sollte man auch sagen! Alle, die hier lagen, waren Opfer einer Politik, die sie gegen ihren Willen in ein Land getrieben hatte, das nicht das ihre war; sie waren verjagt oder getötet worden bei dem Versuch, ihrem Befehl zu gehorchen und ihren Raub zu behalten. Es war den Russen hier nicht besser ergangen, als in Ostpreußen. Aus dem Wege, Moskowiter!

„Aber“, rufen die Ententefreunde in den neutralen Ländern, „die Deutschen haben in Belgien ebenso gehandelt!“ Weit gefehlt! Hätten die Deutschen nicht Belgien besetzt, so wären die Westmächte ihnen zuvorgekommen. Es handelte sich bloß darum, wer zuerst kam, und Deutschland hatte keinen Anlaß, aus Höflichkeit den andern den Vortritt zu lassen! Für Deutschland war es ein Kampf auf Leben und Tod. Wer aber wagt zu behaupten, daß der Besitz Ostpreußens und Galiziens eine Lebensfrage für Rußland sei? Die russischen Einfälle waren reine, unverfälschte Eroberungspolitik, nichts anderes! Diese Wahrheit haben selbst die Schreiber der Ententepresse indirekt anerkannt, denn sie behaupten, Rußlands Stärke und seine strategischen Vorteile nähmen zu, je weiter die russischen Armeen sich in der Richtung auf Petersburg und Kiew zurückzögen! Ich gebe zu, daß diese Schreiber Narren sind. Wenn sie aber an ihrer Behauptung festhalten, dann müssen sie aufhören, die russische Eroberung Ostpreußens und Galiziens zu preisen. —

Am zweiten Osterfeiertag stand ich auf der Anhöhe über Gorlice. „Vorgestern zogen sie ihrer Wege“, erzählte mir ein alter Jude, „und

aus vielen Dörfern nahmen sie die Einwohner mit, da angeblich die Juden österreichische Spione gewesen seien."

Ein toter Russe lag in einem Straßengraben; weiterhin standen ein paar eroberte Kanonen. Lange Reihen von Wagen mit schwerverwundeten Russen, Deutschen, Österreichern und Ungarn zogen nach Westen. Ein paar russische Verwundete, die die Erschütterungen der Transportwagen nicht vertrugen, wurden auf Bahren getragen. Lange Pontonkolonnen rollten nach Osten, jedes Ponton von sechs Pferden gezogen.

In dem kleinen Dorfe Trzcinica trennte mich bloß eine Anhöhe von dem Punkt der Landstraße, von dem aus man im Nordosten die russischen Stellungen auf den Anhöhen am rechten Ufer der Wisloka nördlich von der kleinen Stadt Jaslo sehen konnte. Der Chef einer österreichischen Infanteriedivision, General Kestranek, der hier sein Quartier hatte, aber gerade dabei war, nach Osten aufzubrechen, versicherte, wir könnten ruhig bis dahin fahren, wo die Straße über den Ropafluß gehe, ganz nahe bei Jaslo, das am Morgen von den Russen geräumt worden sei. Die österreichischen Truppen hatten den Platz um 11 Uhr besetzt. Bei Trzcinica wurde gerade eine deutsche 21-cm-Mörser-Batterie abgeprotzt, die weiter vorrücken sollte, während eine andre, nördlich von der Landstraße aufgestellte Batterie in ununterbrochener Tätigkeit war.

Langsam fuhren wir die Allee weiter bis an die kleine, offene Ebene, wo Wisloka und Ropa zusammenfließen. Hier sahen wir im Nordosten einige Kilometer entfernt die Anhöhen, die noch von der russischen Nachhut, vielleicht kaum einem Regiment, gehalten wurden. Die Landstraßenbrücke über die Ropa, die die Russen vor einigen Stunden angezündet hatten, stand noch in hellen Flammen. Schwarze Rauchwolken lagen auf dem Fluß, und auf der Oberfläche des Wassers umzischte das Feuer verkohlte und glühende Balken. Die Eisenbahnbrücke war nur nachlässig gesprengt. Eine Pontonbrücke war schon geschlagen, auf der die Infanterie übersetzen konnte, während der Train weiter oben eine Furt benutzte. Pioniere waren gerade mit ihrem gewaltigen Material angelangt und hatten ihre Arbeit begonnen. Es wurde gesägt, gehackt und gehämmert; in ein paar Stunden sollte die neue Land-

Abprotzen einer 21-cm-Mörser-Batterie bei Izdebnica.

Deutsche Batterien auf dem Wege nach Kaslo.

straßenbrücke fertig sein und etwas später die Eisenbahnbrücke. Generaloberst von Mackensen wollte dem Feinde keine Ruhe gönnen. Es galt, den russischen Heeren, die südlich und südwestlich vom Duklapaß gestanden hatten, den Rückzug abzuschneiden. Die Verfolgung wurde daher mit unerhörter Energie betrieben. Die Russen zogen sich wie gewöhnlich mit großer Geschicklichkeit zurück, von einer ziemlich schwachen Nachhut gedeckt, die sich mit außerordentlicher Zähigkeit in jedem irgendwie zur Verteidigung geeigneten Abschnitt festsetzte. Diese zurückgelassenen Truppen waren dem Untergang geweiht; aber was bedeutete das, wenn damit das Wichtigste, die Selbständigkeit der Armeebewegungen im Großen, erkauft werden konnte? Die Russen haben Menschen genug, wenn es auch an Soldaten zu mangeln beginnt.

Unsre Rückfahrt nach Westen war nicht leicht. Unaufhaltsam kamen Truppen zu Fuß und zu Pferde heran. Der übliche Reichtum an fesselnden Kriegsbildern: vor allem massive deutsche Munitionswagen, die jetzt oft von belgischen Pferden gezogen wurden; dann elegante österreichische Batterien mit prächtigen ungarischen Pferden; und immer neue Kolonnen russischer Gefangenen, die ihre Gewehre trugen oder Maschinengewehre zogen; denn die lassen sie nicht im Stich, da sie wissen, daß sie dafür ehrlich bezahlt werden.

In Neu Sandec meldeten wir uns beim Stabschef der ...ten deutschen Armee, Oberst von Seeckt, und wurden unmittelbar darauf beim Armeechef selbst, dem Generaloberſten von Mackensen, vorgelassen, einem Mann, dessen äußere und innere Eigenschaften einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Er ist schlank und sehnig, hat tiefliegende Augen, und Haar und Schnurrbart sind grau. Gestalt und Haltung verraten Tatkraft, Zielbewußtsein und einen Willen, der vor keinem Hindernis zurückschreckt. Er hat den wunderbarsten durchdringenden Blick, aber wenn man mit ihm spricht, breitet sich über sein Gesicht ein Schein heller Freundlichkeit. Wir hatten uns vor einigen Jahren einmal in Danzig getroffen und damals nicht geahnt, daß wir uns unter so außerordentlichen Verhältnissen in Galizien wiedersehen würden!

In kurzen, kräftigen Sätzen orientierte er mich über die jetzige Stellung und gab zu verstehen, daß nicht eher haltgemacht werden solle, als bis der letzte Russe über die Grenze geworfen sei. Am Tisch des

Generals sah ich auch meinen Freund von Braune aus Hindenburgs Hauptquartier wieder, der jetzt Hauptmann beim Generalstab war, und seinen Kameraden, Hauptmann Giehrl, sowie den prächtigen Oberst von Lustig-Prean, der jetzt in Mackensens Stab österreichischer Verbindungsoffizier war. Eine neue Bekanntschaft war der Artilleriegeneral von Ziethen, den ich später wiedersehen sollte. —

Wir hatten die Absicht gehabt, die Nacht durch in unserm Salonwagen nach dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier zurückzufahren; doch war von 1 Uhr nachts an jeder Privatverkehr eingestellt, da alle Züge ausschließlich für Truppentransporte in Anspruch genommen wurden; wir mußten daher den langen Weg in unsern Automobilen zurücklegen.

Gleich bei unsrer Ankunft im Hauptquartier hörten wir, daß Kaiser Wilhelm am Abend für ein paar Stunden zum Erzherzog Friedrich zu Besuch kommen werde, und daß die österreichisch-ungarischen Minister Baron Burián und Graf Tisza, der Reichskanzler von Bethmann Hollweg und General von Falkenhayn gleichfalls erwartet würden. Man brauchte nicht besonders scharfsinnig zu sein, um zu begreifen, daß es sich um eine Zusammenkunft von welthistorischer Bedeutung handelte.

Der Kaiser sollte ½11 Uhr im Sonderzug abfahren. Nach dem Abendessen in der Offiziersmenage gingen Graf Thun und ich auf den Bahnhof. Eine Menge Leute war unterwegs. Die ganze Stadt war trotz der späten Stunde beflaggt. Auf dem Bahnsteig stand eine Ehrenkompagnie mit Trommlern auf dem rechten Flügel, auf dem linken der Bürgermeister, ein Bezirkshauptmann und ein paar Eisenbahnbeamte. Im übrigen war kein lebendes Wesen zu sehen. Kurz vor der festgesetzten Zeit kam mein verehrter Freund und halber Landsmann Admiral von Müller. Wir plauderten eine Weile, bis der Zeiger auf ½11 stand. Da hörten wir draußen ein Hornsignal, und „das Spiel wurde gerührt". Die Kompagnie schulterte das Gewehr.

Am rechten Flügel erschien der Kaiser, von acht Herren begleitet. Mit ruhigen, gemessenen Schritten ging er die Front ab, die ganze Zeit grüßend. Er erkannte mich, trat auf mich zu, drückte mir kräftig die Hand und begann von den Ereignissen der letzten Zeit und dem gewaltigen Durchbruch am 2. Mai zu reden. Als er hörte, daß ich eben

Die Bundesgenossen.

Kaiser Wilhelm bei Erzherzog Friedrich
im österreichisch-ungarischen Hauptquartier.

von Jaslo zurückgekommen sei, fragte er, wie es dort aussähe und was ich im übrigen erlebt hätte. Ich erzählte von Ostpreußen und der herrlichen Karpathenfahrt. Wir berührten auch einige politische Probleme, die mit dem Krieg in Zusammenhang standen. Schließlich wünschte er mir eine glückliche Reise und ein herzliches „Auf Wiedersehen!"

Wer etwa glaubt, der Kaiser sei durch die Gerüchte, die aus Rom kamen, niedergedrückt gewesen, der täuscht sich gewaltig! Er war brillanter Laune, voll Hoffnung und Zuversicht, und lachte und scherzte. Einmal rief er: „Das macht nichts, wir werden doch schließlich siegen! Germanische Kultur ist nicht zum Untergang verurteilt, darf und wird nicht untergehen. Wir kämpfen für hohe Ideale."

Dann schritt der Kaiser auf seinen hell erleuchteten Salonwagen zu. Der ganze Zug bestand aus acht Wagen; jeder Herr des Gefolges hatte seine eigene rollende Wohnung. Schnell und leicht stieg Seine Majestät ein und schlug die Tür hinter sich ins Schloß. Er war in seinem Salon ganz allein und nahm an dem offenen Fenster Platz, unbeweglich, aufrecht, die Hand zum Gruß erhoben. Unmittelbar darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Solange er noch sichtbar war, stand der Kaiser am offenen Fenster, allein mit seinen Gedanken; was er aber auch gedacht haben mag, man kann sicher sein, daß es große und edle Gedanken waren.

Bald war der Zug verschwunden, Kaiser Wilhelm war wieder auf dem Weg zu seinen siegreichen Truppen.

Nun brütete die Nacht über der Erde, aber in einigen Stunden sollte ein Tag anbrechen, der die geduldigen Männer der Schützengräben dem Sieg und dem Frieden einen Schritt näherbrachte. Ja, Dunkel lag auf der Erde! Aber es wird wohl einmal Tag, wenn die Wahrheit über diesen Krieg zum allgemeinen Eigentum wird und die Ritter der Lüge am Pranger stehen, die eigenen Worte auf die Stirn gebrannt!

Phot.: Graf Emmerich Thun. Schloß Lañcut.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Beim preußischen Gardekorps.

Eines Abends im österreichisch-ungarischen Hauptquartier überbrachte mir Graf Hoyos die erfreuliche Nachricht, daß er den Auftrag habe, mich am nächsten Morgen, 11. Mai, in seinem Automobil an die galizische Front zu begleiten.

So brachen wir denn wieder auf, zusammen mit unserm Chauffeur Hoch und mit Hoyos selbst am Steuer, und rasten auf wohlbekannten Straßen nach der jetzt in Bewegung geratenen Mauer von Männern und Eisen, unter deren Druck die Russen in ihre Steppen zurückflüchteten.

In Neu Sandec, wo wir Gäste des Oberstleutnants Bokay waren, sah ich einen alten Freund aus Sedan wieder, General Freiherrn von Seckendorff, der jetzt Etappeninspekteur im Etappengebiet der .. ten Armee war. Von hier aus meldeten wir Generaloberst von Mackensen telegraphisch unsre Ankunft.

Am nächsten Morgen ging es weiter. Die Straße war frei und ohne nennenswerten Verkehr. Man merkte, daß die Sturmwoge schon weit nach Osten gegangen war; auch war die Eisenbahn bereits fertig, die alle Transporte übernehmen konnte. Vor Grybów lagerten auf einem Felde 4740 russische Gefangene, darunter 16 Offiziere. In gewaltigen Kesseln wurde Suppe für sie gekocht. Einige schliefen, andre

Russische Gefangene warten bei einem Kruzifix auf ihr Mittagsmahl.

planderten, andre wieder führten einen energischen Feldzug gegen ihr Ungeziefer. Die Schar lag auf dem Felde wie eine eben gewonnene Kartoffelernte!

Später trafen wir einen marschierenden Gefangenentransport von 2300 Mann, und bald darauf noch einen von 4300. Sie sperrten die Landstraße, und es dauerte 26 Minuten, bis sie vorüber waren. In Gorlice stießen wir auf eine Kolonne von 7000 Russen, die aber halten

...es dauerte 26 Minuten, bis sie vorüber waren.

mußten, sonst wären wir wohl niemals über die Brücke gekommen. Juden und Jüdinnen standen mit ihren Körben an den Straßenecken und verkauften den Gefangenen Brot, Kuchen und Apfelsinen.

Auch diesmal blieben wir eine Weile in Gorlice, dieser Stadt des Todes und der Verwüstung, wo alles in Trümmern lag und die noch stehenden Häuser ausgeplündert waren. Herrenlose Hunde streiften umher, in schwarzen Gruppen standen plaudernde Juden auf Straßen und Gassen. Frauen und Kinder durchsuchten die Schutthaufen, ob vielleicht etwas von ihrem Eigentum der Zerstörung entgangen sei. Möbel lagen auf den Straßen und zertrümmertes Hausgerät. Von den Holzhäusern stand in der Regel nur noch ein weißer oder farbiger Kachelofen. Eine einsame, trauernde Frau saß in Gedanken versunken in einer verschont gebliebenen Hütte, die freilich jetzt in eine Trödelbude verwandelt war. Ein Haus, in dem die Russen Gewehrmunition aufbewahrt hatten, war von einer Granate getroffen worden und in die Luft geflogen; Tausende von Patronenhülsen lagen ringsumher.

Das Merkwürdigste von Gorlice aber war doch der Kirchhof. Die Russen hatten ihn als Stützpunkt benutzt und nach allen Regeln der Kunst befestigt. Daher war er völlig in Trümmer geschossen. Was in dem Graben an der Mauer auf dem Posten gefallen war, lag unter niedergestürztem Schutt und Steinsplittern begraben, und wenn man unversehens darauftrat, begann der Boden verdächtig zu weichen. Der Kirchhof war mit Granatlöchern förmlich besät. Nicht eines der Grabdenkmäler war ganz geblieben; was noch aufrechtstand, war von Kugeln und Granatsplittern beschädigt. Ein eisernes Grabgitter war wie Draht zerbogen, und vor vier Lebensbäumen, die Granatsplitter in verschiedener Höhe durchschnitten hatten, lag ein Heiligenbild in kleinen Stücken. Hier hatte ein Volltreffer ein Grab geöffnet und modernde Särge und Gebeine emporgewühlt, während die Trümmer des Marmordenkmals zur Seite geworfen waren. Am Rande eines gewaltigen Sprengtrichters stand ein Holzkreuz mit dem Menschensohn in vergoldetem Eisen; ein Arm und beide Beine des Christusbildes fehlten. Die Mauern der kleinen Kapelle inmitten des Kirchhofs waren ebenfalls von Granaten getroffen; aber noch stand auf ihrem Dache das Kreuz, das Symbol des Christentums, und über dem Eingang las man noch immer die Worte: „Pax Mortuis"!

Einige Stunden später saßen wir wieder in J.... im Amtszimmer des Obersten von Seeckt und bald darauf bei General von Mackensen, der die Liebenswürdigkeit hatte, uns auf der Karte die Operationen in den ersten zehn Tagen seit dem 2. Mai zu erklären. Er sprach bescheiden von den errungenen Erfolgen und beklagte, daß die ersten Zeitungsberichte übertrieben gewesen seien. Die Russen hätten rechtzeitig ihren Train und ihre Geschütze aus den Karpathen zurückgenommen, um nicht abgeschnitten und eingeschlossen zu werden.

Phot.: Graf Ernst Hoyos. Friedhofskapelle von Gorlice.

Ihre Tapferkeit sei bewundernswert gewesen, und noch gestern hätten sie an einem Punkt mit großer Bravour einen Gegenangriff gemacht, um den Rückzug vom Duklapaß zu decken, aber große Verluste erlitten und 500 Tote auf dem Schlachtfeld liegen lassen. Übermorgen gedachte der General sein Quartier nach Rzeszów zu verlegen.

Schon der Durchbruch bei Gorlice am 2. Mai war ein glänzender Sieg gewesen. Nach der „Kölnischen Zeitung" vom 7. Mai aber hatte die russische Gesandtschaft in Stockholm ein auf die Neutralen berechnetes Dementi erlassen, wonach die Angaben der Zentralmächte über einen Sieg im westlichen Galizien „in keiner Weise der Wirklichkeit

Der zusammengeschossene Kirchhof von Gorlice.
(Die Bäume sind von den Granaten abgeschält.)

Russischer Schützengraben an der Kirchhofsmauer von Gorlice.

entsprächen"! „Bei der jetzigen Lage der Operationen auf diesem Kriegsschauplatz kann man nicht einmal von einem teilweisen Erfolg unsrer Feinde reden." Am 13. Mai war die Zahl der Gefangenen auf 140000 Mann gestiegen, die der Geschütze auf 100, die der Maschinengewehre auf 300! Von Gorlice aus gerechnet war die Front 135 Kilometer nach Osten vorgeschoben worden, und General Radko Dimitriew hatte sein Quartier in die Gegend östlich des San verlegt. Vermutlich brauchte es später keiner Dementis mehr! Im Armeeoberkommando nahm man an, daß Großfürst Nikolai Nikolajewitsch schon am 4. Mai befohlen habe, die ganze Karpathenfront aufzugeben. Die Division, die den Auftrag erhalten hatte, den Rückzug vom Duklapaß zu decken, und die total vernichtet wurde, wußte wohl am besten, daß es sich hier nicht um einen teilweisen Erfolg des Gegners handelte, sondern um eine russische Niederlage von unübersehbarer welthistorischer Bedeutung.

Kinder auf dem Markt von Dębica.

Am Morgen des 13. Mais verließen wir Jaslo und folgten dem Lauf der Wisloka bis Pilzno, eilten durch Dębica und dann ohne Aufenthalt nach Łańcut, durchquerten die kleine Stadt, durchfuhren ein Schloßtor und einen Park und hielten plötzlich auf dem Burghof eines alten, vornehmen Herrensitzes, dessen Besitzer, Graf Potocki, mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Fürstin Radziwill vermählt ist. Er war jetzt in Wien; einer seiner Brüder ist am russischen Hof angestellt: dies erklärt wohl, daß das Schloß mit all seinen kostbaren Kunstschätzen, Gemäldegalerien usw. verschont geblieben ist.

Staubbedeckt und müde stiegen wir auf dem gewaltigen Schloßhof aus, wo in einem Korbstuhl auf dem Rasen der Oberstleutnant und Chef des Gardekorpsstabs Graf Schulenburg in der Sonne saß. Wir waren uns schon vorigen Herbst in Bapaume beim Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg begegnet. Auf dem Hofe noch wurde ich einem eleganten schlanken Offizier in Generalleutnantsuniform vorgestellt, dem Prinzen Karl Anton von Hohenzollern, der dem Gardekorps zugeteilt war. Bald darauf saß ich im Erdgeschoß des Schlosses bei einem zweiten Freunde aus Bapaume, dem Chef des Gardekorps, General der Infanterie Generaladjutanten Freiherrn von Plettenberg. Noch trauerte er um seinen im Westen gefallenen Sohn, aber Siegesjubel betäubte den Schmerz, galt es doch jetzt, die russischen Eindringlinge aus Jaroslau hinaus und endgültig über den San zu jagen.

Bei Tisch sah ich noch eine ganze Reihe alter Freunde aus Bapaume wieder: den Geheimrat Professor Hildebrandt, die Adjutanten Majore von K..... und K..... von R....., die Generalstabshauptleute von B..., S..... und K....., die Ordonnanzoffiziere Hauptmann T.... und den Leutnant Erbprinz Friedrich von Hohenzollern, den Kommandanten des Korpsquartiers Rittmeister von F....., Major P..... und Rittmeister P...., der zum Train gehörte, Major R..... und Leutnant R....., Major Graf von H....., der Chef der Feldgendarmerietruppe des Gardekorps war, die Herren Sch...., G..... und H..... vom Freiwilligen Automobilkorps, sowie mehrere Ärzte und jüngere Offiziere. Gegen Schluß der Mahlzeit kamen noch zwei Gäste, General von Emmich, der Eroberer Lüttichs, und Fürst Münster.

Am andern Morgen standen lange Reihen von Kriegsautomobilen auf dem Schloßhof. Das erste bestieg der General mit seinem Stabschef und einem Adjutanten, die nächsten der übrige Stab, Hoyos und ich, und dann rollten wir auf der dichtbelaubten Allee im Schatten der Kastanien, Ahornbäume und Weiden dahin. Die Allee lichtete sich allmählich, und die Sonne brannte. Unzählige Trainkolonnen zogen vorüber, beladen nach Osten, leer nach Westen; andre hielten in den Dörfern am Wege, wo sie während der Nacht ihr Quartier gehabt hatten. Kinder grüßten am Straßenrand und freuten sich ihrer Freiheit,

Deutsches Biwak bei Tebica.

Von schwarzen Büffeln gezogene leere Verpflegungskolonne.

da ihre Schulen niedergebrannt waren. In den Gräben lag ein Pferdekadaver neben dem andern.

Bei Przeworsk bogen wir rechts auf einen Nebenweg ein. In Wojciechowka wurden die Automobile zwischen den Scheunen untergebracht. Im Schatten einer Bauernhütte standen schon Tische und Stühle bereit; hier nahm der General mit seinem Stabe Platz und beugte sich sofort über die Kartenblätter, auf die nach und nach die heutige Gefechtslage eingezeichnet wurde, je nach den einlaufenden Berichten. Eine Feldtelegraphensektion warf eilig ihre Kupferdrähte über die Baumzweige und richtete in einer Scheune ihre Station ein; wenige Minuten später begannen die Apparate zu läuten, Nachrichten gingen ein und Befehle wurden erteilt.

Eine gewisse Spannung beherrschte uns alle: denn heute mußte sich entscheiden, ob die Russen Jaroslau als einen Brückenkopf westlich vom San zu halten versuchen würden.

Nach einer Stunde meldete das Telephon, daß der Gegner sich in der Richtung Jaroslau zurückgezogen habe und der General seinen Gefechtsstand einige Kilometer weiter nach Osten verlegen könne. Sogleich wurde aufgebrochen, die Autos setzten sich wieder in Bewegung, fuhren durch das Städtchen Przeworsk und hielten erst wieder im südlichen Teil des Dorfes Mirocin. Hier stiegen wir aus und gingen die zwischen Mirocin und Dzaúsko gelegene Höhe 250 hinan, von wo wir mit dem Fernrohr deutlich die Häuser der nur noch 7 Kilometer entfernten Stadt Jaroslau, ihre sonnenbeschienenen Kirchtürme und die Spitzen der Klosterkirchen sehen konnten. Eben als wir die kleine Höhe hinaufkamen, schlugen in unsrer unmittelbaren Nähe zwei russische Granaten ein, denen jedoch keine weiteren folgten.

Während wir nun auf dem Gefechtsstand des Gardekorps weilten, kamen ununterbrochen Husaren herangesprengt, die Meldungen von den verschiedenen Kampfgruppen des Korps brachten. Auf einer Höhe nordwestlich von uns befand sich der Chef der 1. Gardedivision, Prinz Eitel Friedrich mit seinem Stab, und neben einer andern Höhe im Südosten flatterte die 2. Divisionsstandarte der Garde; dort hielt sich Generalleutnant von W..... auf. Das Generalkommando schickte gleichfalls von Zeit zu Zeit Meldereiter an die Unterbefehlshaber. Das

General von P.....s Gefechtsstand auf der Anhöhe bei Mirocin.

Telephon stand natürlich auch zur Verfügung, aber gewisse Meldungen und Befehle müssen auch schriftlich geschickt werden; die wichtigsten überbringt stets ein Stabsoffizier, der damit zugleich Gelegenheit findet, wertvolle Beobachtungen zu machen.

Auf der Anhöhe von Mirocin.
(General von P....., Prinz Karl Anton von Hohenzollern, Erbprinz Friedrich von Hohenzollern.)

Im Südosten stand das Dorf Pawlosiów in Flammen, und im Ostsüdosten brannte es an mehreren Stellen dicht bei Jaroslau, während sich auf der nahen Landstraße der endlose Zug der Trainkolonnen nach Osten bewegte. Teils war es Kampftrain der Artillerie und Infanterie, teils Kriegsbrückenmaterial, das man bald am Ufer des San zu gebrauchen hoffte. Zuweilen explodierten russische Geschosse über den

langen Wagenreihen, aber diese setzten ihren Weg unbekümmert fort. Ganz fern aus den Schützenlinien ertönten ab und zu Hornsignale, die meldeten, daß Bajonettangriffe im Gange seien, und der deutschen Artillerie anzeigten: wir rücken vor, verlegt das Feuer hinter die feindlichen Stellungen. Bald lief denn auch die Nachricht ein, daß die Russen sich weiter zurückzögen.

Wir tranken gerade bei einem Küchenwagen im Dorf Kaffee, als ein Meldereiter berichtete, in einer Straße von Przeworsk sei ein Munitionswagen in die Luft geflogen. Geheimrat Hildebrandt, Professor Neißer, ein Oberstabsarzt und ich eilten sofort hin. Unterwegs überholten wir ein einsam fahrendes Automobil, in dem der Chef der 4. Gardeinfanteriebrigade, Generalmajor von L....., auf einer Bahre liegend, befördert wurde; er hatte einen Schenkelschuß bekommen, war aber guten Mutes.

Die bei der Explosion verwundeten Leute waren nach dem Feldlazarett im Schulhaus gebracht worden; einen trug man eben tot heraus, ein andrer starb in dem Augenblick, als wir eintraten. Bleich und zerfleischt lag er in eine Decke gehüllt, die Uniform in blutigen Fetzen. Zwei andre waren schon ins Leichenhaus geschafft worden, zwei weitere starben nach einigen Stunden. Zu den Verunglückten gehörten die Herren von Mecklenburg und Stemming von der Intendantur des Gardekorps. Ihr Schicksal hätte uns ebensogut treffen können, da wir kurz vorher denselben Weg gekommen waren. Eine große Blutlache bezeichnete die Unglücksstelle. Von dem Wagen waren nur noch die Radreifen vorhanden. Man war schon dabei, für die toten Pferde ein Massengrab zu schaufeln; mehrere andre Pferde waren bloß betäubt und standen angebunden auf der Straße.

Als wir nach Dzaníško zurückkamen, saß General von P..... mit seinem Stab an einem Tisch, bis zu dem die Telephonleitung geführt worden war, und erteilte Befehle für die Nacht und den kommenden Tag. Jaroslau war noch nicht gefallen. Zum erstenmal seit dem 2. Mai leisteten die Russen energischen Widerstand. Die Deutschen hatten aber schon im westlichen Teil der Stadt festen Fuß gefaßt; der östliche wurde noch von den Russen in Straßenkämpfen verteidigt.

Graf Hoyos, Graf H..... und ich übernachteten im Franziskanerkloster von Przeworsk, wo vor uns russische Offiziere gewohnt

hatten. Beim Schein einer Handlaterne durchschritten wir die stillen Klostergänge und stiegen zwei Treppen hinauf, die hinter uns knarrten, als ob ein Mönch uns verstohlen nachkäme. Die Fenster unsrer Zimmer gingen nach Jaroslau hinaus, wo der Himmel von Feuersbrünsten flammte. Noch immer donnerte der Artilleriekampf, aber nach $^1/_2$12 wurde es ruhig, und die nächtliche Stille wurde nur noch von den Fröschen gestört, die in den nahen Sümpfen ihren Gesang anstimmten.

Beim Morgengrauen nahmen die Geschütze ihre Tätigkeit wieder auf. Nebel lag über der Stadt; die Luft war trüb wie nach einem Wüstensturm, und der Wind sauste im Klosterpark. Aus der Kirche drang leiser, andachtsvoller Gesang zu uns herüber, auf der Landstraße schritt ein Leichengefolge hinter einem Sarge her, und ich dachte an ein Gemälde, das ich gestern abend in einem der Klostergänge gesehen hatte: es stellte einen Totentanz dar, den mehrere Frauen mit Gerippen ausführten, die sie an den Händen hielten.

Auch an diesem Tag warteten wir vergebens auf den endgültigen Fall der Stadt. Die Russen schienen nicht nur die Saulinie, sondern auch den Brückenkopf bei Jaroslau verteidigen zu wollen. Während dieses Tages durchwanderte ich Przeworsk und besuchte das Schloß des Andreas Lubomirski; die Russen hatten die Zimmer beschmutzt, nur ein paar Gemächer waren notdürftig für General von Emmich und sein Generalkommando hergerichtet. In der Bibliothek waren zusammengerollte Teppiche und Bilder aufgestapelt. Die Bücher zeigten Einbände aus dem 18. Jahrhundert. Später unterhielt ich mich im Dorfe mit Gefangenen aus dem westlichen Sibirien, Perm und Ufa, mit Tataren und Mohammedanern, die sich, als die Russen vor Jaroslau zurückzugehen begannen, in einem Keller verborgen hatten, um sich gefangengeben zu können. Sie seien, erklärten sie, gegen ihren Willen in den Kampf getrieben worden und wüßten nicht, was Deutsche und Österreicher ihnen Übles zugefügt hätten.

In einer andern Gruppe standen etwa 100 österreichisch-ungarische Soldaten, die von den Russen in Przemysl gefangen und hierher gebracht worden waren. Als am 2. Mai der große Rückzug begann, waren sie geflohen. Einige tausend Mann, berichteten sie, hätten sich

ebenfalls zu befreien gewußt und würden wohl nach und nach zum Vorschein kommen, sobald sie nur erst merkten, wie es jetzt stände.

Am Abend hielten die Russen noch immer stand; sie waren sogar durch eine neue Division verstärkt worden. Flieger hatten außerdem große Truppenansammlungen in Lublin bemerkt und lange Trainkolonnen, die von Jaroslau abzogen. Die Deutschen hatten ihrerseits die Sammlung der Truppen zum entscheidenden Angriff auf Jaroslau vollendet und die letzte Nacht gefechtsbereit geruht, um bei Tagesanbruch den Sturm auf die Stadt beginnen zu können.

Dorf Wierzbna.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Fall von Jaroslau.

Noch eine Nacht blieben wir alſo im Kloſter zu Przeworsk. Unter Kanonendonner ſchliefen wir ein; ohne Unterbrechung knallten Gewehrſchüſſe und raſſelten Trainkolonnen auf der Landſtraße, und bei demſelben Lärm erwachten wir am Morgen des 16. Mais.

Nachdem ich eine Weile in der Kloſterkirche dem ſonntäglichen Gottesdienſt gelauſcht hatte, brachen wir nach W..... auf. Unterwegs begegneten uns Abteilungen von Leichtverwundeten, und acht Automobile des Roten Kreuzes brachten Schwerverwundete. Im übrigen dauerte der Zug nach Oſten an, dem beſtändig neue Gefangenentransporte entgegenkamen.

In W..... befanden ſich ſchon ein Generalkommando und der Stab einer Infanteriediviſion. Da ſah man beieinander General von P..... mit dem Stabschef von S....., deſſen Sohn am Morgen verwundet worden war, doch nicht lebensgefährlich, ſowie Prinz Eitel Friedrich. Außerdem war der Befehlshaber der gegen Jaroslau vereinigten Artillerie zugegen, der Chef einer Feldartilleriebrigade Generalmajor von B..... Die Generale ſtudierten die Karten und

berieten. Wir andern saßen oder standen in kleinen Gruppen und warteten mit Spannung der nächsten Ereignisse. Denn am frühen Morgen, um $^1/_2$6, hatten die Russen wirklich Jaroslau geräumt, und eine halbe Stunde später waren die ersten deutschen Abteilungen eingerückt. Aber der Feind hielt sich noch in seinen vorbereiteten Stellungen auf dem Ostufer des San und belegte einige Teile der Stadt mit lebhaftem Feuer.

Gleich neben dem Dorf feuerte eine 21-cm-Mörser-Batterie ohne Unterbrechung; nach einer Weile erhielt jedoch die halbe Batterie Befehl, nach Jaroslau vorzurücken. An langen Stricken zogen die Artilleristen ihre Mörser auf die Landstraße hinauf zu den Schleppautomobilen.

Plötzlich wendete sich General von P..... an mich mit der Frage, ob ich Lust hätte, mit in Jaroslau einzurücken.

„Aber gewiß!"

„Dann machen Sie sich fertig."

Der General fuhr mit einem Adjutanten und seinem Sohn; ich folgte ihm auf dem Fuße.

Über uns hinweg schwebten einige deutsche Flieger nach Osten. Nördlich von der Straße sah man brennende Dörfer, deren Rauchsäulen der Wind schräg aufwärtstrieb. Zerschossene Schutzwehren, zerrissene Stacheldrahtnetze, umgeworfene Telegraphenstangen und Leichen bezeichneten den Rückweg der Russen. Über das gestern umstrittene Kampffeld marschierten nun preußische Bataillone, rollten deutsche Kanonenwagen.

An der Stadtgrenze geplünderte Häuser mit zerschlagenen Fensterscheiben. Eine lange Artilleriekolonne fährt Feldhaubitzen nach Osten. Auf den Fußsteigen Pferdekadaver. Lange Karawanen berittener österreichischer Maschinengewehrabteilungen zwängen sich durch, wo sich irgend Raum bietet. Es ist ein unerhörtes Gedränge. Der Lärm hallt von den Häusern wider. Die Einwohner, die dageblieben sind, besonders Juden, kommen aus den Häusern und gaffen. Viele von ihnen schreien Hurra, wenn unsre Offiziersautomobile vorüberfahren, fast alle grüßen. Der Rathausplatz wimmelt von Menschen. Nach monatelanger Russenherrschaft feiert die Stadt ihre Befreier, Deutsche, Österreicher und Ungarn.

Der General fuhr quer durch die Stadt und hielt erst an ihrer Ostgrenze nahe dem San. Dort steht die schöne katholische Kirche, etwas rechts von ihr das Pfarrhaus, ein Steinhaus mit zwei Stockwerken.

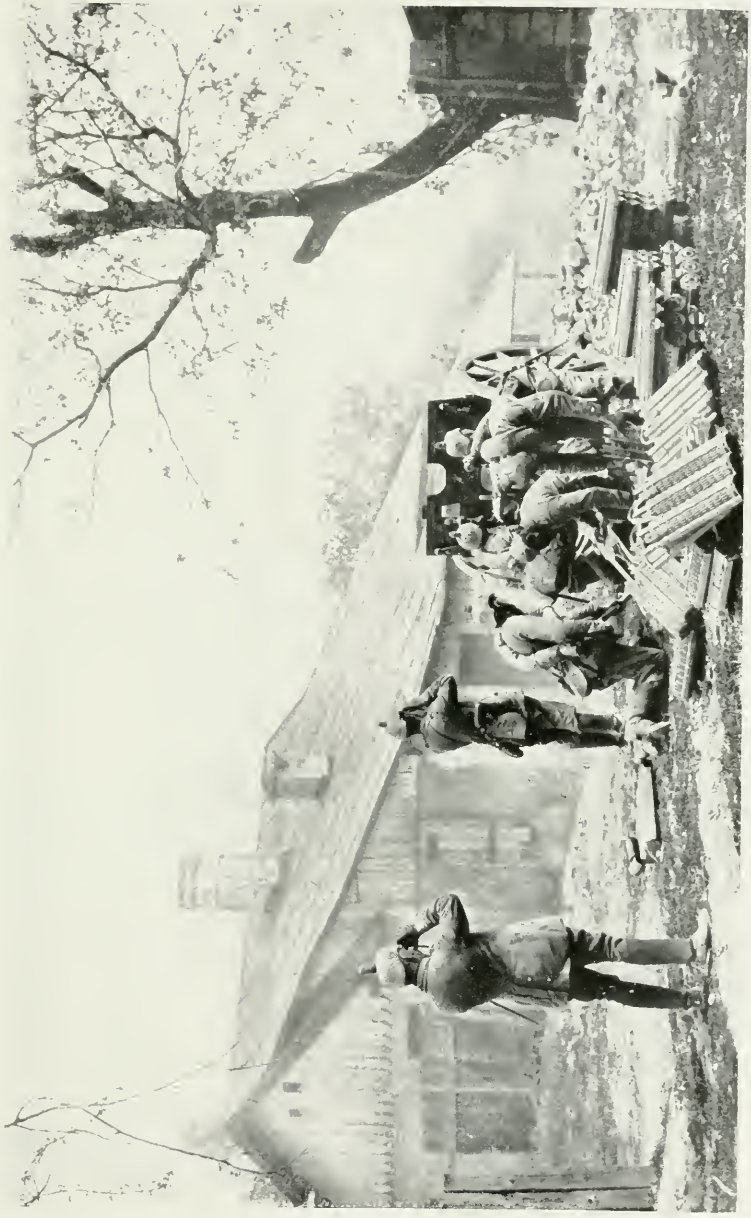
An langen Stricken zogen die Artilleristen ihre 21-cm-Mörser auf die Landstraße hinauf zu den Schleppautomobilen . . .

Wir traten ein. In den Zimmern war alles zerschlagen und durcheinandergeworfen. Oben hatte man von einem mit eisernem Geländer versehenen Balkon eine prächtige Aussicht über den San und seine Ufer. Rechts von uns lagen Fährkoppeln bereit, deutsche Truppen über den Fluß zu setzen. Ein Kugelregen ging auf sie nieder. Weiter weg im Südosten war ein ungarisches Korps unter General A.. gleichfalls dabei, den San zu überschreiten.

Wir standen ziemlich lange auf dem Balkon. In unsrer Gruppe befanden sich vier Generale, und es hätte sich wohl für die Russen gelohnt, uns als Ziel einer Granate zu nehmen. Aber es schlugen nur selten Gewehrkugeln neben uns in die Mauer ein. In einem weißen Hause uns gegenüber, etwa 1400 Meter entfernt, schien ein Maschinengewehr, vielleicht ein paar aufgestellt zu sein. Deswegen wurde an der Nordmauer des Pfarrhauses ein Feldgeschütz in Stellung gebracht und gab nach wenigen Minuten so kräftig Feuer, daß schon beim ersten Schuß die meisten Fenster im Hause klirrend in Stücke gingen; die übrigen sprangen bei den späteren Schüssen.

Hoyos, Leutnant von P..... und ich gingen zu dem Geschütz hinunter. Bei jedem Treffer stieg aus dem weißen Haus eine Wolke von Kalkstaub in die Höhe, und bald war es zusammengeschossen. Wir konnten jeden Augenblick Granaten über uns haben. Der Feind mußte deutlich den Feuerschein an der Mündung des Geschützes sehen. Aber es kamen keine Granaten, und unsre Kanone wurde, nachdem sie drüben aufgeräumt hatte, etwas weiter nach links gerichtet, wo der Schornstein einer Ziegelei in die Höhe ragte und sich in einer Öffnung jemand bewegte. Die Geschosse schlugen am Fuß des Schornsteins ein; da man für selbstverständlich hielt, daß der Beobachter auf einem so gefährlichen Platz sofort seiner Wege gegangen sei, stellte man dann die Beschießung ein.

General von P..... kehrte nach W..... zurück, ich aber blieb noch ein paar Stunden. Es war zu interessant, gerade jetzt die Straßen Jaroslaus zu durchwandern, die Leute zu beobachten, mit den Juden, die alle Deutsch verstanden, zu sprechen und zuzusehen, wie der Train neue Munition heranschaffte. Dabei traf ich abermals einen Freund aus Bapaume, den Rittmeister von H....., jetzt Befehlshaber der Gefechtsstaffel einer Infanteriedivision, d. h. derjenigen Teile des



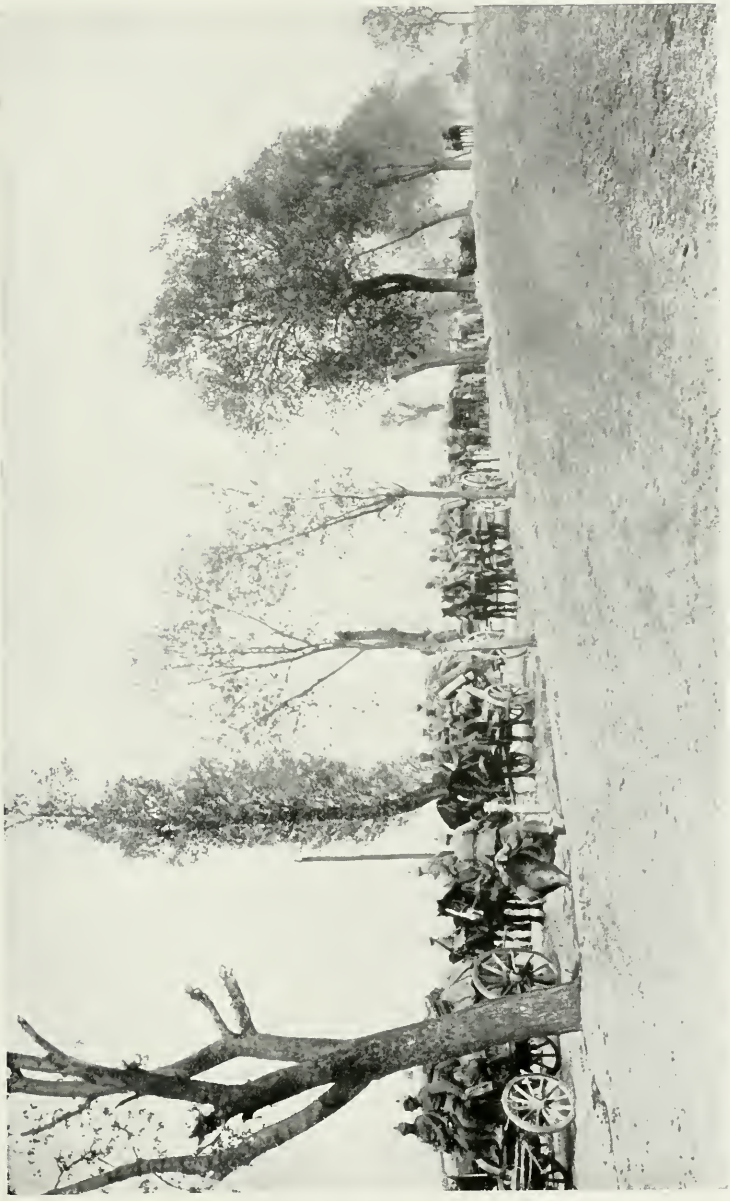
Das Feldgeschütz neben dem Pfarrhaus in Jaroslau.

großen Trains, die besonders im Kampf gebraucht werden und deswegen in unmittelbarer Nähe der Front sein müssen. Zusammen mit H..... und dem Divisionspastor Schenk, den ich in Hamelincourt in Frankreich gesehen hatte, ging ich in ein Café, dessen große Fensterscheiben am Morgen von russischen Gewehrkolben eingeschlagen worden waren. Das Innere war bereits wieder in Ordnung gebracht, und man konnte Tee und Gebäck bekommen. Durch die zersplitterten Fenster sah und hörte man das brausende Leben draußen. Eben marschierte ein Grenadierregiment, die Fahne im Lederfutteral, vorüber. An der Spitze ritt Oberst von W.....

Rittmeister von H..... hatte vor einigen Tagen einen Sohn verloren. Die 1. Kompagnie des ...ten Regiments war zum Sturm auf eine Anhöhe südöstlich von Jaslo vorgegangen, der Kompagniechef schwer verwundet worden, und Leutnant H..... von H..... hatte seinen Platz eingenommen, um im nächsten Augenblick zu fallen. Der Vater selbst hatte seinen Sohn auf dem Schlachtfeld gesucht und gefunden. Einstweilen hatte er den teuern Toten auf der Höhe, an deren Abhang er sein Leben geopfert hatte, begraben, um später die Leiche nach Deutschland schaffen zu lassen.

Über klirrende Glasscherben wanderten wir durch die Straßen der Stadt und fuhren dann nach W..... zurück. Dort wartete man auf Verbindung mit dem Armeeoberkommando. General von P..... war mit seinen Leuten mitten in der Arbeit. Einige Offiziere, die gerade frei waren, schliefen in den Automobilen oder plauderten am Rand eines kleinen Kanals, dessen Weidengebüsch mit Maikäfern besät war. Zwei 21-cm-Mörser neben dem Dorfe wurden abgeprotzt und nach Jaroslau geschafft, und der kleine Ort mit seinen weißen Holzhäusern unter geschwärzten Strohdächern war der Schauplatz beständig wechselnder Kriegsbilder.

Um 5 Uhr kam der Befehl zum Aufbruch. Wir fuhren also wieder nach Jaroslau zurück, vor dem jetzt eine 21-cm-Batterie aufgestellt war, die ihre schweren Granaten im Bogen über die Stadt nach dem feindlichen Ufer hinüberschickte. Das Gedränge war jetzt noch schlimmer als am Morgen, und es ging zwischen Wagen, Reitern und Truppen nur langsam vorwärts. Die Automobile mußten auf den Fußsteig hinauf-



Trainkolonne auf dem Wege nach Jaroslau.

fahren, um den Verkehr nicht zu hindern, und dann schleunigst verschwinden. Der Kanonendonner weckte zwischen den Häusern vielfaches Echo, und das scharrende Tack-tack-tack der Maschinengewehre schien in nächster Nähe zu sein. Waren vielleicht Straßenkämpfe im Gange? Nein, Jaroslau war ja geräumt.

Auf alle Fälle hatte man ein Gefühl spannender Unsicherheit. Einer unsrer Korridornachbarn im Hotel „City", Hauptmann G....., meinte: „In Frankreich hätten wir wohl schon einige tausend Granaten über uns. Nun liegt bloß der Südteil der Stadt unter russischem Feuer." Ein alter Jude, der uns bediente, hatte die ganzen neun Monate Russenzeit in Jaroslau miterlebt. Der größte Teil der Bevölkerung, erzählte er, sei beim Herannahen des Feindes geflohen, nur die Armen seien zurückgeblieben. Nach der Einnahme von Przemysl seien 15000 Juden als „Verräter" von den Russen nach allen Himmelsrichtungen verschickt, viele davon nach Jaroslau gebracht worden. Vorgestern, am 14. Mai, hätten die Russen mit der Räumung begonnen und die Stadt der Plünderung preisgegeben. In seine eigene dürftige Wohnung, berichtete unser Alter, seien fünf Soldaten gedrungen und hätten „djengi", Geld, verlangt. Da keine Kopeke zu haben war, seien sie zum nächsten Haus gezogen. Seine Tochter sei durchs Fenster gesprungen und im Schutz der Dunkelheit in ein Nachbargebäude geflohen, das die Russen bereits „untersucht" hatten; auf diese Weise sei sie der Vergewaltigung entgangen. Am gleichen Tag seien die ersten deutschen und österreichisch-ungarischen Patrouillen am Westrand der Stadt erschienen.

Der Geschützdonner wurde immer ärger. Zuweilen klang es, als beschösse man die Nachbarhöfe. Ich eilte auf den Rathausplatz und mit Graf H..... den Rathausturm hinauf. Das Feuer der deutschen Artillerie wurde von seinem offenen, mit eisernem Geländer versehenen Balkon aus geleitet. Dort stand General von P....., und Artillerieoffiziere saßen an ihren Scherenfernrohren. Schon unten auf der Treppe hörte man ihre kurzen, kräftigen Kommandorufe an die Telephonisten im Turmzimmer. Niemand kümmerte sich um die Gewehrkugeln, die von Zeit zu Zeit gegen die Mauer klatschten. Ein paar Ordonnanzen waren immer bereit, Befehle entgegenzunehmen. Mit besonderer Erlaubnis nahm auch ich da oben Platz, trotzdem es eng herging.

Ein wunderlicher Anblick! Unter uns die nächsten Krümmungen des San, seine Ufer und Waldungen; im Osten die russischen Stellungen, anscheinend ganz nahe, in Wirklichkeit aber $1^1/_2$ bis 2 Kilometer entfernt. Durchs Fernrohr sah man genau, wie die Deutschen bei der Flußbiegung südlich von Garbarze in ihren Pontons über den Fluß setzten, trotz heftigen russischen Infanteriefeuers und trotzdem die Geschosse der feindlichen Artillerie zuweilen wie dichte Hagelschauer über sie niedergingen. Man hörte ein Knistern wie von Kastanien im Feuer, und die Totenuhr der Maschinengewehre tickte schrill. Die Pioniere verloren wohl manchen tapfern Soldaten, aber sie ließen sich nicht aufhalten. Der Fluß durfte kein Hindernis bilden. Generaloberst von Mackensen hatte befohlen, den Russen keinen Augenblick Rast oder Ruhe zu schenken. Der Feind durfte keine Zeit gewinnen, seine geborstenen Armeen wieder zu sammeln. Dabei hatten die deutschen Truppen selbst ebensowenig wie Österreicher und Ungarn Rast oder Ruhe. Am Tage marschierten sie, nachts stürmten sie. Auch an andern Punkten des San setzten die Deutschen über; lange, graue Marschkolonnen bewegten sich am westlichen Ufer nach Süden. Weiter im Südosten, aber außer Sehweite, überschritten die Österreicher ebenfalls den Fluß. Man hörte bloß den Kanonendonner und sah die Granaten einschlagen.

Die Sonne war untergegangen; es war gegen 8 Uhr. Im Norden stand der Ort Misztale, kaum zwei Kilometer entfernt, in Flammen. Wie rote Fahnen flackerte die Lohe über Gehöften und mit trockenem Heu gefüllten Scheunen. Rings um das brennende Dorf war die ganze Gegend erleuchtet, und über der Feuersbrunst stand eine Rauchwolke wie eine Pinie. Eine wunderbare Stimmung, da oben auf dem Rathausturm! Der Krieg breitete sich zu unsern Füßen in all seinem fürchterlichen Glanze aus. Der Reiter auf dem roten Pferde hatte an diesem Tage viel zu tun.

Als ich spät abends in meinem Hotel war, hallte plötzlich von den Mauern ein furchtbares Gewehrfeuer wider; ihm folgte das Krachen explodierender Granaten. Die Russen schienen in einem nächtlichen Gegenangriff die Stadt wieder nehmen zu wollen! Die Straße lag dunkel und verlassen. Keine einzige Laterne brannte, und in den meisten Häusern war das Licht gelöscht. Die Zivilbevölkerung blieb in den

Häusern. Der Wunsch der Bürger, die Stadt zur Feier der Befreiung illuminieren zu dürfen, hatte natürlich nicht erlaubt werden können.

Ich ging mit Graf Hoyos abermals die Straße nach dem Rathausplatz hinunter. Zuweilen pfiff es um unsre Ohren von verirrten Kugeln. In der Nähe des Pfarrhauses hörten wir in einer Gasse ein Summen, das näher kam: eine Abteilung Infanterie, die nach dem San hinuntermarschierte, um übergesetzt zu werden. Die Leute verhielten sich still wie Geister, nur ihre Schritte hallten; man durfte nicht durch Gesang oder lautes Reden dem Feinde verraten, daß Truppen durch die Stadt zogen. Und der Feind war nahe, in der Nacht näher als bei Tageslicht. Rauchen durften dagegen die Soldaten, soviel sie wollten. Die Truppen waren in ihrer gewöhnlichen Ausrüstung. Kompagnie um Kompagnie zogen sie in den Kampf hinaus und glitten an uns vorüber wie Schatten. Das Summen entfernte sich langsam nach dem Fluß hinunter.

Einmal leuchtete der Scheinwerfer eines Automobils auf, verschwand aber sofort wieder, und die Finsternis wurde undurchdringlicher als zuvor. Eine Gendarmeriepatrouille ritt heran. Der Boden zitterte unter dem Donner der Kanonen. Immer wieder hörten wir das Pfeifen in der Luft, bald näher, bald weiter entfernt. Im Pfarrhaus war das Erdgeschoß erleuchtet. Wir eilten auf seinen Treppenabsatz hinauf, dessen Fenster nach Osten lagen. Am Himmel blitzte es wie Wetterleuchten. Das war das Feuer der russischen Geschütze. Die deutschen Geschosse gingen über uns hinweg, und wir sahen sie einschlagen. Lange betrachteten wir das prachtvoll-furchtbare Schauspiel. Nah und fern hörte man das Rollen von Fuhrwerk und ab und zu das Heulen eines Hundes. Eine Sternschnuppe! Nein, ein Schrapnell, unangenehm nahe!

Im Schein der Sterne gingen wir durch die schlafende Stadt nach Hause. Nur Soldaten und Geschütze schliefen nicht. So endete der Tag, an dem Jaroslau fiel. —

Am nächsten Tag begab ich mich wieder auf den Balkon des Rathausturms. Östlich vom San lag das Land klar ausgebreitet wie auf einer Karte mit Landstraßen, Alleen, Gärten, Bauernhöfen, Dörfern und Kirchtürmen. Anscheinend war es tot und verlassen. Man sah höchstens weidende Rinder. Und doch gab es Tausende von Menschen dort. Die Russen hatten sich gründlich eingegraben und seit gestern

Verstärkungen erhalten. Aber Ruhe hatten sie nicht. Unter uns an den Grenzen der Stadt arbeitete die deutsche Artillerie ohne Unterlaß mit leichten und schweren Batterien. Explosionswolken lagerten sich vor Gehöften und Wäldern, in denen man Feinde vermutete, und schwarzbraune Rauchsäulen ließen an Stellen, wo man Feldbefestigungen entdeckt hatte, Granatexplosionen erkennen. Ein rotes Haus gerade uns gegenüber erhielt einen Volltreffer. Es ging sofort in Flammen auf, und eine Schar Russen stürzte heraus und verschwand im Gelände. Auch zwischen zwei Bauernhütten hindurch flüchteten die Soldaten, paarweise oder in kleinen Gruppen, und verschwanden wie die vorigen in einem Laufgraben oder in einer Terrainfalte. Solange ich dort oben stand, etwa zwei Stunden, dauerte der Rückzug der russischen Infanterie nach Süden an. Die Bewegung erfolgte immer sprungweise, zuweilen ganze Züge auf einmal. Die Zwischenräume zwischen den Mannschaften waren dann aber ziemlich groß. Die Schrapnells zischten über ihnen. Einmal stürzte eine kleine Gruppe von sechs Mann zu Boden, kam aber während einer Feuerpause wieder auf die Beine und eilte fort. Ein andermal stürzte ein Soldat und blieb unbeweglich liegen. Weiter im Südosten irrten kleine Gruppen umher, die beim Gegenangriff am Abend und in der Nacht versprengt worden waren. Wir hatten ja das wilde Schießen gehört. Sie waren in dichten Gliedern vorgegangen, wie gewöhnlich mit großer Tapferkeit und bewundernswerter Todesverachtung; aber sie waren von mörderischem Artilleriefeuer empfangen worden und hatten so schwere Verluste erlitten, daß ihre Auflösung vollständig war.

Am Fuß der Höhenzüge auf dem Ostufer des San führt in der Richtung auf Malinówka eine Landstraße. Über ihr schwebte beständig eine graugelbe Wolke. Wird Artillerie fortgeschafft oder Train, oder sind es Marschkolonnen zur Verstärkung? Aus derselben Richtung kommt ein Automobil in rasender Geschwindigkeit. Ist es ein Ordonnanzoffizier, ein General? Wer es auch ist, er wird mit Schrapnellfeuer begrüßt. Überall stehen Rauchsäulen, und Rauchwolken liegen dicht über den Gegenden, wo Flieger feindliche Reservetruppen entdeckt haben. Aufsteigender Staub verrät deutlich, wo Kugelgarben wie die Strahlen aus der Gießkanne eines Gärtners den Boden erreichen.

Zwei deutsche Divisionen sind schon über den Fluß hinüber und drängen ohne Unterlaß vor. Massen von Russen haben sich ergeben. Auf den Straßen wimmelt es von Gefangenen, die mit rührender Sorgfalt die verwundeten und müden Kameraden stützen. Deutsche Wachen sind gar nicht nötig, die Russen laufen wahrhaftig nicht davon! Sie sind froh, dem furchtbaren Fegefeuer lebendig entkommen zu sein.

Unter Leitung des Majors N..... war schon gestern bei der Stadt eine Kriegsbrücke über den Fluß geschlagen worden, und auf ihr war ein Grenadierregiment übergesetzt, während ein andres Regiment den

Zwei gefangene Russen in Jaroslau, die einen verwundeten Kameraden stützen.

San etwas weiter oben überschritt. Die Russen versuchten freilich das Vorrücken aufzuhalten und richteten aus vorbereiteten, gut maskierten Stellungen am Flußufer ein rasendes Maschinengewehrfeuer auf die vordersten deutschen Abteilungen; aber die Grenadiere wurden bald mit ihnen fertig und sicherten so den Übergang über den Fluß. Die Verbindung wurde anfangs durch Kriegsbrücken hergestellt, d. h. durch Brücken aus dem Material der Kriegsbrückenkolonnen. Da dieses indes möglichst bald zu weiterer Verwendung freigemacht werden mußte, wurde sofort mit dem Bau von Feldbrücken begonnen. Diese wieder sollten, da sie für starken Verkehr zu schwach sind, nach und nach durch „Etappenbrücken" ersetzt werden. Wenn es dann möglich ist, werden diese durch stehende Brücken ersetzt.

Warum nur die Ruſſen nicht den Rathausturm zuſammenſchoſſen! Sie mußten die Offiziere hier oben deutlich ſehen, richteten aber nur Gewehrfeuer und einige wenige Schrapnells gegen uns. Die Brüſtung war gegen Oſten mit Schutzplatten verſehen. Als Hoyos und ich zum Mittageſſen ins Grand Café gingen, ſchlugen zwei kleine Granaten, die eine kaum zehn Schritt von uns entfernt, ein. Die zweite tötete eine Frau und verwundete eine andre. Geſtern bei der Einnahme der Stadt fielen etwa 40 Einwohner verirrten Kugeln zum Opfer. Vielleicht waren die meiſten dieſer Geſchoſſe gegen den Rathausturm gerichtet! Am Nordende der Stadt lagen noch 25 tote Ruſſen am Straßenrande. Einer ſaß vornübergebeugt, auf die Ellbogen geſtützt, den Kopf frei, das Gewehr in der Hand. Einige Briefe, die ſie bei ſich trugen, nahm ich an mich.

Am Nachmittag fuhr Kaiſer Wilhelm wie ein Sturmwind durch die Stadt. Von einer Anhöhe im Süden beobachtete auch er den weiteren Verlauf des Kampfes.

Russischer Schützengraben bei Jaroslau.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Ernte des Schlachtfeldes.

Am 18. Mai hatten die Russen ihre Stellungen am San verlassen und sich ein Stück weiter nach Osten zurückgezogen. Hoyos und ich fuhren deshalb über den Fluß, um die Wirkung des schweren Feuers zu sehen, das wir vom Rathausturm aus beobachtet hatten. Gleich hinter dem Dorfe Koniaczów hatten sich die Deutschen in neuen Feldbefestigungen festgesetzt. Die kleine Stadt Radymno im Süden, auf der linken Seite des San, wurde noch hartnäckig von den Russen verteidigt. Dort kämpften ein ungarisches Armeekorps und andre österreichisch-ungarische Truppen. Um deren Vordringen gegen Przemysl solange wie möglich zu hindern, mußte die Leitung der russischen Verteidigung, in der Hauptsache General Radko Dimitriew, der Bulgare, sich am linken Ufer des San halten, der zwischen der genannten Festung und Jaroslau eine beträchtliche Krümmung nach Osten macht.

Von Koniaczów begaben wir uns nach der Ziegelei, gegen deren jetzt zusammengeschossene Esse das Feldgeschütz am Pfarrhaus vorgestern

sein Feuer gerichtet hatte. Man hatte gestern einen Offizier dort hinaufsteigen sehen, und mehrere Reitpferde hatten unten gestanden. Eine Granate war zwischen ihnen eingeschlagen, und bald darauf wurde der Schornstein ein Stück oberhalb seiner Basis getroffen und stürzte zusammen. Als wir jetzt den Trümmerhaufen erreichten, waren die Toten bereits begraben. Nur ein Soldat lag noch da, und ein paar zivile Hyänen durchsuchten seine Taschen nach Geld.

Im Nordosten rückten zerstreute preußische Schützenlinien unter dem Schutz ihres eigenen Artilleriefeuers im Sturmschritt vor. In einemfort schlugen Granaten in die zurückweichenden Russen und in ihre neuen Feldbefestigungen am Waldrand im Osten ein. Eine 21-cm-Mörser-Batterie stand unmittelbar westlich von Koniaczów. Ich sah, wie unter ihrem Feuer die letzten Russen ihre zusammengeschossenen Verteidigungsstellungen aufgaben und zwischen den Bäumen verschwanden — immerfort von den unermüdlichen Deutschen verfolgt.

Am Anfang der nach Koniaczów führenden Landstraße stiegen wir aus, um einen Rundgang über das Schlachtfeld der beiden letzten Tage zu machen.

Im Straßengraben lag halb aufgerichtet ein blonder, vollbärtiger Soldat, den Kopf auf dem Grabenrand; er schien zu schlafen. Aber das Gerassel des Trainfuhrwerks vermochte ihn nicht mehr zu wecken: er war tot.

Dann kamen wir an einen Schützengraben, den wir vom Rathaus aus unter mörderischem Feuer gesehen hatten. In einer feuchten Bodensenkung lag ein russischer Soldat, der sich in der Todesqual von einer Seite auf die andre geworfen und Abdrücke seines Rückens und seiner Ellbogen in dem weichen Lehm hinterlassen hatte. An einem Zaun hatte eine ganze Schützenlinie ihr Schicksal erreicht. Einige Leute hatten noch immer dieselbe liegende Stellung wie während des Kampfes, aber das Gesicht war schwer auf den Arm gesenkt, die Nase platt gedrückt, Lippen und Mund verzogen. Andre waren in dem Augenblick gefallen, als sie zum Angriff aufspringen wollten; sie lagen auf dem Rücken, den erloschenen Blick zum Himmel gerichtet, der kein Erbarmen mit ihnen gehabt hatte und dessen Sonne jetzt Frühjahrswärme auf sie herabströmte.

Einer der Gefallenen hatte einige geöffnete Briefe neben sich liegen. Ich beugte mich über ihn, um die Briefe aufzuheben, als plötzlich der Mann die Augen aufschlug und mich ansah.

„Wie geht es dir?“ fragte ich.

„Nitschewo! Eine Kugel hat mir das rechte Bein zerschmettert, und ich kann mich nicht von der Stelle rühren.“

„Hast du einen Wunsch?“

„Ich bin furchtbar durstig.“

Ein schwerverwundeter Russe auf dem Schlachtfeld.
(Links Graf Ernst Hoyos.)

„Hast du nicht auch Hunger?“

„Nein, ich habe Brot in der Tasche. Einige deutsche Soldaten haben mir heute morgen Schokolade und Wasser gegeben, meine Wunden verbunden und mich zurechtgelegt.“

„Wie lange hast du hier gelegen?“

„Gewiß zwei Tage. Wenn es irgend möglich ist, lassen Sie mich nicht länger hier liegen. Die Nachtkälte ist zu ertragen, aber das Schlimmste sind die Hunde, die Raben und die Fliegen. O die Hunde, die Hunde! Sie haben heute nacht an mir geleckt. Ich halte das nicht noch eine Nacht aus! Wenn ich nur unter ein Dach kommen könnte!“

„Sei ruhig, du wirst nicht mehr lange hier liegenbleiben müssen.“

Ich merkte mir die Stelle, wo er lag, und sah mich nach Hilfe um. Bald traf ich ein paar Sanitätssoldaten, die eben diesen Teil des Schlachtfeldes absuchten; sie begleiteten mich. Aus einer großen Flasche gossen sie kalten Kaffee in den Becher des Verwundeten. „Wie lange muß er noch hier liegen?“ fragte ich. „In einer Stunde wird er in einem Lazarett sein“, antworteten sie; „wir erwarten gerade eine Krankenträgerpatrouille.“ Als ich dem Russen dies übersetzt hatte, lächelte er und dankte.

Bei einigen Büschen am Rand des Grabens lag eine neue Reihe von Toten. Sie ruhten dort ganz so wie während einer Felddienstübung, wenn die Verlustflagge hochgezogen und eine Truppe für aus dem Kampf ausgeschieden erklärt worden ist. Nur einer lebte noch; er hatte den Kopf eines toten Kameraden als Kopfkissen. Ihm war eine Kugel in den Magen und auf der rechten Seite des Beckens wieder herausgedrungen; er klagte über schwere Unterleibsschmerzen und bekam bald Hilfe.

In der Nähe lag noch ein dritter Verwundeter. Als die Sanitätssoldaten ihm hatten Wasser geben wollen, hatte er sich aufgerichtet, sein Gewehr ergriffen und auf sie angelegt. Ehe wir noch darüber einig waren, wie der Mann zu behandeln sei, war er bereits tot; er lag vornüber, das Gesicht in den Händen.

Ein vierter Russe, der noch lebte, lag neben einem Dorfweg; eine mitleidige Seele hatte seinen Mantel über ein paar Stangen gehängt, um seinen Kopf gegen die Sonnenhitze zu schützen. Dieselben Hände hatten ihm wahrscheinlich den ersten Verband um die blutige Stirn gelegt. Bei ihm fanden wir die ersehnte Krankenträgerpatrouille mit einer Schar russischer Gefangenen, die die Verwundeten in ihren eigenen Mänteln forttragen mußten. Kurz zuvor hatte der Gefallene seine Kameraden gebeten, ihn durch einen Schuß in die Stirn von seinen Qualen zu befreien. Nun beantwortete er Fragen, die man an ihn richtete, nicht mehr; er war schon auf dem Weg ins Jenseits, atmete aber noch fieberhaft schnell; die Augen waren geschlossen, die Arme hingen schlaff an den Seiten. Er war jung und bartlos. Ich half den Krankenträgern als Dolmetsch und zeigte den Russen, wie sie den Sterbenden vorsichtig nach einem schattigen Wäldchen in der Nähe tragen

Eine mitleidige Seele hatte seinen Mantel über ein paar Stangen gehängt...

sollten, wo er und die andern Verwundeten so lange gepflegt werden konnten, bis sie in ein Feldlazarett gebracht wurden.

Schließlich schlugen wir den Weg nach dem Dorfe Koniaczów oder Kognakshof, wie die Deutschen es im Scherz nannten, ein. Auf den Wiesen lag der Train der kämpfenden Truppen in zerstreuten Abteilungen, damit die Granaten, wenn sie einschlügen, nicht zuviel Menschen und Pferde auf einmal töteten. Im Nordosten des Dorfes hatte General von W..... seinen Gefechtsstand; er saß dort auf seinem Mantel im Schatten einer dichtbelaubten Weide, von seinem Stab umgeben.

General von W.....s Gefechtsstand bei Koniaczów.

Kaum 40 Meter entfernt stand ein 21-cm-Mörser, spie Feuerbüschel und sandte seine gewaltigen Geschosse hinaus, die mit zischendem, durchdringendem Laut die Luft durchbohrten. Die Russen erwiderten das Feuer. Gleich nebenan stand ein weißes Haus, in das eine russische Granate vor kurzem eingeschlagen hatte, und jeden Augenblick konnten mehr kommen. Die Russen hatten Massen von Gewehrmunition zurückgelassen; der General zeigte mir die länglichen Zinkkasten, in denen Hunderttausende von Patronen lagen. Die Offiziere hatten einige solche Kasten übereinandergestellt und benutzten sie als Stühle — ein gefährlicher Sitzplatz, sobald Sprengstücke geflogen kamen.

Wir fuhren zurück und benutzten die Kriegsbrücke, da die feste Feldbrücke nur von Truppen und Fuhrwerk befahren werden durfte, die auf dem Wege nach Osten waren. Es herrschte ein unbeschreibliches Gedränge; die Bevölkerung der Stadt stand gaffend auf den Straßen, hielt sich aber in gehörigem Abstand. An den Ufern des Flusses badeten die Soldaten; sie ritten in den Fluß hinein, wurden von der Strömung ergriffen und schwammen dann ans Land.

Bei Einbruch der Dämmerung versammelten wir uns vor dem Grand Café, holten Stühle auf den Fußsteig und plauderten in der lauen Abendluft. Man rauchte und politisierte. Die italienische Frage war in das Stadium akuter Spannung eingetreten. Rittmeister G....., österreichisch-ungarischer Verbindungsoffizier, war gut unterrichtet. Wie merkwürdig ruhig alle die Sache nahmen! Eine solche Gemeinheit schien undenkbar! Keine Regierung in Italien konnte eine solche Verantwortung auf sich nehmen, und das italienische Volk galt als zu ritterlich, um solch eine Feigheit zu begehen. Und wenn die Spannung zunahm, warf gewiß der König sein schwerwiegendes Wort in die Wagschale und rief ein Nein!, das von den Alpen bis an die Küste von Tripolis ein Echo finden mußte.

Unterdes marschierten die feldgrauen österreichisch-ungarischen Truppen vorüber, die schon genug damit zu tun hatten, ihr Vaterland zu schützen, die aber, wenn es darauf ankam, mit ebenso großer Begeisterung Triest, Trient und Dalmatien zu verteidigen bereit waren. Und dort marschierten singend die Deutschen, überzeugt, daß sie doch siegen würden, selbst wenn noch eine Großmacht in Europa, die vierte in der Reihe, die Waffen gegen ihr Land und gegen ihre Verbündeten ergreifen sollte!

Hin und wieder nahm auch der Kommandierende General in unsrer Mitte Platz. Dann wandte er die Augen nicht von den Truppen ab, denn alles, was zur Saubrücke hinunter sollte, kam hier vorüber. Der General bemitleidete seine Soldaten und hätte ihnen gern nach achtzehn Tage langem, ununterbrochenem Kampf einen Ruhetag gegönnt. Aber es gab keine Ruhe, ehe nicht der Russe aus Galizien hinaus war, und vielleicht nicht einmal dann! Der Sohn des Generals, das Urbild eines ritterlichen Germanen, trat oft an diesen oder jenen Grenadier heran,

klopfte ihm auf die Schulter und fragte, wie es ihm gehe. Dann leuchtete das wetterharte Gesicht des Soldaten.

Am Markt von Jaroslau standen ein paar alte Häuser in altpolnischem Stil mit Gewölben; hier hatten Juden ihre Verkaufsstände, die mit eisernen Türen und dreifachen Schlössern versichert wurden. Ein Bäcker hatte sein Geschäft in einem Keller unter der Erde und mußte unter militärischer Kontrolle sein Brot zu einem bestimmten Preis liefern. „Wenn Sie schwindeln, werden Sie aufgehängt", versicherte ihm G....., indem er das Gewicht des Brots auf der Wage nachprüfte;

Auf dem Markt von Jaroslau.

der Bäcker lachte und beteuerte seine Ehrlichkeit. Auf dem Markt waren schon am zweiten Tage Verkaufsstände aufgeschlagen, wo die Soldaten Tabak, Zigarren und Limonade einhandeln konnten. Die Wohnungen der Israeliten waren finster, düster, unerquicklich und meist bedenklich schmutzig, aber die Juden waren gut gegen ihre unglücklichen Brüder und Schwestern. Viele ihrer Wohnungen waren mit Flüchtlingen aus Przemysl überfüllt.

In einem armen jüdischen Heim lag ein toter Israelit, ein armer Pilger aus Przemysl, der krank angekommen und gestern gestorben war; heute sollte er begraben werden. Er lag barfuß auf dem Erdboden in seiner Alltagstracht und in das Gebettuch gewickelt. Niemand betrauerte den Fremden, aber er war doch wenigstens im Tode von freundlichen

Menschen umgeben. Die toten Soldaten jenseits des San waren ganz verlassen gestorben.

Mit den Prinzen von Hohenzollern und einigen andern besuchte ich auch die Synagoge, wo ein Dankgottesdienst abgehalten werden sollte. Auf einer Erhöhung inmitten des Tempels standen einige Älteste der Gemeinde und lasen aus heiligen Büchern mit singender, teilweise schreiender Stimme und wiegenden Bewegungen vor. Beim Altar, wo die zehn Gebote Gottes in großen Rollen in dem Allerheiligsten ruhten, stand ein Greis von vornehmem Aussehen und betete mit lauter Stimme, und neben ihm sang ein uralter, buckliger Jude schmetternd mit, soviel seine Lungen noch hergaben. Eine eigentümliche, orientalische Stimmung herrschte zwischen den buntbemalten Säulen. Diese schwarzgekleideten Männer in Schlapphüten oder Mützen mit schwarz oder weiß geränderten, silbergestickten Gebettüchern, mit Adlernasen, großen, schläfrigen Augenlidern, schwarzen oder grauen alttestamentarischen Bärten und Korkzieherlocken an den Ohren bildeten ein wogendes, leise summendes Gewimmel. Einige hatten feine, vornehme Gesichtszüge, wie Spinoza, andre waren widerwärtig. Zwei Männer gingen umher und sammelten Geld in einem Gefäß, das einer silbernen Kaiserkrone glich. Schließlich erklang in der charakteristischen jüdischen Mundart ohne „r" das Gebet für die beiden Kaiser, Wilhelm und Franz Joseph, und ein Gebet für die im Felde Gefallenen. Da weinten die Frauen, die auf dem Chor hinter den Vorhängen saßen; sie klagten laut wie die biblischen Klageweiber, sie schrien ihren Kummer über die verlorenen Söhne und Brüder zu Jehova hinauf. Damit war die Andacht zu Ende.

Am Abend des 19. Mais traf uns eine Trauerbotschaft. Der Kommandeur eines Grenadierregiments, Oberst von W....., und sein Regimentsquartiermeister, Hauptmann von O....., waren gefallen. Sie hatten in einem kleinen Dorf östlich von Jaroslau in Quartier gelegen und am Abend plötzlich in der Nähe starkes Schießen gehört. In dem Glauben, Deutsche und Österreicher schössen im Dunkeln aus Versehen aufeinander, eilten sie auf die Straße. Es zeigte sich aber, daß es Russen waren, die zum Angriff übergingen. Die beiden Offiziere waren bis zu den letzten Häusern der Dorfstraße gekommen, als

sie von einer verirrten Gewehrkugel getroffen wurden, die beiden durch den Kopf ging und sie augenblicklich tötete.

Zwei Tage später, um 10 Uhr vormittags, wurden sie begraben und gleichzeitig mit ihnen Leutnant von B....., Leutnant von U..... sowie ein Unteroffizier und vier Mann. Wir fuhren auf den neuen Kirchhof hinaus, der auf einer Anhöhe westlich von der Stadt lag, wo sich außer andern Grabdenkmälern auch viele russische Andreaskreuze neben der Landstraße und einer zusammengeschossenen Kapelle erhoben.

Die Särge standen in zwei Reihen, einige gelb, andere schwarz mit versilberten Handgriffen, mit Flieder und Lorbeer bedeckt. Daneben lag ein duftender Hügel von Frühlingsblumen, die die Grabhügel schmücken sollten. Die Ehrenwache bei den Särgen stellten die 7. Kompagnie des betreffenden Grenadierregiments und anderthalb Zug der Maschinengewehrkompagnie desselben Regiments. Anwesend waren Abordnungen der andern Grenadierregimenter, die Offizierkorps in feldmäßiger Parade, der Kommandierende General von P..... und der Divisionskommandeur Generalleutnant von W....., der Chef eines österreichisch-ungarischen Armeekorps General von A.., die Prinzen von Hohenzollern und viele andere.

Als alle in dem Rechteck, das die Ehrenwache bildete, versammelt waren, spielte das Musikkorps Körners „Vater, ich rufe dich". Der Divisionspfarrer, Lic. theol. Baumann, trat an die Särge heran und begann im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, seine Betrachtungen anknüpfend an Paulus' Worte im Römerbrief: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

Er sprach von der Kürze des Lebens und der Ungewißheit seiner Dauer, von den Leidtragenden daheim, von dem Regiment, das seinen Obersten beweine, dessen Name für immer mit seiner Geschichte verbunden sei durch die Siege bei Auvelais und Châlons, Monchy und Ypern, an der Biala und am San, und von dem tapfern Manne, der den Tod gefunden, der des Soldaten größte Ehre sei. Und er schloß mit den Worten des königlichen Sängers im 139. Psalm:

„Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich's meine!"

„Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.“

Unter den Klängen des Chorals: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“ wurden die neun Särge von 36 Grenadieren zu den Gräbern getragen. Sobald ein Sarg in die Erde gesenkt wurde, senkten sich auch die Fahnen der Regimenter. Darauf wurde das Vaterunser gebetet, der Segen gesprochen, und wieder senkten sich die Fahnen. Dann dröhnte der Ehrensalut, drei Salven. Während die Musik: „Ich bete an die Macht der Liebe“ spielte, gingen wir alle langsam an den Gräbern vorüber und warfen auf jeden Sarg eine Handvoll Erde. Dann wurden die Gräber zugeschaufelt, die Kreuze mit den Namen der Helden errichtet und Kränze und Blumen auf die Grabhügel gelegt. Ein paar Offizieren und zwölf Leuten wurde das Eiserne Kreuz verliehen. Dann trennten sich Offiziere und Mannschaften, um wieder an den verschiedenen Punkten der Sanfront an die Arbeit des Tages zu gehen.

Ich habe niemals einem schöneren, ergreifenderen Begräbnis beigewohnt als diesem. Neun Mann! Ein Tropfen in dem Meer von Verlusten, die dieser Krieg fordert! Und doch war es, als bildeten diese neun Särge, als sie zu den Gräbern getragen wurden, eine unendlich lange Reihe!

Gefallener Ruſſe bei Jaroslau

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ruſſiſche Briefe.

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich erwähnt, daß ich einige Male Briefe an mich nahm, die ich bei gefallenen ruſſiſchen Soldaten fand. Zahlloſe ſolcher Briefe lagen in den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern, blutig, ſchmutzig, zerknittert, oft unleſerlich, nachdem Regen und Tau die Tinte verwiſcht hatten. Sie lagen in Taſchen und Säcken oder auf freiem Feld, Wind und Wetter preisgegeben. Millionen ſolcher Briefe verderben und verſchwinden oberhalb der Erde, Millionen werden mit den Toten begraben. Sie kommen aus Steppen und Wäldern, aus Dörfern und Gehöften im Lande der ſchwarzen Erde, aus dem öden Sibirien und dem heiligen Moskau, wo ſorgende Eltern und Frauen beim Schein der Lampe in Angſt und Beben ihre geheimſten Gedanken niederſchrieben, während das Glockenſpiel unter den goldenen Kuppeln von Iwan Weliki erklang. Sie bringen liebevolle Grüße aus allen Teilen des unermeßlichen Reiches, aus Kaſan, Samara und Saratow,

aus Wjatka und Wologda, Ufa und Orenburg, von den Ufern der Wolga und des Don, wo die Kosaken in den Steppen ihre halbwilden Pferde tummeln, aus den endlosen Ebenen östlich vom Ural, aus Tobolsk und Irkutsk, aus dem Lande der transbaikalischen Kosaken und von den bewaldeten Küsten, die im äußersten Osten von den Wogen des Stillen Ozeans bespült werden. Früh und spät im Hof des Muschiks geschrieben beim Summen des Samowars oder am Pult eines Schreibers in einem mit Zigarettenrauch erfüllten Kontor, wurden sie von wandernden Boten auf gewundenen Landstraßen weitergetragen oder in Postschlitten zum nächsten Bahnhof befördert bei munterm Schellengeläut der Troika und mahnendem Zuruf des Jämschtschiks an „seine Täubchen", seine schnellfüßigen, schwarzen Traber.

Woher sie auch stammen und für wen sie auch bestimmt sind, in der Gesamtheit bedeuten sie ein einziges, mächtiges Echo aus dem heiligen Rußland. Es sind keine Redensarten, keine leeren Worte; es ist die große, unverfälschte Liebe, es sind Treue und Sehnsucht, Kummer und Unruhe, es ist die einfache russische Volksseele, die aus ihnen spricht. Steht man auf den Schlachtfeldern am San und liest in diesen vergilbten Blättern, dann glaubt man das Rauschen des Windes in den Wäldern von Tambow zu hören oder das Heulen des Schneesturms auf der Kirgisensteppe, das Knirschen der Räder des Tarantas auf schlammigen Wegen oder das schnelle Spiel der Balalaika, wenn Jünglinge und Jungfrauen auf Schemmen und Böden Kamarenski tanzen. Man spürt den Duft der Wachslichte vor den Heiligenbildern und sieht alte Bauern und Frauen aufs Knie fallen, den Kopf nach rechts gebeugt, die Hände über der Brust gefaltet, die feuchten Augen auf das Gold der Heiligenbilder gerichtet. Es sind Eltern, die für ihre im Feld stehenden Söhne beten. Ihre Gedanken sind ja immer an der Front, und wenn endlich ein Brief des fernen Sohnes kommt, eilen sie zum Schreiber des Dorfes, damit er das Geschriebene vorliest, das sie nicht selber deuten können. Wo war er, als er den Brief schrieb? In den Karpathen — in den Schützengräben von Gorlice — an den Ufern des San. Wo mag das sein? Sie wissen es nicht. Aber sie freuen sich, denn er lebt ja noch; sie denken und grübeln, sie suchen in der Tiefe ihres Herzens das Beste und Liebevollste, was sie ihm in herzlichen Worten und Gedanken senden

können. Und er — wenn er ihre Antwort erhalten hat, trägt sie immer bei sich. Kann er den Brief selbst nicht lesen, so versteht ihn doch sein Feldwebel oder ein Kamerad. Und wenn er auf dem Schlachtfeld verblutet, richtet er zum letztenmal den erlöschenden Blick auf dies Blatt mit den letzten zärtlichen Worten seiner Lieben daheim.

Ich habe Tote diese Briefe in Händen halten sehen. Wozu das alles! Wozu trieb man sie mit den Heeren des Zaren hinaus, um nichts zu gewinnen, nur um zu sterben? Wehmütig, erschüttert steht man neben dem gefallenen Krieger und liest den letzten Gruß von Vater und Mutter. Man weiß ja das Furchtbare, was die daheim vielleicht erst nach dem Kriege erfahren: er ist tot und kehrt nie wieder zurück, und die Briefe, die nach einem gewissen Tag geschrieben wurden, erreichen ihn nicht mehr.

Hier sind einige dieser Briefe, die ich mit nach Hause nahm. Es sind Notschreie aus der Seele dieses großen, im Herzen gutmütigen Volkes, das unter dem Sklavenjoch des Despotismus leidet. Es sind Seufzer, Träume und Bitten von Brüdern und Schwestern Dostojewskis, Tolstois und Maxim Gorkis. Einfach und ungekünstelt ist ihr Stil; ich habe nichts daran geändert. Alle sind ohne Briefumschlag, und die Orte ihrer Herkunft unklar; sonst wäre es meine Pflicht, denen, die sich sehnen und noch hoffen, Nachricht zu geben. Sollte einer dieser Briefe hier auf irgendeinem Wege zu denen gelangen, die sie geschrieben haben, so sei ihnen die Versicherung ein Trost, daß der Tote wie ein Mann gekämpft und wie ein Held gefallen ist, daß er ein ehrliches Begräbnis erhielt und ein Kreuz auf seinem Grabe steht.

1915, 15. Januar.

Guten Tag lieber Bruder Senowei Antonowitsch. Ich beeile mich, Dir meine tiefste Achtung zu senden und einen herzlichen Gruß von Deinem Bruder Andrei Antonowitsch. Ich kann Dir erzählen, lieber Bruder Senowei Antonowitsch, daß ich dank Gottes Gnade noch am Leben und gesund bin, und dann kann ich Dir erzählen, lieber Bruder Senowei Antonowitsch, daß ich Deine beiden Briefe erhalten habe und eine Postkarte, für die ich Dir vielmals danke, und ich habe Deine Postkarte gelesen. Und dann bitte ich Dich, lieber Bruder Senowei Antonowitsch, schreibe einen Brief nach Hause. Ich erhielt einen Brief von Theodor, und er wünscht einen Brief von zu Hause. Ich bin noch am Leben, Ehre sei Gott. Und dann will ich Dir sagen, lieber Bruder Senowei Antonowitsch, daß wir nun auf dem Lande sind und drei Tage geruht haben. Aber bald sollen wir wieder nach [Name unleserlich] gehen; sie sagen

nur, daß wir in der Reserve unsres Bataillons stehen sollen. Und dann bitte ich Dich, lieber Bruder Senowei Antonowitsch, schicke mir einen Brief und schreibe direkt, wo Du bist, wie Du lebst und was Du Neues gehört hast. Und damit verbleibe ich gesund und munter und wünsche Dir von Herzen Gesundheit und Segen.

Dein Bruder Andrei Antonowitsch.

Meine Adresse: — — — — [?] Regiment. 6. Kompagnie.

Andrei Antonowitsch Zoëw.

1915, 13. Februar.

Mein lieber und teurer Kominek Andrei Karlowitsch. Ich kann Dir einiges durch meinen Brief mitteilen und sende Dir meinen aufrichtigen Gruß und meine herzlichste Achtung und wünsche Dir vom Herrgott und aus meinem reinen Herzen Gesundheit und alles Glück für Deine Taten im Kriegsdienst, guten Erfolg für die Werke Deiner Hände, und ich bitte zu Gott für Dich, daß der Herr, der Allmächtige, Dich vor Feuer und feindlichen Feuerwaffen beschützen möge, und daß der Herr Dich gesund und unverletzt bewahre. Und möge der Herr Dich zu Deiner lieben Frau zurückschicken und Dich von Deinen schweren Kümmernissen befreien. Es wäre mir eine große Freude, mit Dir zusammenzutreffen und mich mit Dir zu freuen wie früher und unser Zusammenleben fortzusetzen. — — —

Bei demselben Soldaten fand ich noch folgende Briefe:

Lieber Kominek Andrei Karlowitsch, ich kann Dir erzählen, daß ich am 10. einen Brief von Komoschka und Sascha erhalten habe, und sie beklagen sehr meine Lage und auch Eure und die vieler andrer dort. Der Brief fließt von Tränen über, die zeigen, daß meine Frau Olga viele Tränen in dieser Zeit vergossen hat. Ich bin verwundet, aber das ist nicht weiter gefährlich; denn ich bin schon beinahe wieder gesund und soll bald wieder Dienst tun, aber ich kann Dir nicht sicher sagen, ob ich freikomme oder nicht, denn ich bin zweimal verwundet — einmal im Rücken, und das zweitemal traf eine Kugel meine linke Hand. Der Daumen der linken Hand ist zerschossen. Sie operierten mich am 12. Januar und nahmen mir den Daumen am vorletzten Glied ab. Ich bin nun beinahe wieder hergestellt, und Gott kann mich von dieser Plage befreien und mich nach meinem D. [Name unleserlich] zurückschicken, um meine Frau zu beruhigen und meine ganze teure Familie zu erfreuen, wie sie mir schreiben, daß sie es von Herzen wünschen. Und wenn ich eine Nachricht von zu Hause erhalte, dann werde ich sie Dir sofort mitteilen.

Lieber Kominek, ich habe Dir in diesem Monat einen Brief geschickt, aber offenbar hast Du ihn nicht erhalten. Ich schickte zu gleicher Zeit an Wladimir und Dich, aber er antwortete am 10., und damals reiste er bereits nach der Stadt Lemberg. — Am 15. Februar wird es vielleicht möglich, mit ihm zusammenzutreffen. Damit lebe wohl. — — —

1915, 17. Februar.

Guten Tag mein teurer, unschätzbarer Kominek Andrei Karlowitsch. Ich sende Dir meine innerlichen, aufrichtigen und herzlichen Grüße. In Liebe umarme ich Dich und drücke Dir die Hände, und ich küsse Dich millionenmal und wünsche vom Herrgott und aus meinem reinen Herzen Dir Gesundheit und Glück beim Werk Deiner

Hände und einen glücklichen Ausgang Deines Kriegsdiensts. Ich bete immer zu Gott für Dich, daß Gott Dich rettet und vor Deinen Feinden bewahrt, und daß Gott Dich nicht in unglückliche Feldschlachten geraten läßt, sondern Dich Deine Zeit in der Reserve verbringen läßt. Wenn aber Gott Dich sieht, so möge er Dich die Minuten schützen, wo Du wieder Mann gegen Mann mit Deinen Feinden kämpfen mußt, und möge Dich schützen vor allen Kugeln der Feuerwaffen und Granaten, und möge Gott der Allmächtige Dich gesund und ohne Schaden bewahren und Dich munter in Deine Heimat zurückkehren lassen und zur Freude Deiner lieben Frau, die sich Deinetwegen sehr beunruhigt und mir geschrieben hat, und sich sehr über Dich beklagt und an ihre Trennung und ihre glücklichen Jahre erinnert hat, die nun in großen Kümmernissen hingehen. Ach, Herrgott, Barmherziger, wehe uns Sündern.

Ganz Europas Frieden möge die ganze Welt trösten, und dann werden auch wir Sünder in größter Freude jubeln und Gott aus einem Mund und einem Herzen danken, und möge der gnädigste Gott meinen tiefgeliebten Kominek Andrei vor dem Feinde bewahren und seinen ganzen Körper vor Wunden und mich schicken, ihm zu begegnen.

Unsre reine Gottesmutter bitte ihren Sohn Christus, unsern Gott, stelle alles wieder her, und wir, deine sündigen Nachfolger, werden vor dem reinen Antlitz deines Heiligenbildes niederfallen. Amen.

Und dann will ich Dir mitteilen, mein lieber Kominek, daß ich Deinen Brief am 17. Februar erhalten habe, für den ich Dir herzlich danke und für Deine Grüße, denn Dein Brief hat mich sehr erfreut; ich habe mich nicht genug über ihn freuen können.

Ich wollte aufstehen, aber der Doktor erlaubt es mir nicht, er will, daß meine Gesundheit besser werden soll, und gab mir das Wort darauf, daß ich bald nach Hause reisen kann. Und damit lebe wohl. Ich bin noch am Leben und gesund und wünsche Dir dasselbe von Gott. Ich küsse Dich tausendmal und wünsche Dir und mir einen frohen Gruß nach altem Brauch, so wie wir früher gute Freunde waren, von Herzen eins. Vergebt und vergib!

1915, 3. März.

Auf den ersten Zeilen meines Briefes beeile ich mich Dir mitzuteilen, mein lieber Sohn, daß ich dank Gottes Gnade mich am Leben und gesund befinde, und dann wünsche ich Dir vom Herrgott Gesundheit und alles Gute für Deine Taten und in Deinem kaiserlichen Dienst. Gebe Gott Dir, mein lieber Sohn, Kraft und Stärke. Besiege den Feind und komme hierher in Dein Heim zurück, daß Du mit Deinen Bekannten zusammentreffen kannst. Und dann will ich Dir sagen, mein lieber Sohn, daß ich am 2. März vom Sohn Ewsim einen Brief erhalten habe, und er schreibt, daß er von Dir eine Postkarte erhalten hat. Das hat uns viel Freude gemacht! Wir schickten ihm am 27. Februar ein Paket.

Und dann kann ich Dir mitteilen, daß ich bereits getan habe, worum Du mich batest, nämlich an Alexei Semmo zu schreiben, was ich schon lange getan habe. Und dann kann ich Dir mitteilen, daß vom Sohn Mark nichts mehr zu hören ist. Ich erhielt vor einem Monat einen Brief, worin er schreibt, daß sie vorrücken werden, und von diesem Zeitpunkt an gibt es kein Anzeichen, wo er sich befindet.

Und dann ein Gruß vom Schwesterchen Elisabeth und vom Bruder Roman, und wünschen wir Dir, Brüderchen, aus aufrichtigem Herzen dasselbe, was Du von Gott wünschst. Und dann ein Gruß vom Schwesterchen Anastasia, und wünsche ich Dir, Brüderchen, aus aufrichtigem Herzen dasselbe, was Du von Gott wünschst.

Und dann ein Gruß vom Schwesterchen Maria und vom Brüderchen Theodor, und wünschen wir Dir, Brüderchen, dasselbe, was Du von Gott wünschest. Und dann ein Gruß von Deinem Liebling Senetschka und wünschen wir Dir, Papa-Liebling, aus aufrichtigem Herzen dasselbe, was Du Dir von Gott wünschest, und gebe Dir Gott Kraft und Stärke, den Feind zu besiegen, und komme in Dein Heim zurück und finde die Deinen und Deine Bekannten.

Und dann ein Gruß von Deinem lieben Bruder Moise, und wünsche ich Dir, Brüderchen, von Gott dem Herrn Gesundheit und alles Gute für Deiner Hände Werk.

1915, 16. März.

Heute Brief von Deinen Eltern Porfen Stefanowitsch und Mütterchen Worwar Wasiliewna. Auf den ersten Zeilen unsres Briefes an unsern lieben Jungen Peter Porfenowitsch schicken wir Dir unsern elterlichen Segen, welcher bis ans Grab Deines Lebens für immer reichen soll. Außerdem senden wir Dir liebevoll einen herzlichen Gruß und wünschen Dir alles Gute in der Welt. Auch grüßen Dich Deine kleinen Brüder und Schwestern und wünschen Dir vom Herrgott Gesundheit und alles Gute in der Welt. Auch grüßt Dich Deine Hausfrau Matrena Iwanowna und wünscht Dir vom Herrgott Gesundheit und alles Gute in der Welt. Auch grüßen Dich Schwesterchen Elisabeth und Kumanek Dimitrii Fedorowitsch und wünschen Dir vom Herrgott Gesundheit und alles Gute in der Welt. Und grüßen Dich alle Verwandte und Bekannte und wünschen Dir vom Herrgott Gesundheit und alles Gute in der Welt.

Wir haben Deinen Brief erhalten, der am 28. Februar abgeschickt wurde. Unsre Neuigkeiten: Sofron und Nikanor Schwedow sind verwundet hier angekommen. Die alte Fedosina ist gestorben. Oustin Schwedow ist gestorben. Von Peter Laschina hat man seit vier Monaten nichts gehört. Keine besonderen Neuigkeiten von uns. Das ist unser sechster Brief an Dich.

Bei uns ist alles ausgezeichnet außer unsrer Sorge um Dich, unsern lieben Sohn. Möge Gott zu Dir kommen an diesem frohen Fest.

Und dann unser lieber Sohn, Peter Porfenowitsch, wenn Dir etwas fehlt, so schäme Dich nicht, sondern verlange von uns. Wir werden Deinetwegen alles entbehren.

Grüße auch Deinen Kameraden Iwan Alexandrowitsch, und wünschen wir Euch alles Gute in der Welt. Und nun lebe wohl unser lieber Junge, Peter Porfenowitsch. Jetzt ist nichts mehr zu schreiben in diesem Brief. Wir sind gesund und munter, und wir wünschen Dir vom Herrgott Gesundheit und alles Glück in der Welt. Möge Gott Dich vor Kugeln und Pulver schützen, und möge er Dir bei Deinen Arbeiten helfen.

Die folgenden Briefe enthalten einen kleinen Roman:

1915, 22. Januar.

Mein teurer, lieber, unvergeßlicher Mann Androschitschka! Auf der ersten Seite meines Briefes beeile ich mich Dir mitzuteilen, daß ich Deinen Brief am 20. Januar

erhalten habe. Mein teurer Liebling Androschitschka, ich sende Dir meine tiefste Achtung und herzlichen Gruß und wünsche Dir alles Gute, nämlich dieses Unglück zu überstehen und bald nach Haus zu kommen. Und dann grüßt Dich Deine Tochter Helena: „Ich sende Dir, lieber Papa, einen herzlichen Gruß und küsse Dich auf Deine väterlichen Händchen. Möge Gott Dich auf Erden leben und bald wieder zu uns zurückkehren lassen." — Und ich will Dir sagen, und ich bitte Dich, mein teurer Mann Androschka, sei nicht böse auf mich und zürne nicht; denn Du schreibst, daß ich Dich vergessen habe und Dir nicht schreiben will. Ich habe bereits zwölf Briefe geschrieben, und Du schreibst, daß Du keinen einzigen erhalten hast, und Du schreibst, daß ich Dich vergessen habe. Nein, ich habe Dich nicht vergessen und werde Dich nie im Leben vergessen. In Wahrheit, mein kleiner Liebling, ich kann es nicht aushalten ohne Dich, und in Wahrheit, wenn es möglich wäre, mit Dir zu tauschen, so würde ich gern mit Dir tauschen; denn es wäre leichter für mich, wenn Du zu Hause wärest und ich im Kriege.

Und dann kann ich Dir mitteilen, lieber Androschka, daß ich Dir am 13. Januar ein Paket geschickt habe: 3 Pfund Zucker, 1 Pfund Schmalz, $1\frac{1}{4}$ Pfund Wurst, Tee und Konfekt, 2 Pakete Zigaretten, 1 Bund Tabak, 5 Bogen Papier und 4 Kuverts und 1 Brief. Ich schrieb Dir in den ersten Briefen, Du möchtest mir schreiben, wieviel Geld und Essen Du brauchst, aber da Du meine Briefe nicht erhalten hast, so war auch keine Antwort zu haben, und da schickte ich selber das Paket und bitte Dich, wenn Du es erhältst, so antworte mir sofort und schreibe, ob Du Geld brauchst, dann schicke ich. Ich bitte Dich, mir nicht böse zu sein, daß ich keine Briefe schicke. Ich schicke Dir sehr oft Briefe, aber Du bekommst sie nicht, und Du bist selbst schuld daran, da Du kaum die richtige Adresse geschrieben hast. In jedem Brief eine andere Adresse. Du mußt Dich bei Deinen Vorgesetzten beklagen, daß Du keinen Brief bekommst. Ich habe es beim Polizeimeister gemeldet, und er sagte mir, Du hättest wahrscheinlich eine unrichtige Adresse angegeben. Und damit lebe wohl.

Deine Frau Senja und Tochter Ela Saw.

— — Und dann bitte ich Dich mein Gatte Androschka, schreibe mir, warum man Dir so lange keine Uniform gegeben hat. Die hat man allen Deinen Kameraden gegeben, aber nicht Dir. Denn ich hörte, daß man Dir keine Uniform gegeben hat, als Du zu Hause warst.

Ich bitte Dich, Androschka, rate mir, was ich tun soll. Soll ich etwas von uns verkaufen oder nicht? Und wenn sie mir raten, eine Kuh zu kaufen, so weiß ich nicht, was ich ohne Deinen Rat tun soll, und ich bitte Dich noch einmal, rate mir. —

Was soll man mit den Weinen tun, verkaufen oder aufbewahren? Denn es ist schwer, sich durchzubringen und manche sagen, ich solle verkaufen. Aber ohne Deinen Rat tue ich nichts, und was Du rätst, das will ich auch tun. — Und dann bitte ich Dich, Androschka, rate mir, was ich mit dem Getreide machen soll — soll ich den Weizen und den Hafer verkaufen oder nicht? Denn der Weizen kostet bei uns 1 Rubel und 20 Kopeken, und der Hafer 80 Kopeken. Ich bitte Dich, mein Androschitschka, rate mir, was ich tun soll. Und dann bitte ich Dich, Androschka, sei nicht traurig und weine nicht über uns. Und schreibe mir keinen solchen Brief wieder, daß Du mich nicht wiedersehen wirst; denn ich kann das nicht aushalten, sondern bete lieber zu Gott, wie ich für Dich bete. Vielleicht erhört Gott unser Gebet, und wir sehen uns wieder.

Du schreibst mir, daß Du große Seelenqualen hast. Das tut mir so leid, und Du kennst mein Herz. Aber ich ertrage alles und halte es aus, um das, was wir haben, zu erhalten. Mach Du es ebenso, Androschka, laß keinen Kummer in Dein Herz kommen. Vielleicht läßt Dich Gott zurückkehren. Lebe wohl.

Senja, Elena Sawrlanki.

1915, 7. Februar.

Guten Tag mein liebes Männchen Androschitschka. Ich bringe Dir einen warmen Gruß und küsse Dir, mein kleiner Androschitschka, Deine weißen Hände und roten Lippen und wünsche Dir von ganzem Herzen dasselbe, was Du von Gott wünschst. Gebe Gott Dir, mein lieber Androschka, Kraft und Stärke, den Feind zu besiegen, und komme in Deine Heimat zurück, wo Deine beiden Lieblinge ohne ihren Vater Androschka zurückgeblieben sind.

Und dann ein Gruß von Deiner kleinen Eletschka: „Ich sende Dir, lieber Papa, einen herzlichen Gruß, und ich küsse Dir, Papa, Dein weißes Händchen und wünsche Dir, Papa, vom Herrgott Gesundheit und Glück."

Und dann kann ich Dir mitteilen, mein teurer Androschka, daß ich mich am 3. Weihnachtsfeiertag habe photographieren lassen. Wir ließen uns alle photographieren, und ich besonders, um Dir ein Bild von mir und der kleinen Eletschka zu schicken. Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du mir ein Bild von Dir geschickt hast. Ich frage meine Eletschka: Wo ist Papa? Dann zeigt sie auf Dein Porträt. Darum wünsche ich, lieber Androschitschka, Dir unsre Porträts zu schicken. Bewahre sie auf, wenn es Dir möglich ist. Darum sende ich Dir diese Bilder. Denn ich will Dir mitteilen, mein Liebling, daß ich für 70 Rubel und 7 Kopeken Getreide verkauft habe, und dann habe ich Stroh für 31 Rubel verkauft. Außerdem habe ich für $3^1/_2$ Rubel Spreu verkauft, denn unsre Kuh will keine Spreu fressen, und deshalb habe ich sie verkauft.

Und dann will ich Dir sagen, mein lieber Androschka, daß ich sehr froh bin, daß Du noch in der Stadt Jaroslau bist; denn die Rußland näher sind, sind bereits am 23. Januar nach der Stadt Lemberg abgereist, Wasili, Andrei und Alexei. Und dann kann ich Dir mitteilen, mein lieber Androschka, daß Sergei in der Stadt Odessa ist, 49. Reservebataillon, 9. Kompagnie. Und dann will ich Dir sagen, daß wir keine Unterstützung mehr erhalten haben, denn bloß die erhalten noch welche, die seinerzeit Vorrat gesammelt haben. Und dann will ich Dich bitten, mein Liebling, mir meine Bitte nicht abzuschlagen, die ich an Dich richten will, mein Liebling, nämlich, daß Du mir schreibst.

Wenn wir Geld bekommen, so schicke ich Dir, und wenn es auch bloß 2 Rubel sind. Und damit lebe wohl mein Liebling.

1915, 17. Februar.

Ein lieber Gruß an mein Männchen Androschka. Guten Tag, lieber Androschka. Ich gebe Dir meine rechte Hand und küsse Deine Rosenlippen und Deine rosenrote Haut, und ich grüße Dich, mein Liebling, von dem großen Fasten. Gebe Dir Gott, mein Liebling, daß Du das große Fasten glücklich zubringst, eine große christliche Osterfeier. Und komme wieder heim und grüße uns. Noch ein Gruß von Deiner kleinen Eli: „Ich sende einen herzlichen Gruß und küsse Väterchen auf das väterliche

Händchen, und ich wünsche Dir, Väterchen, vom Herrgott Gesundheit und Glück in Deinen Taten und in Deinem kaiserlichen Dienst. Gebe Dir Gott in des Kaisers Dienst dienen zu dürfen und zurückkehren und uns begrüßen zu können. Und dann kann ich Dir erzählen, Väterchen, daß ich schon sehr schön springen kann. Und hier bei uns ist alles gut, Väterchen, wenn bloß Väterchen hier wäre. Es ist nicht schön, daß wir unser liebes Papachen nicht hier haben, der für uns alles so gut ausrichtete, und mit einemmal war Papachen von uns weg, und nun müssen wir ohne unser liebes Papachen leben, ohne welchen wir nicht einen Tag leben konnten, und nun, Papachen, ist es schon 6 Monate, daß wir unser Papachen nicht gesehen haben, aber ach, was sollen wir tun, Papachen? Wir beten zu Gott. Der Herr kann unser Gebet hören und Dich nach Hause senden, damit wir uns wiedersehen können, liebes Papachen. Ich bin gesund und munter, und dann wünsche ich Dir vom Herrgott Gesundheit und Glück in Deinem Leben. Deine Tochter Elja und Mamachen Senja."

Und dann beeile ich mich, Dir mitzuteilen, lieber Androschka, daß ich Dir heute, am 17. Februar, ein Paket schicke. Ich schicke 3 Pfund Zucker, ½ Pfund Konfekt für 20 Kopeken, 3 Pakete Zigaretten à 8 Kopeken, 7 Bogen Papier und Kuverts, 6 Pfund Gewürz. Im ganzen schicke ich Dir 2 Pakete. Du schreibst mir, ich solle kein Geld schicken, also schicke ich keins. Da es wahrscheinlich draußen nichts für Geld zu kaufen gibt, so schicke ich Dir die Pakete. Gott gebe, daß Du sie erhältst. Ich erfuhr durch Deinen Brief, daß Du mein Paket erhieltest. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie vergnügt ich darüber wurde. Vielleicht läßt Dich Gott diese beiden Pakete erhalten.

Lieber Androschka, ich weiß in Wahrheit nicht, was ich Dir schicken soll, aber schreibe mir, ob ich unsre Wirtschaft verkaufen soll, und was ich Dir schicken soll. In Wahrheit, mein Geliebter, lieber Androschka, was kann ich für Dich in dieser Sache tun? Auch bitte ich Dich, Androschka, schreibe mir, ob ich Dir Geld schicken soll; wenn's auch nur etwas ist, vielleicht 3 Rubel, so schicke ich es Dir, lieber Androschka. Beklage Dich nicht. Gott gebe, daß Du zurückkehren kannst, damit wir zusammenleben können. Und damit lebe wohl.

Wir sind immer gesund und munter, dasselbe wünschen wir Dir und vom Herrgott Gesundheit und Glück in Deinem kaiserlichen Dienst. Gebe Gott, daß Dich die Behörde von Deinem Dienst befreien möchte, daß Du zurückkehrtest und wir uns wiedersehen könnten.

Und damit lebe wohl.

1915, 11. März.

Alleruntertänigste Achtung von Deinem Franchen, und ich wünsche meinem lieben Mann Androschka Glück zu dem großen Fest und christlichen Ostern, und gebe Gott Dir, mein Mann Androschka, zu diesem großen frohen Fest ein glückliches Gedeihen. Und Christ ist erstanden, Christus ist erstanden, Christ ist erstanden. Und laß es Dir gut gehen bei dem kommenden Fest. Und gebe Dir Gott, mein lieber Mann Androschka, mein Geliebter, Kraft und Stärke, den Feind zu besiegen und komme gesund und unbeschädigt hierher zu Deinen kleinen Lieblingen zurück. Und dann ein untertäniger Gruß von Deinem lieben Töchterchen Elke: „Christ ist erstanden, Papa, Christ ist erstanden, Christ ist erstanden. Und laß es Dir gut gehen, Papachen. Frohes Fest, christliche Ostern. Und gebe Dir Gott, Papachen, zu diesem frohen Fest, dem christlichen Ostern, Glück und Gedeihen. Und gebe Dir Gott, Papachen, Kraft und

Stärke, den Feind zu besiegen. Und komme hierher zu Deinen beiden Vögelchen, die nun schon 7 Monate in ihrem Nestchen ohne ihren lieben Papa sein müssen."

Und dann kann ich Dir mitteilen, Geliebter, daß ich die Schweine noch nicht verkauft habe; denn der Weg war so schlecht, daß ich sie nicht zu Markte bringen konnte.

Und dann kann ich Dir mitteilen, geliebter Androschka, daß ich Dir schon mehr als 5 Briefe geschrieben habe, mein Geliebter. Erst den mit dem Bild, das ich von der Kleinen machen ließ. Und darüber schreibst Du mir nichts. Du hast also diese Briefe, in denen ich von dem Bilde schrieb, nicht erhalten. Vielleicht schicke ich Dir dieses Bild, mein Geliebter, und dann kannst Du Deine beiden Lieblinge wiedersehen, die Du 7 Monate nicht gesehen hast, so daß ich wohl möchte, mein Geliebter, Du kämest bald zu uns nach Hause, und wäre es auch bloß auf kurze Zeit. Dann will ich Dich bitten, mein Geliebter, daß Du mir darüber schreibst, was Du willst, daß ich Dir schicke, dann schicke ich Dir's, mein Mann Androschka, mein Liebling.

Und dann will ich Dir mitteilen, mein Geliebter, daß es hier keine besonderen Neuigkeiten gibt. Hier ist nichts mehr, und daher können sie nichts mehr nehmen; denn es ist in Rußland viel für die Soldaten gebraucht worden.

Und dann kann ich Dir sagen, mein Geliebter, daß folgende auch in Österreich sind: Sergei, Mansiok und Jahim und auch Kaletik. Am 10. März kam ein Brief, aber sie schreiben nicht, wo sie gelegen haben und auch keine Adresse.

Und damit lebe wohl, mein lieber Mann Androschka. Gott gebe, daß Du das kommende Fest, das christliche Ostern, glücklich und gesund verbringst.

Und damit lebe wohl.

1915, 21. März.

Christ ist erstanden, Christ ist erstanden, Christ ist erstanden. Ich beeile mich, Dir Glück zu wünschen, mein lieber Mann, kleiner Androschka, zu dem großen frohen Feste, dem christlichen, heiligen Ostern. Und ich wünsche Dir, mein lieber Androschka, aus aufrichtigem Herzen, daß Du das frohe, große Fest, das christliche, heilige Ostern, gesund und glücklich verbringen mögest. „Und dann wünsche ich Dir, Papachen, Glück zu dem großen Fest, dem christlichen Ostern. Christ ist erstanden, Christ ist erstanden, Papachen. Und gebe Gott, Papachen, daß das bevorstehende Fest fröhlich werde. Und gebe Gott Dir, Papachen, Kraft und Stärke, den Feind zu besiegen. Und komme hierher zu Deinen kleinen Lieblingen, die ohne ihren Vater zurückgeblieben sind. Schon mehr als 7 Monate haben wir Dich nicht gesehen und Deine Stimme nicht gehört, die wir sonst vernahmen."

Und dann kann ich Dir mitteilen, mein lieber Mann Androschka, daß ich von Dir, mein Liebling, einen Brief vom 11. März erhalten habe, in dem Du schreibst, daß Du das Paket nicht erhalten hast, das ich am 17. Februar schickte. Und dann, mein Liebling, schreibst Du nichts, bloß daß Du dies Paket nicht erhalten hast. Deshalb bitte ich Dich, mein Liebling, schreibe, was Du brauchst. Vielleicht brauchst Du Geld, mein lieber Androschka, dann schicke ich Dir welches. Ein Hemd ist nicht da. Wenn Du kannst, so schreib, mein lieber Mann Androschka. Schlag mir meine tränenschwere Bitte nicht ab.

Aber Du, mein Liebling, schreibe nur, daß ich Dir schicken soll, dann werde ich Dir selber Geld und Pakete schicken. Gebe Gott, daß Du sie bekommst. Das Geld werde ich auch baldigst schicken. Freilich nur 3 Rubel. Und vielleicht läßt Dich Gott

das erhalten, wenn auch erst nach einem Monat. Mein armer Liebling, der vor Kälte und Hunger zittert und vor der schrecklichen Angst, von der uns aus Deiner Gegend erzählt worden ist.

Und dann will ich Dir erzählen, mein Androschka, daß ich Deinen lieben Brief erhalten und gelesen habe, und weiß, daß Du noch am Leben und gesund bist. Und damit lebe wohl. Ich bin gesund, und ebenso ist Dein kleines Mädchen gesund und munter.

Und damit lebe wohl, mein lieber Mann Androschka!

Brief an meinen lieben Androschka.

Guten Tag mein lieber Androschka. Ich gebe Dir meine rechte Hand und grüße Dich mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und küsse Dir Deine roten Lippen und Dein weißes Kinn und wünsche Dir vom Herrgott Gesundheit und Glück in Deinem kaiserlichen Dienst. Gebe Gott, daß Du aus dem Dienst des Zaren entlassen würdest und zurückkehren und uns begrüßen dürftest.

Und dann beeile ich mich, Dir zu erzählen, mein lieber Androschka, mein teurer Liebling, daß ich dank Gottes Gnade bei guter Gesundheit bin. Ich bin beim Doktor gewesen, und er gab mir Tropfen. Davon wurde es besser. Und dann ein Gruß von Deiner Tochter: „Ich sende Dir, Papachen, einen herzlichen Gruß und wünsche Dir alles Gute in Deinem Dienst in der Armee des Zaren. Gebe Gott, Papa, daß Du aus dem Dienst des Zaren entlassen wirst und zurückkehren und uns grüßen kannst. Und ich küsse Dir, Papa, Deine weißen Hände. Leb wohl, Papa." Mein lieber Androschka, schreibe mir über Deine Gesundheit und über Deinen Dienst und über Deine Sorgen, damit ich etwas erfahre. Dann geht es mir besser, mein lieber Androschka.

Ich habe gehört, daß es Friede werden wird, mein lieber Androschka. Wir beten zu Gott, er möge sich erbarmen und uns nicht für immer trennen. Und damit lebe wohl mein Geliebter. Ich bin gesund und munter. Auch wünsche ich Dir von Gott Gesundheit und Glück in Deinem kaiserlichen Dienst. Und damit bitte ich Dich, Geliebter, entschuldige diese schlechte Schrift. Ich kann nicht besser schreiben.

Leider ist dieser letzte Brief nicht datiert. Wahrscheinlich stammt auch er aus dem März 1915. Damals gingen also in Rußland Friedensgerüchte um. Aber noch immer rast der Krieg! Als Senja Sawrlanki ihrem Mann Androschka diese liebevollen Worte schrieb, war Galizien noch in den Händen der Russen. Und jetzt, nach mehr als einem halben Jahr, sind die Moskowiter nicht nur gezwungen worden, alle ihre Eroberungen in diesem Krieg aufzugeben, sondern auch Kurland, das eigentliche Polen und weite Strecken des Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Minsk und Wolhynien. Wie wenig weiß Senja von der Wahrheit! Diese prächtige, treue Hausfrau, die, während der Mann draußen ist, sich krank arbeitet und alles tut, um ihr Heim instand zu erhalten. Wenn

sie die ganze Tragweite des Elends nicht früher erfährt, so wird ihr wohl die Wirklichkeit an dem Tag aufgehen, an dem die Kosaken die Bevölkerung ihres Dorfs nach Osten treiben, und wenn sie das Dorf hinter sich brennen sieht. Auf einem Karren fährt sie ihre Tochter Elena, die Briefe Androschkas und das Notwendigste zum Lebensunterhalt. Sie gehört nicht zu denen, die im Unglück den Mut verlieren. Vielleicht hat sie bis zu dieser Stunde noch keine Ahnung davon, daß ihr Mann tot ist, und daß alle ihre heißen Wünsche und Gebete und die herzlichen Grüße und zarten Küsse, die sie ihre Tochter in die Briefe einflechten ließ, vergebens gewesen sind. Sie sei froh, sagt sie, ihren Mann in Jaroslau zu wissen. Dort sollte er auch fallen; dort sah ich ihn im Norden der Stadt an einem Straßengraben tot liegen und neben ihm alle die Briefe aus der Heimat. Gott hat ihr Gebet nicht erhört, er hat sie für immer getrennt! —

Auf meinen Wanderungen durch die Schützengräben las ich viele solcher Briefe. Wohl weichen sie voneinander ab infolge der Verschiedenheit der Heimatsorte, der Familienbande und des Bildungsgrads, aber im großen ganzen sind sie einander sehr ähnlich, denn der Gedankenkreis des Schreibenden ist eng. Sie verraten Treue in der Ehe, Liebe zur russischen Erde und zum Heimatdorf, Sehnsucht nach den Abwesenden und nach Frieden, festes Vertrauen auf Gottes Hilfe und Glauben an ein Wiedersehen, wenn Gott in seiner Gnade es gestattet.

Was aber in diesen Briefen fehlt, das ist der Haß! Stundenlang kann man Seite um Seite lesen, und niemals wird man ein unfreundliches oder böses Wort über den Gegner finden. Diese einfachen Briefschreiber, die dazu verurteilt sind, Tage, Monate und Jahre zu warten, lassen ihre Unruhe niemals in harten und erniedrigenden Worten über Deutsche, Österreicher oder Ungarn aus. Wenn sie sehen, daß das Kriegsglück gegen sie ist, so suchen sie nicht Ersatz und Trost in feigen und ungerechten Beschuldigungen wegen Grausamkeiten und Verbrechen, die der Feind begangen haben soll. Diese Zurückhaltung ist ein sympathischer Zug all dieser russischen Briefe und wirft einen versöhnenden Schimmer auf dieses Volk.

Leider aber ist diese Schönheit, wenn man genau zusieht, auch nur ein Blendwerk. In den stillen Häusern, aus denen diese zurückhalten-

den Briefe stammen, wurden auch die Söhne erzogen, die sich durch ihre Gewalttaten und Grausamkeiten in Ostpreußen mit Schande bedeckt haben und unwürdig sind, das christliche Kreuz als Symbol zu tragen. Die russischen Bauernhäuser sind schlechte Erziehungsanstalten. Die Kinder darin bleiben immer Kinder, ebenso wie die Eltern. Sie sind passiv und können keinen Gedanken zu Ende denken. Sie sind abergläubisch und setzen ihr ganzes Vertrauen in die Heiligenbilder und das kleine Kreuz, das jeder Rechtgläubige auf der Brust trägt. Da die Heiligen ihnen helfen, brauchen sie sich nicht weiter anzustrengen, um sich selbst zu helfen. Die jahrhundertelange Leibeigenschaft liegt ihnen noch im Blut. Väter und Mütter der Männer, die jetzt in Reih' und Glied stehen, waren in ihrer Jugend noch Leibeigne, und deren Eltern waren ihr ganzes Leben lang Sklaven und Sklavinnen. Die Freiheit, die der Zarbefreier schuf, hat noch keine tiefen Wurzeln in der schwarzen Erde geschlagen, sondern ist eine fremde Pflanze, die langer Zeit und neuer Staatsformen bedarf, um zu gedeihen und sich zu entwickeln. Der Leibeigne braucht nicht selbst zu denken und zu handeln, das tut sein Herr für ihn. Daher der sklavisch unterwürfige Gehorsam gegenüber dem Zaren, der Obrigkeit und den Offizieren, der auch aus den Briefen hervorgeht, aber etwas ganz andres ist als die westeuropäische Disziplin. Der Germane geht in den Tod, weil er weiß, daß Existenz und Zukunft seines Vaterlandes das fordern, und weil er aus Erfahrung weiß, daß sein Land von rachgierigen und raublustigen Feinden umgeben ist. Der Muschik aus Ufa und Perm hat niemals etwas davon gehört, daß Nachbarn, die Tausende von Werst entfernt sind, sein Land hätten angreifen wollen. Aber er geht doch in den Tod, weil ihm befohlen ist, das zu tun, und weil er gewöhnt ist zu gehorchen — ohne Disziplin.

Die russische Volksseele ist ein Tummelplatz von Extremen. Auf der einen Seite die liebenswürdigen, zarten Gefühle, die in diesen Briefen Ausdruck finden — auf der andern eine Grausamkeit, die mehr als bestialisch ist, weil sie unter das Niveau des Tiers herabsinkt. Auf der einen Seite eine Gutmütigkeit, die sich zu Ostern dem Lager des Feindes mit Salz und Brot und bunten Eiern nähert — auf der andern Böswilligkeit, die feindlichen Wohnstätten mit Mord und Brand naht. „Kratze den Russen, und der Tatar kommt zum Vorschein", sagt ein

französisches Sprichwort; seine Wahrheit hat die ganze Welt während dieses Krieges erfahren!

Und doch, wenn man den Ton dieser russischen Briefe mit dem der englischen Presse vergleicht, scheint der russische Bauer an Seelenadel und Herzensreinheit auf einem weit höheren Kulturniveau zu stehen als der englische „Gentleman"! Neuerdings hat uns die englische Presse einen Einblick in die Gedanken gewährt, die Rudyard Kipling über die Deutschen hat. Vielleicht hat er seinem Volk damit einen Dienst und ein Vergnügen bereitet. Die Germanen lachen über ohnmächtigen Zorn! Aber mir und zahllosen Schweden tut es weh, einen Dichter, den wir bewundert, geliebt und mit dem Nobelpreis gekrönt haben, vom Himmel Indras in den Schmutz der Gosse hinabsteigen zu sehen. Da ist es eine Erholung und Erquickung, von dieser neuenglischen Art von Dichtkunst zu den Briefen russischer Bauern zurückzukehren! In sie finden Herzensroheit und Feigheit keinen Eingang. Leider sind sie dazu verurteilt, in Schützengräben und auf Schlachtfeldern zu verkommen, vergessen und vernichtet zu werden, während die englische Dichterpest das Gift des Hasses und der Lüge über die ganze Welt verbreitet!

Straße im zuſammengeſchoſſenen Kliſzów.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

In Südpolen.

Als ich am Mittag des 21. Mais mit Graf Hoyos zum Grand Café in Jaroslau zurückkehrte, um wie gewöhnlich dort zu eſſen, begegnete uns in der Tür Rittmeiſter G.....

„Ich habe ein Telegramm bekommen", ſagte er lächelnd und gelaſſen.

„Nun, und?"

„Italien hat Öſterreich den Krieg erklärt."

„Unmöglich!"

„Sie werden bald mehr hören. Hier kommt der General. Bei Tiſch werde ich das Telegramm verleſen."

Wir nahmen unſre Plätze ein. Soldaten reichten die Gerichte herum. Merkwürdig, wie ruhig der Rittmeiſter die Sache nahm! Er aß mit gutem Appetit und zeigte nicht die geringſte Eile. Endlich ſtand er auf und las das Telegramm mit einer Stimme vor, als handle es ſich um einen der üblichen galiziſchen Siege.

Meine Befürchtung, daß der Inhalt des Telegramms Verſtimmung hervorrufen würde, beſtätigte ſich nicht. Im Gegenteil! Die Offiziere fanden die ganze Sache im höchſten Grad amüſant. Man lachte und rief: „Na endlich!" Harte Urteile fehlten natürlich nicht. Aber die

Neuigkeit machte im übrigen keinen Eindruck. Das Gespräch über die Sache schlief bald ein, und man ging auf andere Gegenstände über: auf das Begräbnis des Obersten W....., das vor wenig Stunden stattgefunden hatte, auf den Vormarsch gegen Przemyśl und Lemberg und auf meine bevorstehende Abreise, sowie meine Rückkehr, sobald diese Festungen vor dem Fall stünden.

Nach dem Essen nahmen wir von General von P..... und seinem Stab Abschied, bestiegen das Automobil des Grafen Hoyos und waren am nächsten Tag wieder im österreichisch-ungarischen Hauptquartier.

Mein Wunsch war, bis zur Einnahme Przemyśls eine Fahrt nach dem südlichen Polen zu unternehmen. Die Erlaubnis dazu wurde sofort gewährt, und Linienschiffsleutnant Graf T..., der aus Gesundheitsrücksichten einstweilen dem Freiwilligen Automobilkorps zugeteilt war, erhielt den Auftrag, mich zu begleiten.

Durch Graf T... erfuhr ich, wie zielbewußt und geschickt die Russen ihren Einfall in Galizien vorbereitet hatten. Auswanderungsagenten hatten dem Lande männliche Kraft entzogen. Junge, in den Seminaren in Kiew, Moskau usw. ausgebildete Priester hatten, als Popen nach Galizien zurückgekehrt, ihre Gemeindemitglieder bearbeitet. Russisches Geld hatte Wunder verrichtet. Die vielen prachtvollen Kirchen in elenden galizischen Dörfern hatten oft meine Verwunderung erregt — es waren Geschenke Rußlands, das so eifrig um den Gottesdienst in seinen Nachbarländern besorgt war! Die Priester errichteten Kruzifixe und bunte Heiligenbilder an den Landstraßen; aber hinter den Priestern steht der russische Generalstab! Form und Farbe der Heiligenbilder haben für Eingeweihte eine bestimmte Bedeutung; sie werden besonders an militärisch wichtigen Straßen errichtet und sind die wertvollsten Wegweiser bei einer Invasion. Schweden behilft sich ohne Kruzifixe an den Landstraßen; dort werden andere Zeichen verwendet! —

Am 23. Mai brachen wir auf. Graf T... hatte ein prächtiges Automobil mit allen Bequemlichkeiten und zwei vortrefflichen Chauffeuren. In weniger als drei Stunden waren wir in Krakau und stiegen im Hotel „Saski" ab. Die Zeitungen hatten eben die Kriegserklärung Italiens in kleinem Druck, das Manifest des Kaisers Franz Joseph an seine Völker aber in Fettdruck gebracht. Die Worte des Landesvaters

erweckten überall Begeisterung, nicht zum wenigsten dank ihrer Ruhe und Mäßigung. Die Kriegserklärung beachtete man nicht weiter.

Am folgenden Morgen fuhren wir durch das Florianstor hinaus. Überall sah man mächtige Verteidigungsanlagen, prächtige Schützengräben, ganze Stacheldrahtwälder, Unterstände zum Schutz gegen Artilleriefeuer, gut maskierte Forts usw. An andern Stellen hatten Dörfer gestanden, die dem Erdboden gleichgemacht werden mußten, um freies Schußfeld zu gewinnen; nur die Brunnen waren noch da mit ihren Hebestangen. Die Gefahr hatte lange wie ein drohendes Gewitter über Krakau gehangen. In seiner unmittelbaren Nähe drangen die Russen Ende November und Anfang Dezember 1914 vor. Nach der Schlacht bei Iwangorod und beim Rückzug der vereinigten Armeen von der Weichsel hatten Deutsche und Österreicher alles Eisenbahnmaterial aus Südpolen fortgeschafft, alle Schienenstränge aufgerissen und besonders gründlich die Weichen zerstört, alle Telegraphenstangen umgehauen und die Landstraßen im Zickzack tief aufgepflügt. Die Schlachten bei Limanowa und Lodz brachen dann die Offensive der Russen und bewahrten Krakau vor einer Belagerung. Jetzt war alles in Ordnung, die Eisenbahnen waren wiederhergestellt, die Landstraßen erneuert, und die Telegraphenstangen trugen die Jahreszahl 1915.

Unser nächstes Ziel war das kleine Dorf Kliszów am Ostufer der Nida. Arm, elend und zusammengeschossen zählte es 50 Gehöfte und ein paar hundert Einwohner, die sich ziemlich vollzählig versammelten, als unser Automobil auf der Dorfstraße hielt. Ich begann, mich sofort mit ihnen zu unterhalten; mit Russisch kann man sich bei polnischen und ruthenischen Bauern merkwürdig leicht verständlich machen; auch findet man oft Leute, die Russisch können.

„Ihr habt wohl davon gehört, daß die Schweden hier einmal eine Schlacht geschlagen haben?“ fragte ich.

„Ja, aber das ist lange her.“

„Wie lange?“

„Wohl mehr als hundert Jahre“, erklärte ein würdiger Bauer.

„Gibt es noch Erinnerungen daran?“

„Nein, nur zwei Werst von hier am Waldsaum im Südosten ein paar Gräber.“

„Hat jemand diese Gräber untersucht?“

„Ja, ein paar Herren aus Warschau waren vor einigen Jahren hier und öffneten sie. Sie fanden aber nur Kugeln, Schädel und menschliche Gebeine.“

„Alte Häuser aus jener Zeit gibt es wohl nicht mehr, eine Kirche, eine Kapelle oder eine alte Befestigung?“

„Nein. Kliszów hat jetzt nicht einmal eine Kapelle, geschweige denn eine Kirche. Die nächste Kirche liegt in Kije, drei Werst östlich von hier. Der Pfarrer in Kije ist ein gelehrter Mann. Er weiß mehr als wir. Fragen Sie ihn.“

„Wißt ihr, ob der König von Schweden dabei war, als die Schweden in dieser Gegend kämpften?“

„Ja, der König war dabei.“

„Woher wißt ihr das?“

„Am Südwestende von Kliszów gab es ein Holzhaus, das vor zwanzig oder dreißig Jahren niedergerissen wurde; damals erzählte man sich allgemein, der schwedische König habe eine Nacht dort geschlafen.“

„Wohin kam das Holz, als das Haus niedergerissen wurde?“

„Das wurde beim Bau der Scheune dort benutzt, die von Granaten so übel zugerichtet ist.“

„Gab es an dem Hause keine Inschrift?“

„Doch, der Balken ist noch in der Scheune.“

Schnell waren wir dort; aber die schwer lesbaren Worte auf dem Balken stammten aus einer weit späteren Zeit, von 1782. Den Platz des verschwundenen Hauses nahmen jetzt zwei russische Gräber ein.

Der Pfarrer in Kije, den wir dann aufsuchten, ein siebenundsiebzigjähriger Greis mit silberweißem Haar, wußte noch weniger als die Bauern von Kliszów.

Bei einbrechender Dunkelheit fuhren wir also weiter und erreichten um 10 Uhr K....., wo Generaloberst von W..... sein Armeeoberkommando aufgeschlagen hatte. Hauptmann M..... empfing uns in der Vorhalle. Das Offizierkorps saß noch bei Tisch, und der Armeechef hieß uns herzlich willkommen.

Der General selbst ist ein älterer Herr, stattlich gebaut, mit rundem Kopf, dunklen, freundlichen Augen, weißem, kurzgeschnittenem Haar und

Phot.: Graf Emmerich Khun.

Den Platz des verschwundenen Hauses nehmen jetzt zwei russische Gräber ein...

schwarzem Schnurrbart, jovial und im Besitz jener kostbaren Ruhe, die alle Hindernisse überwindet. Als Ende vorigen Jahres eine große deutsche Zeitung die führenden Feldherren fragte, was sie dem deutschen Volk am liebsten zum neuen Jahr wünschten, antwortete der General: „Einen schwer errungenen Sieg.“ Der Sinn dieses Wunsches war: ein leicht errungener Sieg könnte das Volk übermütig machen. Auf die Rückseite seines Porträts, das er mir verehrte, schrieb er: „Durch Kampf zum Sieg und Frieden!“

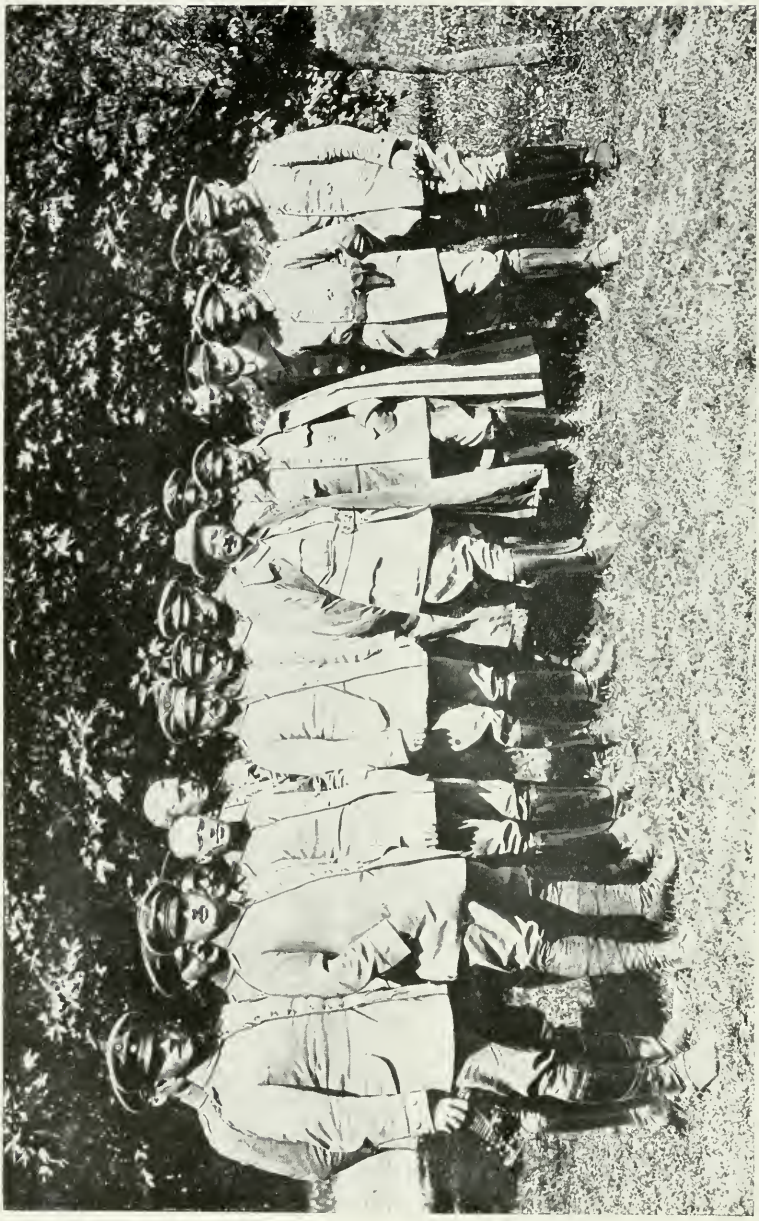
Sein Generalstabschef war Oberstleutnant H..., Generalstabsoffiziere Major G... und Hauptmann C.... Der General der Artillerie A...., der Chef des Telegraphenwesens Major K....., Graf Z....., Militärintendant Dr. K....., Leutnant B....., die Generalärzte Professor Tillmann und Muschold, der Feldoberkriegsgerichtsrat Wunderlich und endlich der Oberstleutnant beim österreichischen Generalstab S..... gehörten zu dem Freundeskreis, mit dem ich in K..... unvergeßliche Stunden verleben durfte.

Die Stadt K..... war von österreichischer Kavallerie im August 1914 genommen, dann aufgegeben und Anfang Oktober zweimal von Hindenburg erobert worden. Wiederum geräumt, wurde sie am 12. Mai 1915 von der Division B.... besetzt. Sie hatte also in wenigen Monaten siebenmal den Herrn gewechselt, aber die Sturmwogen des Krieges gut überstanden.

Die erste Ausfahrt von K.... aus an die Front führte uns am 25. Mai zu dem Herrenhof C....., auf dessen Veranda uns General von B..... liebenswürdig empfing und mit den Offizieren seines Stabes bekannt machte. Als die Herren dieses Quartier bezogen, war es völlig leer; jetzt hatte man wenigstens einige Stühle und Tische zusammengetrommelt. Außerdem gab es nur Strohschütten für die Nacht. Die Stimmung der Offiziere hatte aber unter dieser Dürftigkeit des Quartiers nicht im geringsten gelitten.

Um ungefährdet die vordersten Infanteriestellungen zu erreichen, mußten wir einen großen Umweg nach Westen machen und von dem Dorfe Pawlów zu Fuß zum Nachbardorf Dombrowa gehen, wo der Kommandeur des ..ten Landwehr-Infanterieregiments Oberst L..... die Führung unsrer kleinen Schar übernahm. Auf Äckern und Feldern

v. Woyrsch
Generaloberst.



Phot.: Graf Emmerich Thun.

Generalleutnant B..... (im Mantel) und sein Stab.

rasteten kleinere Infanterieabteilungen, offenbar Reserven, und Train-truppen. Gärten und Wiesen hatten streckenweise unter feindlichem Feuer gelegen. Doch gewährte das Gelände einigermaßen Schutz; hinter Hecken und Baumgruppen, Hütten und Scheunen konnte man sich allmählich vorwärts schleichen.

Auf diese Weise erreichten wir einen Laufgraben, in dessen engem Gang wir gebückt gehen mußten. Er führte zur Hauptstellung, die von den russischen Feldbefestigungen nur etwas über 300 Meter entfernt war. Die deutschen Infanteristen, die gerade Dienst hatten, standen still wie Statuen, die Gewehre in den Schießscharten bereit. Hier und da wurde ein Schuß abgefeuert, sobald sich auf der russischen Seite etwas bewegte. In etwas größeren Schießscharten standen Maschinengewehre, auf einem Erdsitz unter ihnen saß die Bedienungsmannschaft. Eng ging es zu in diesen Schützengräben, und oft kam man kaum vorüber. Aber froh und vergnügt waren die Soldaten alle, und ihre einfachen Behausungen hatten sie sehr gemütlich eingerichtet. Sie wandten nicht einmal den Kopf, wenn russische Kugeln gegen die Brüstung knallten. Im Gespräch mit ihnen merkte man, daß sie eigentlich nichts gegen die Russen hatten. Sobald man aber die Engländer erwähnte, sprach glühender Haß aus ihnen. Alle waren sich darüber klar, daß nur die Briten diesen Krieg angezettelt hätten, um einen Konkurrenten zu vernichten, und es ekelte sie vor den Mitteln, die „das größere Britannien" anwandte, um die neutralen Staaten dazu zu zwingen, sich an dem Indianertanz um Deutschland herum zu beteiligen.

Unser nächster Führer war Hauptmann von C..... Außerdem begleiteten uns Hauptmann B... und die Leutnants L... und T..... vom ..ten Landwehr-Infanterieregiment. Als wir ein gut Stück im Schützengraben gewandert waren, kamen wir an einen Verbindungsgraben, der nach einem hinteren offenen Graben von unbedeutender Tiefe führte. Hier war es geraten, möglichst rasch einer hinter dem andern zu gehen. So erreichten wir einen „festen Punkt", der die vorderen verdeckten Gräben, die wir eben passiert hatten, flankierte, und waren nur 250 Meter vom Feind entfernt. Durch Fernrohre, die auf Gewehre aufgeschraubt waren, konnten wir die Außenseite der russischen Stellung bis in die kleinste Einzelheit erkennen, ihre Schießscharten und

Posten an der Schutzwehr.

die Gewehrmündungen, die aus ihnen hervorguckten. Zuweilen rührte sich etwas in der Höhle — das waren russische Soldaten, die ebenso auf der Lauer standen, um von Zeit zu Zeit auf uns herüberzuschießen.

Gerade als wir am Ende des Verbindungsgrabens photographiert werden sollten, schlugen einige russische Kugeln in die Holzstämme und Mauern neben uns ein; man hatte uns entdeckt.

Im Verbindungsgraben.

Dann fuhren wir nach C..... zurück, und von da südwärts nach dem Dorf Slupia-Nowa, wo Leutnant D....., Regimentsquartiermeister beim ..ten Landwehr-Infanterieregiment, mit Hilfe von Karten uns einen lehrreichen Vortrag über den Kampf hielt, der vom 18. bis 21. Mai hier stattgefunden hatte. Deutsche Abteilungen waren nahe daran, von den Russen umfaßt zu werden; sie schlugen sich jedoch durch und warfen die Russen in die Stellungen zurück, wo wir sie eben gesehen hatten. Während dieser Kämpfe war Hauptmann C..... die Aufgabe zugefallen, mit seinem Bataillon einen bestimmten Punkt ohne Rücksicht auf Verluste gegen eine große Übermacht zu verteidigen.

Man bot ihm Verstärkungen an, er bat aber, seinem Bataillon die Ehre zu lassen, ohne Hilfe durchzukommen. Und es gelang.

Auf den bewaldeten Höhen der Łysa Góra oberhalb Słupia-Nowa erhebt sich das Kloster Swienta Kresta, wo die politischen Verbrecher des Gouvernements Kielce eingekerkert waren. Im September hatten die Österreicher sie befreit. Am 18. Mai, als die Schlacht am Fuß des Bergrückens begann, hatte eine große deutsche Husarenpatrouille das Kloster besetzt; eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft lag Swienta Kresta unter schwerem russischem Artilleriefeuer. Offenbar hatten Spione die Russen benachrichtigt. —

Festlich strahlten die Lichter im Speisesaal zu K....., als wir zum Abendessen eintraten. Sträuße blauer und gelber Blumen schmückten den Tisch; außerdem war mein Platz durch seidene Bänder in schwedischen Farben ausgezeichnet. In Kristallgläsern perlte schäumender Champagner zu beredten Worten und donnernden Hurrarufen. Man scherzte und plauderte, erzählte Anekdoten und blutige Abenteuer. Auf dem Klavier erklangen bald siegesgewisse Parademärsche, bald Griegs träumerische Musik. Dann klopfte Oberstleutnant H... auf den Tisch und ließ die Liederbücher austeilen. Dem uniformierten Pianisten wurde eine Nummer zugerufen, und durch den Saal erklang in gemeinsamem Gesang „Die Wacht am Rhein"! Begeisterungsschauer gehen mir immer wieder durch Mark und Bein, wenn ich diese stolzen Töne und die ehernen Worte höre, deren Wahrheit von jedem deutschen Soldaten bekräftigt wird, dessen Herz auf russischer oder französischer Erde zu schlagen aufhört, und ebenso von jedem Soldaten, der erhobenen Hauptes auf seinem Posten steht, bereit, sein Leben für König und Vaterland zu opfern. Man glaube aber nicht, daß nur die Soldaten die Kunst des Sterbens verstehen, während die Offiziere bei gefüllten Gläsern singen! Eine Armee, die während eines einzigen Krieges schon Tausende von Offizieren verloren hat, schont ihre Offiziere nicht. Ihr Platz ist vor den Truppen, wo der Tod am nächsten, aber auch der Sieg. Nicht nur im Schützengraben — auch in der Tafelrunde der Offiziere entstehen plötzlich Lücken. Die Kompagnien schmelzen zusammen, nicht weniger die Offizierscadres. Aber immer ersetzen neue Männer die Gefallenen, und wer morgen sterben wird, singt heute noch sein frohes Lied. Es

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Vor dem Schloß in K.....

(Links: Oberstleutnant H...., hinter ihm Oberstleutnant S....., neben ihm Generaloberst von W.....
Rechts: Graf T... in Marineuniform, vor ihm Major von G. .., an der Säule Hauptmann von Lieres.)

ist erhebend, all diese Männer scherzen und singen zu hören, von denen keiner weiß, wieviel Sand noch in seinem Stundenglase rinnt.

Der „Wacht am Rhein" folgte das klassische „Gaudeamus igitur", und die Stimmung erreichte ihren Höhepunkt, als der Oberst statt „pereat tristitia" mit lauter Stimme sang: „Pereat Italia, pereant osores!" —

Ganze neun Tage mußte ich noch in K..... bleiben. Ich hatte wieder meine alte Augenentzündung bekommen und wurde von den

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Dr. Enslin, Schwester Else u. a. nehmen Verwundete in Empfang.

Ärzten zu Dunkelarrest verurteilt. Schwester Else vom Roten Kreuz wechselte mit nie ermüdender Geduld die warmen Umschläge auf meinem kranken Auge und las mir aus Zeitungen und Büchern vor. Wahrhafte Feierstunden waren es, wenn Stabsarzt Dr. Enslin aus „Faust" deklamierte — unzählige Offiziere tragen während des Feldzugs den „Faust" in der Tasche. General A.... unterhielt mich stundenlang mit munteren Berichten, und Major K..... unterrichtete mich täglich über die neuesten Telegramme. In Begleitung des Grafen P..... kam Generaloberst von W..... selbst, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und eines Tages trat auch General von K.... in Begleitung des Majors von K..... in mein Zimmer, mich nach S..... einzuladen

Graf T... und Oberstleutnant S..... wurden nicht müde, für mich zu sorgen. Da ich aber eine längere Dauer meines Übels befürchtete, kehrte Graf T... bis auf weiteres in das österreichisch-ungarische Hauptquartier zurück, um sich der Kriegsleitung wieder zur Verfügung zu stellen. Die Krankheit ging wider Erwarten schnell vorüber, und schon nach einigen Tagen konnte ich für ein Porträt sitzen, das Maler Busch, Professor der Breslauer Kunstakademie, von mir anfertigte, wie früher der Österreicher Brüch und der Ungar Schramm. Am 2. Juni durfte ich bereits ausgehen.

Mitten in der nächsten Nacht wurde ich geweckt: ein Telegramm von zu Hause meldete: „Alles wohl." Dann lag ich lange wach und hörte plötzlich ein Sausen, das wie herannahender und zunehmender Regen klang. Nun war er über dem Hause — deutlich hörte ich die Regentropfen gleichmäßig auf die Dächer fallen. Ein herrlicher Regen, der die neue deutsche Ernte aus dem Erdboden lockte und den Staub auf den slawischen Landstraßen löschte! Ich ging ans Fenster. Der Himmel war sternenbesät, der Halbmond stand klar über K....., kein Wolkenfleck, kein Tropfen Regen! Aber das Sausen dauerte an: es waren marschierende Truppen, die still und ohne Gesang, um nicht die Aufmerksamkeit der Spione zu wecken, durch die Stadt nach Osten zogen.

Am folgenden Tag war Fronleichnam. Eine feierliche Prozession zog durch K..... Voran eine Schar von Männern mit Fahnen, deren lange bunte Bänder von jungen Bauernmädchen in Nationaltracht gehalten wurden. Ihnen folgten die Schulen, Knaben in Matrosenanzügen und kleine Mädchen in weißen Kopftüchern. Dann Bauern mit ihren Frauen, Lichter in den Händen. Kirchengeräte und Heiligenbilder blitzten golden, silbern und mohnrot, Glocken klingelten, hellblauer Weihrauch schwebte wie leichter Flor duftend zwischen den Häusern, über deren eiserne Balkone Teppiche herabhingen. Chorknaben in weiß und blau, Priester in schwarzen Gewändern, hinter ihnen alte, vornehme Prälaten in vollem Ornat, barhäuptig, das Brevier lesend. Mädchen mit Kränzen im Haar streuten Blumen, und ihnen folgten Chorknaben mit schwingenden Weihrauchkesseln. Unter einem Baldachin schritt der hochwürdige Bischof über Blumen dahin, ebenfalls von Chorknaben begleitet, und endlose Scharen gläubiger Katholiken schlossen den feier-

lichen Zug. Ihr Gesang war langsam wie ihre Schritte, lockend und mild wie der Tag, freundlich und warm wie die glühende Sommersonne, deren Helle die Kirchenpracht in all ihrem Glanz erstrahlen ließ. Dicht gedrängt standen die Zuschauer auf den Fußsteigen, in den Nebengassen, auf den Balkonen und an den Fenstern, nicht zum wenigsten deutsche Soldaten — ein unvergeßlicher Anblick. Diese einfachen Bauern und Bürger hatten siebenmal die furchtbaren Wechselfälle des Kriegs erfahren. In ihren Höfen lagen nacheinander russische, österreichische, ungarische und deutsche Soldaten; ihre Pferde und Habseligkeiten waren für die verschiedenen Heere requiriert; auf ihren Wiesen biwakierte der Train; aus ihren Wäldern verschwand das Holz, und über ihre Äcker ritten Patrouillen. Sie hätten Grund gehabt, an der Hilfe des Himmels zu verzweifeln. Aber sie hielten unerschütterlich fest am Glauben ihrer Väter. Wie eine Klippe im aufgeregten Meer erhob sich die Kirche über K....., und die Gemeinde sang vielleicht mit größerer Andacht als je in den Friedenstagen ihre frommen Lieder. Dies Volk war ein Opfer für die Missetaten seiner Väter. Ihre Sünden werden noch heute von jedem polnischen Bauer gebüßt, der mühselig seinen Acker pflügt, und von den polnischen Müttern, die unter dem Donner des Krieges einem neuen Geschlecht von Sklaven das Leben schenken. Kaum ein Reich ist mehr niedergetrampelt, mehr mit Blut besudelt worden als Polen. Es ist gefährlich, Rußland zum Nachbar zu haben! Rußland kann auf dem Schlachtfeld besiegt werden — es zu zerschmettern gelang noch nie. Jetzt aber geht ein Rächer über die Erde! Die Menschenkinder werden von einer Katastrophe gegeißelt und zerfleischt, die alles übertrifft, was die Annalen aller Zeiten berichten. Und doch gibt es Leute, die mitten in dieser furchtbaren Feuersbrunst bei ihren Fleischtöpfen sitzen und zusehen, als ob dies entsetzliche Schauspiel nur zu ihrem Vergnügen begonnen sei. Sie begreifen nicht, daß es nur eines Windstoßes von Westen oder Osten bedarf, damit das Feuer über das Wasser herüberschlägt und ihre eigenen Häuser erfaßt!

Die Prozession zog langsam vorüber, und der Gesang erstarb in der Ferne. Auf $^1/_2$6 Uhr hatte ich in der Kathedrale ein Orgelkonzert mit Violin- und Cellobegleitung bestellt und dazu alle meine Freunde eingeladen und jeden, den ich auf der Straße traf, Soldaten und

Zivilisten durcheinander. Zur festgesetzten Stunde war das Schiff gut besetzt. Offiziere, Ärzte, Schwestern, Landsturmleute und viele andre waren zugegen. Alles saß in gespannter Erwartung — da brauste das Ave-Maria, erst von Gounod, dann von Donizetti, mächtig durch die Halle, und Händels prachtvoll feierliches Largo führte uns von den Kümmernissen dieser Erde hinweg zu dem Frieden im Jenseits. Pergolese, Grieg, Tschaikowski und Adam standen auch auf dem Programm, und als die letzten Töne von Schumanns Träumerei zwischen den Säulen verhallt waren, trennten wir uns nach einer genußreichen, friedevollen Stunde. —

Przemysl ist gefallen! Das war die große Neuigkeit dieses Tages. Ich fragte sogleich telegraphisch bei Graf T... an, ob sein Dienst ihm erlaube, mich dorthin zu begleiten, und erhielt die Antwort, daß er und Hauptmann Gadd mich am 4. Juni in Krakau treffen würden. Am frühen Morgen bestieg ich ein Kriegsautomobil, in dem auch Graf Z..... und Leutnant von S....., der Sohn des Generals, Platz nahmen, fuhr mit größter Geschwindigkeit von dannen und war pünktlich an Ort und Stelle, fünf Minuten bevor das wohlbekannte graue Automobil mit meinen beiden Freunden angerollt kam. Krakau prangte in festlichem Flaggenschmuck und feierte den Fall Przemysls.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Przemyśl, Fort X.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Przemyśl.

Um 4 Uhr nahmen wir von unsern Freunden Abschied, fuhren über die Weichsel und eilten nach L..... Hier war kurze Zeit vor uns der Kommandeur einer Infanteriedivision, General von D....., mit seinem Stabe eingetroffen, ein alter Bekannter, den ich früher in Posen gesehen hatte. Im Kreis der deutschen Offiziere, unter denen sich auch der junge Erbprinz von Weimar befand, verlebten wir ein paar lustige, frohe Abendstunden.

Der Aufenthalt war jedoch für den General nicht von langer Dauer. Schon am nächsten Morgen hatte er Order, nach Norden und Nordosten vorzurücken, wo sich russische Versuche, durch eine Offensive am Westufer des San das Vorrücken der Verbündeten östlich von Jaroslau aufzuhalten, geltend machten. Ich fuhr über Przeworsk, wo die Etappen-

brücke schon längst fertig war, nach Jaroslau. Freundlich wie immer reichte uns Generaloberst von Mackensen beide Hände zum Willkomm, fragte nach unsern Plänen und lud uns ein, zunächst am Mittagessen teilzunehmen, das gerade fertig war. Dabei erzählte mir der große General einiges aus seiner merkwürdigen Lebensgeschichte.

Seinen Familiennamen hat Anton Ludwig Friedrich August von Mackensen nach dem Dorf Mackenhausen, nicht weit vom Harz und von Göttingen. Sein Vater hatte ihn zum Landwirt bestimmt. Als

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Abschied von General von D..... vor dem Schloß in Łańcut.

der 70er Krieg ausbrach, zog der einundzwanzigjährige Jüngling, der gerade als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Leibhusarenregiment diente, ins Feld und zeichnete sich so aus, daß er das freundschaftliche Interesse seines Regimentschefs gewann. Nach dem Krieg hielt der Vater an seinem Wunsche fest und nahm dem Sohn das Versprechen ab, sich an der Universität Halle auf den Beruf des Landwirts vorzubereiten. Gleichzeitig aber ließ sich auch der Regimentschef von dem Reserveleutnant Mackensen versprechen, Soldat zu bleiben! Drei Semester lang studierte der künftige Sieger nun Landwirtschaft, zugleich aber auch Kriegsgeschichte. So erfüllte er den Wunsch des Vaters, und als dieser zufriedengestellt war, wandte er sich für immer dem militärischen

Berufe zu und hielt damit auch dem Regimentschef Wort. Mackensen ist merkwürdigerweise niemals auf einer Schule zur Ausbildung von Offizieren gewesen. Dennoch wurde er in den Großen Generalstab berufen, in den er, nachdem er zwei Jahre als Aspirant Dienst getan, 1882 als Hauptmann eintrat und dem er bis 1894 angehörte. Seit 1891 war er Adjutant beim Generalstabschef Grafen von Schlieffen II und Flügeladjutant des Kaisers. 1894 wurde Oberstleutnant Mackensen Chef des berühmten 1. Leibhusarenregiments, der Totenkopfhusaren; dann erhielt er eine Kavalleriebrigade, wurde 1903 Chef der 36. Infanteriedivision und schließlich 1908 Oberbefehlshaber des XVII. Armeekorps.

Als Schüler hatte Mackensen Daniels Lehrbuch der Geographie studiert und trotz des halben Jahrhunderts, das seitdem vergangen war, eine Stelle daraus in besonders lebhafter Erinnerung behalten, die zwei Zeilen: „Das Terrain auf dem Platz, wo Przemysl erstanden, scheint von der Natur zur Anlage einer Festung bestimmt zu sein.“ Schon damals war ihm, wie er mir erzählte, diese Bemerkung aufgefallen; aber wie hätte sich der junge Mann je träumen lassen können, daß die Eroberung dieser Festung gerade ihm zufallen sollte!

Mackensen ist Kriegshistoriker. Nun aber macht er selbst glänzende Kriegsgeschichte, und in Zukunft wird seine Kunst in Hunderten von Schriften erforscht werden. Ich muß bei ihm immer wieder an die klugen Worte des großen Gustav Adolf denken: „Ich will auch denen, die Heerführer zu werden hoffen, fleißiges Studium aufs dringlichste empfehlen. Durch Studium erhält man eine Kenntnis der Geschichte, die ein Licht zum rechten Verständnis und eine Lehrmeisterin des gemeinen Lebens ist. Da sieht man, wie andre Heerführer ihre Aufgaben durchgeführt haben, und durch welch kluge Anschläge, verständigen Rat, tapfere Mannhaftigkeit die vergangenen Kriege Ehre brachten, wie auch, worin ihre Fehler bestanden haben. Mit der Zeit kann man auch Erfahrung erwerben, die der andre Weg zur Wissenschaft ist, aber ein sehr mühseliger: denn wer allein durch Erfahrung zum rechten Verständnis gelangen will, der braucht dazu lange Zeit und kann erst auf seine alten Tage zum Heerführer verständig genug werden. Dann aber fehlt wieder sehr oft Gesundheit, Lust und Vermögen. Obendrein pflegt das Alter oft ein schwaches Gedächtnis mit sich zu führen. Daher kann

es geschehen, daß er niemals zu solcher Ehre kommt oder, wenn das Glück ihm doch dazu verhilft, selten zur rechten Zeit. Also ist es nur noch einigen beschieden, darin zu exzellieren. Deshalb ist es am ratsamsten, auf das Studium, das heutzutage bei den meisten Kriegsleuten verachtet wird, fleißig achtzuhaben. Denn wenn die Wissenschaft damit ihren Anfang nimmt und dann durch Erfahrung und Gebrauch gefestigt und ausgebaut wird, kann man auch in Kriegssachen ebenso wie in andern Künsten bald zur Vollkommenheit gelangen."

General von Mackensen hatte die Liebenswürdigkeit, General Z....., der das Artilleriefeuer gegen Przemysl geleitet und damit den Fall der Festung besiegelt hatte, zu bitten, bei einem Besuch, den er am nächsten Morgen den zerstörten Forts abstatten wollte, uns mitzunehmen.

Darauf nahm ich Abschied und fuhr nach Südosten über Munina nach Radymno. Die ausgefahrene und stellenweise zerschossene, ziemlich schmale Landstraße war mit Fuhrwerk und Kolonnen aller Art ungeheuer überfüllt. Als uns zwei 42-cm-Mörser mit all ihren schweren Wagen und Automobilen begegneten, mußten wir in einen Hof flüchten und eine halbe Stunde warten. Die Bauernhöfe zu beiden Seiten der Straße waren niedergebrannt; Obdachlose irrten zwischen den Ruinen umher. Auf einer Esse stand ein Storch und vermißte sein Nest, das die Flammen vernichtet hatten. Überall Schützengräben, Artilleriestellungen, Granatlöcher und Kampfspuren. Rechts von der Landstraße, die von Norden nach Przemysl führt, war ein deutsches Korps unter General von F..... vorgegangen, links ein österreichisch-ungarisches Korps unter General A.. Am 24. Mai 8 Uhr vormittags wurde der Angriff begonnen, und schon um 9 Uhr war das westlich von Radymno gelegene Dorf Ostrów genommen. Am selben Tage fiel das kleine, in wenig Stunden fast völlig zerstörte Radymno selbst; auch die Türme der Kirche waren übel zugerichtet worden, da die Russen dort Beobachtungsstände gehabt hatten. Auf einer Anhöhe weiter vorn eroberten die Deutschen am 26. Mai 52 Kanonen! Das Feld war von Schützengräben durchfurcht und zeigte Spuren erbittertster Kämpfe.

Von Radymno aus gelangten wir zunächst in das Gebiet, das von den äußeren Befestigungen Przemysls her unter Feuer gelegen hatte, und bald darauf kam Fort Nr. XI in Sicht, eines von denen, die die Bayern unter

General von K..... mit außerordentlicher Tapferkeit im Sturm genommen hatten. Man sah, wie sich die Schützenlinien im Gelände „ansatzweise" eingegraben hatten, jeder Mann für sich, um bis zum nächsten Angriff Atem schöpfen zu können. Eine bessere Illustration zum Gebrauch des Spatens beim Infanterieangriff war nicht zu denken. Eine Straßensperre mit „spanischen Reitern" bezeichnete die Grenze des Festungsgebiets. Diese Grenze umfaßte aber noch einen welligen Landstrich mit Dörfern, Kiefernwäldern, Äckern und Feldern. Von einer letzten Anhöhe aus wurde plötzlich Przemyśl sichtbar, herrlich gelegen in einem Tal am Flusse San, an dessen Südufer die Tatarenhöhe ihre Kuppel über einem Wirrwarr von Häusern, Kirchen und Kasernen erhebt.

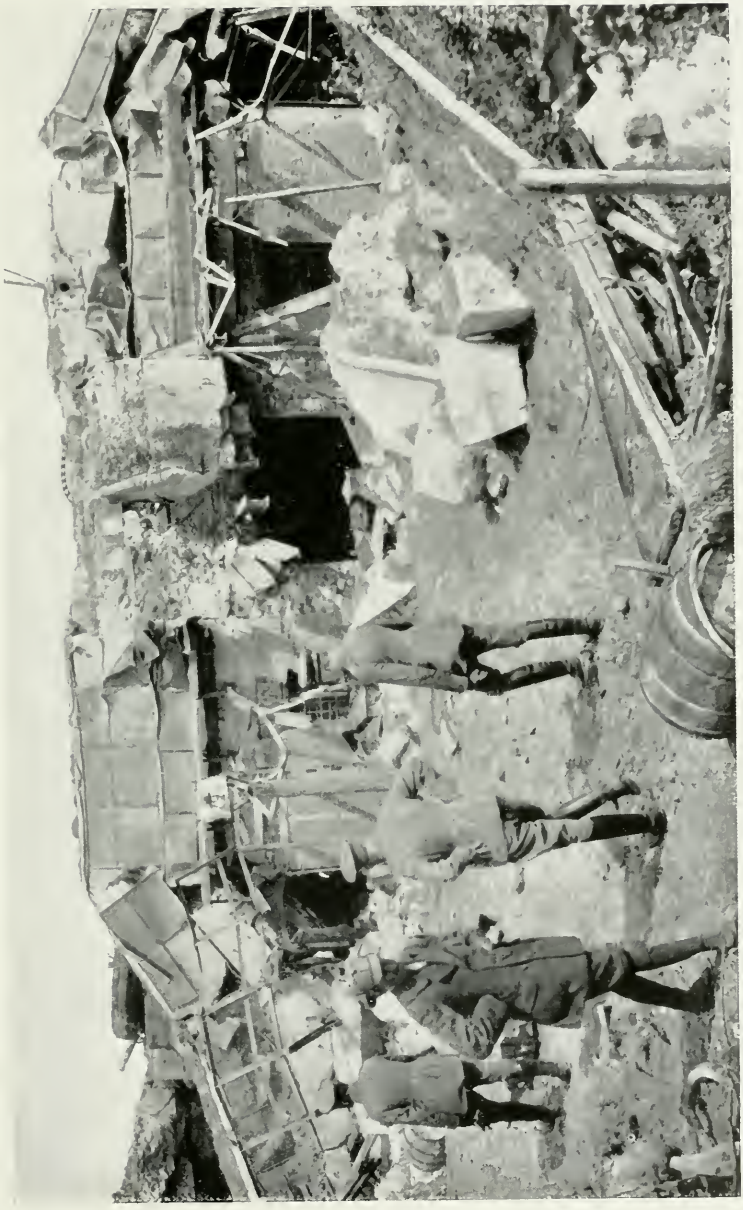
Meine erste Pflicht war, General von K..... zu besuchen, der im Hotel „City" wohnte. Am Abend gab es zum gemeinsamen „Souper" im großen Bahnhofssaal Kommißbrot, Sardinen, Wurst und Kaffee; mehr war vorerst in Przemyśl nicht zu bekommen. Die Bayern vermißten in der Sommerhitze ihr Bier. Aber die Stimmung war großartig, und sie wurde erhöht durch den ebenfalls anwesenden bekannten deutschen Schriftsteller Dr. Ludwig Ganghofer, der trotz seiner sechzig Jahre noch die Gesundheit eines Jünglings und die Kraft eines Bären hatte. Geistreich und witzig, voller Bonmots und Einfälle, wurde er nie müde, von seinen merkwürdigen Lebensabenteuern zu erzählen und eine Anekdote nach der andern zum besten zu geben. Ich war später noch oft mit ihm zusammen. Er konnte ganze Nächte an seinen Berichten für Münchener und Wiener Zeitungen arbeiten und war tagsüber doch so munter und lebhaft wie nur einer. Ich erinnere mich dieser frohen Nacht im Wartesaal von Przemyśl, als wäre sie gestern gewesen.

Punkt 7 Uhr früh begann die Rundfahrt mit General Z..... Zuerst besichtigten wir Fort Nr. XII. Überall klafften die Granattrichter, Volltreffer von 30,5-cm-Geschossen hatten die zwei Meter dicken Betongewölbe der Kasematten durchschlagen. In einem Gewölbe, wo die Infanteriereserve des Forts sich bereitgehalten hatte, lagen noch die Leichen umher und verbreiteten einen unheimlichen Gestank. In der Nähe der Station Żurawica waren eroberte russische Kanonen und Maschinengewehre und Berge von Munition und Gewehren angehäuft.

Nach Westen an der Nordfront des Fortgürtels weitergehend, erreichten wir ein Zwischenwerk aus Erde und Beton. Die Gewölbe waren von den Österreichern gesprengt worden, als diese im März die Festung vor den Russen räumten. Im Fort Nr. XI fiel auf, daß die Panzertürme sich nicht auf und ab bewegten, sondern nur drehbar waren. Hier standen 8,8-cm-Geschütze. Ein Beobachtungsturm war völlig zusammengeschossen; an ein paar Stellen standen noch Maschinengewehre. Von besonderem Interesse war die Bereitschaftskasematte im Innern des Forts, deren drei Meter starkes Betongewölbe von einem 42-cm-Blindgänger durchschlagen worden war. Das Geschoß war aber nicht ganz durchgedrungen und nicht explodiert; seine Spitze sah etwa 20 Zentimeter lang aus der geborstenen Decke hervor. Oben auf dem Kamm des Forts, wo das Geschoß eingedrungen, war ein gewaltiger Trichter entstanden, den jetzt ein Drahtzaun umgab, um Unfällen vorzubeugen. Wir beschlossen am Abend hierhin zurückzukehren, da Graf T... die Spitze des Geschosses bei Blitzlicht photographieren wollte.

Fort Nr. XIA hatten ebenfalls die Österreicher bei der Kapitulation gesprengt, während XA besser erhalten war. Das Werk Nr. X zeigte Spuren österreichischer wie russischer Zerstörung. Das Gebiet, das nach der nötigen Artillerievorbereitung von den tapferen bayerischen Sturmkolonnen erobert wurde, lag zwischen Fort XII und Fort XIA. Zwischen den verschiedenen permanenten Werken waren gewöhnliche Feldbefestigungen angelegt; hier machten die Deutschen nun, so gut es ging, Ordnung und begruben die Leichen, auf denen sich Wolken von Fliegen niedergelassen hatten. Das Ganze war ein Bild schrecklichster Verwüstung.

Bei unsrer Wanderung trafen wir den Kommandeur eines Reserve-Armeekorps, General von F....., der wie wir die Überreste der Forts besichtigte. Um uns einen Einblick in die Lage an den südlichen Forts zu geben, führte uns der österreichische Leutnant von R..... nach Pralkowce zu Fort Nr. VII und gab uns eine lebhafte Schilderung des Dramas, das am vorigen Sonntag, gerade vor einer Woche, an diesem Punkt sich abgespielt hatte. Das Armeekorps, das in Friedenszeiten in Przemysl liegt, hatte Wunder der Tapferkeit und der Todesverachtung bei der Erstürmung dieses Werkes geleistet, des ersten, das erobert wurde. Zwei Infanterieregimenter hatten sich besonders aus-



Phot.: Graf Emmerich Thun.

Przemyśl, Fort XA.

gezeichnet. Wegen des Flankenfeuers gelang der erste Angriff nicht; das schon eroberte Fort mußte wieder geräumt werden, und die Verluste waren sehr schwer. Viele Gräber bei den Trümmern des Forts Nr. VII legten davon Zeugnis ab. Ich erinnere mich besonders eines Soldatengrabs, dessen Hügel die pietätvoll aufgestellten Porträts der Gattin und eines kleinen Kindes zierten.

Nach achtstündiger Wanderung verabschiedeten wir uns und kehrten in die Stadt zurück, die wir mit Flaggen und Blumen geschmückt fanden.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Die Generale Z..... und von F..... in Przemysl.

Teppiche hingen von allen Balkonen; hier und da stand auch das Bild Kaiser Franz Josephs, von Lorbeerkränzen umgeben. Der Thronfolger, Erzherzog Karl, und Feldmarschall Erzherzog Friedrich hatten ihren Einzug in die wiedereroberte Stadt gehalten. Bei der Rückkehr ins Hotel fanden wir Einladungskarten zum Gastmahl im Hause des Bischofs vor. Da wir uns aber zwei Stunden verspätet hatten, wollten wir uns mit dem begnügen, was die Stadt sonst bieten konnte. Indessen war schlechterdings nichts Eßbares aufzutreiben, und unser Wolfshunger zwang uns schließlich doch, nachzufragen, ob etwas auf dem Tisch des Bischofs übriggeblieben sei. Auf dem Wege dorthin begegneten wir dem ganzen kaiserlichen Gefolge. Die Residenz war also schon leer, aber ein paar

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Ein 42-cm-Blindgänger im Fort Nr. XI in Przemyśl.
(Von links nach rechts: Graf T..., Dr. Ganghofer, Gadd, der Verfasser.)

gemütliche Soldaten und ein zweiundneunzigjähriger Diener des Bischofs versorgten uns aufs beste.

Am Abend fuhren wir nochmals nach Fort Nr. XI hinaus. Mit Hilfe von Laternen kamen wir durch das Stacheldrahtnetz hindurch und mit Hilfe der Wache bis zu der Kasematte, in deren Decke das 42-cm-Geschoß saß, der Blindgänger, dessen furchtbare Zerstörungskraft also latent geblieben war; die Spitze schwebte wie ein Damoklesschwert über der Wölbung. Gadd stieg auf einen Tisch, wir andern stellten uns daneben und sahen in die Höhe. Der Apparat wurde eingestellt, das Magnesium blitzte auf, und das Ergebnis sieht man auf dem vorstehenden Bild.

Personenverkehr über den San bei Przemyśl.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Belagerungen von Przemyśl.

Wie Sturmwogen eine Felsklippe im offenen Meer, so hatten die kämpfenden Heere Przemyśl umwogt. Auf diese Ereignisse will ich hier nicht eingehen, sondern nur einiges über die Zustände in der Stadt während der verschiedenen Belagerungen berichten. Meine Gewährsmänner sind katholische Priester, die während der ganzen angstvollen Zeit auf dem Platz geblieben sind.

Einer von ihnen, ein ruhiger, zuverlässiger Mann, kehrte Anfang August 1914 von einer Reise in die Stadt zurück und fand alles in großer Erregung. Die Garnison zog ab nach Krasnik und Lublin. Von Mitte August bis zum 20. September, so lange dauerte die Kriegsvorbereitung der Festung, wurden die meisten Dörfer und Höfe innerhalb des Fortgürtels und im Bereich der Festungsartillerie niedergebrannt. Jeden Abend stand der Himmel in roten Flammen vom Widerschein der

brennenden Häuser, deren Bewohner mit der Eisenbahn fortgeschafft wurden. Die Wohlhabenden begaben sich nach Wien oder in andre Städte der Monarchie. Ein Mangel an Lebensmitteln war nicht zu bemerken; alles war noch zu billigem Preis zu haben.

Schon Anfang August begann eine Sammlung für Kriegszwecke. Przemysl spendete eine Million österreichische Kronen. Auch die Priesterschaft hatte dazu beigetragen, schwebte aber dann in tausend Ängsten, daß die Russen nach der Eroberung der Stadt die Zeichnungslisten in die Hände bekommen könnten! Die Juden beschlossen, kein Geld zu geben, aber das Rote Kreuz zu unterstützen. Die Stimmung war hoffnungsvoll und begeistert, und die Zivilbevölkerung zog, die österreichische und polnische Nationalhymne singend, durch die Stadt. Eine Gesellschaft zum Besten des Roten Kreuzes wurde gegründet und richtete auf dem Bahnhof ihre Säle und Erfrischungsanstalten ein. Als aber die ersten Züge mit Verwundeten hereinkamen, als man das Blut sah und den furchtbaren Ernst des Krieges in der Nähe beobachtete, sank die Stimmung wieder, und der Gesang verstummte.

Mitte September kamen die Hiobsposten. Die Russen drangen immer näher an Lemberg heran; die Bevölkerung floh. Die Züge waren so überfüllt, daß die Passagiere sogar auf den Wagendächern saßen. Die österreichisch-ungarischen Truppen mußten sich zurückziehen, und bald kamen sie durch Przemysl auf dem Wege nach Rokietnica, wo sie sich wieder sammelten, bevor sie den Marsch nach Westen fortsetzten.

Am 20. September begann die Einschließung der Stadt durch die Russen und am 29. der Angriff auf die Forts. Die Verteidiger unternahmen mehrere Ausfälle. Vom 6. bis 8. Oktober gingen die Russen beim Fort Siedliska in einer Stärke von 70000 Mann zum Sturm vor, wurden aber mit vernichtendem Feuer, besonders der Maschinengewehre, empfangen und zogen sich unter unerhörten Verlusten zurück. Dieses war der letzte Versuch, die Stadt im Sturm zu nehmen, bevor sie auch von Norden und Westen eingeschlossen war. Am 10. Oktober wurde in der Kirche ein Dankgottesdienst abgehalten, und fünf Tage hatte man Ruhe.

Die Russen nahmen nun die Sanlinie bis Przemysl und weiter nach Südosten bis zur Magiera. Mitte Oktober begannen diese Kämpfe

und dauerten bis Anfang November. Der Versuch der Österreicher, die Sanlinie zu forcieren, hatte keinen Erfolg.

An einem der ersten Tage des Novembers weilte der Thronfolger in Przemyśl. Am 4. ging der letzte Zug ab, am 6. kam zum letztenmal Post. Am 8. hatten die Russen die neue Einschließung der Festung vollendet. Doch erhielt man regelmäßig auf drahtlosem Wege Nachrichten von der Außenwelt. Ab und zu wurde ein Ausfall unternommen; dann hörte man Schüsse wechseln. Sonst war alles still, und vollkommene Ruhe lag über der Stadt.

Przemyśl hatte 54000 Einwohner; diese Zahl war auf weniger als die Hälfte gesunken, auf 8000 Galizier, meistens Polen, und 15000 Juden. Nach andern Angaben soll die Zahl der Juden über 20000 betragen haben, mehr als in Friedenszeiten. Die Anzahl „unnützer Mäuler" war also andauernd viel zu groß.

Das Verhältnis zwischen Bevölkerung und Militär war das allerbeste. Ein Leutnant, Wladimir Fitz, machte sich sehr populär durch seine Sorge für die Armen; er hatte die Oberaufsicht über die Fleischversorgung der Einwohnerschaft. Es wurden Gutscheine ausgeteilt, für die man auf der Intendantur seine Portionen erhielt. An Sonntagen spielte die Musik auf dem Ringplatz; sogar Konzerte wurden gegeben, und der Unterricht in den Schulen ging seinen gewöhnlichen Gang. Man tat alles, um den Mut der Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Doch schrumpften die Vorräte mehr und mehr zusammen, und größte Sparsamkeit war geboten. Seit Mitte Dezember aß man Pferdefleisch. Vier öffentliche Küchen wurden errichtet, die jeden Tag an 3000 Personen Mittagessen aus Pferdefleisch, Reis, Tee, Zucker und Speck verteilten. Fürst Ladislaus Sapieha versorgte Bürgerschaft und Arme kostenlos mit Holz.

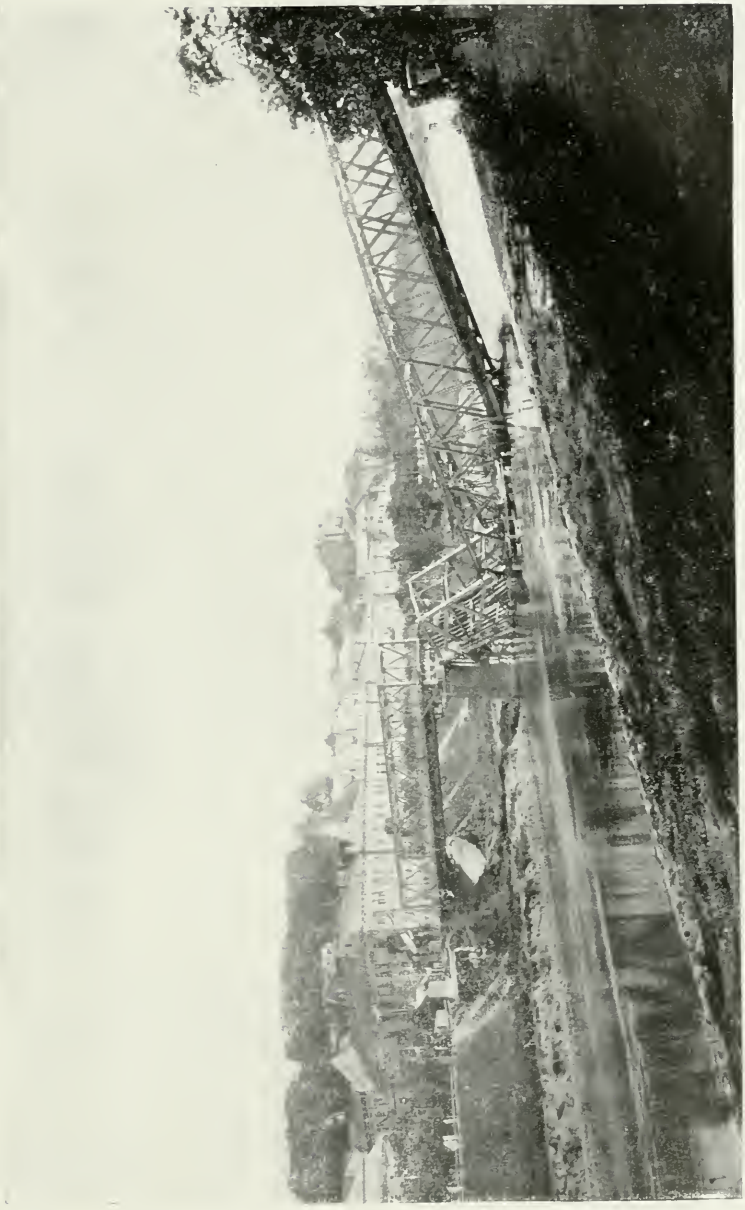
Um die Weihnachtszeit ging das Gerücht, österreichische Patrouillen stünden 20 Kilometer von Przemyśl entfernt, und man hätte gewisse Zeichen beobachten können, die von ihnen gegeben wurden. Schon hoffte man auf die Stunde der Befreiung. Auf einmal aber verstummten alle Gerüchte, und unheimliches Schweigen lastete wieder bleischwer auf der Stadt. Man zählte die Tage und sprach sich Mut zu: Am Neujahrstag werde Hilfe kommen. Sie kam nicht. Am 15. Januar hatte man

sicher den Entsatz zu erwarten — er blieb aus. Die Tage gingen langsam wie Jahre. Nur wenige russische Granaten wurden auf die Festung geworfen, und ab und zu ließ ein Aeroplan eine Bombe fallen. Aber nennenswerter Schaden wurde nicht angerichtet.

Zu Weihnachten schenkten die Russen ihren Gegnern Zucker und Fisch — die gewöhnliche Methode. Russen und Österreicher benutzten an ein paar Stellen die Brunnen gemeinsam. Aber die Wasserträger mußten unbewaffnet sein. Auf einem Kartoffelacker traf man sich zuweilen auch. Als die Russen erfahren hatten, daß die Eingeschlossenen von Pferdefleisch lebten, hörte man sie in den Schützengräben wiehern. Die Österreicher rächten sich damit, daß sie in einer finstern, nebligen Nacht eine Dreschmaschine aufstellten! Als die Sonne aufging und der Nebel sich verzog, begannen die Russen die Maschine zu beschießen in der Meinung, es sei ein Mörser, und sie brauchten mehrere Stunden, um sie zu zerstören. Die österreichischen Truppen selbst scherzten auch über ihre Pferdediät. Welcher Unterschied bestehe zwischen Troja und Przemysl? — „In Troja nahmen die Soldaten in einem Pferde Platz, in Przemysl aber Pferde in den Soldaten." Auch gewönne man allmählich Terrain, versicherten sie, — in den Proviantmagazinen.

Mitte Februar 1915 hoffte man auf einen Entsatz von den Karpathen her. Aber dann hörte man nichts mehr davon. Anfang März wurden die Portionen ohne Ausnahme vermindert. Am 19. versuchte man einen vergeblichen Ausfall nach Osten. Vom 19. bis zum 21. wurde die Stadt unter schrecklichem Getöse bombardiert. In der Nacht vom 20. zum 21. machten die Russen gegen das Fort Nr. IX Lipowica einen letzten Versuch, Przemysl im Sturm zu nehmen, wurden aber von neuem blutig zurückgewiesen.

Dennoch war das Schicksal der Stadt besiegelt. Der Proviant war so gut wie zu Ende. In der Nacht vom 21. zum 22. schoß man von allen Forts, um die Munition zu verbrauchen. Am Abend des 21. wurde bekanntgemacht, daß am folgenden Morgen von 5 Uhr an alle Festungswerke und Brücken über den San in die Luft gesprengt werden sollten, und die Bevölkerung daher aufgefordert, Anstalten zu ihrer persönlichen Sicherheit zu treffen und alle Fenster offen zu halten. Besonders sollten sich alle, die in der Nähe des Flusses wohnten, entfernen.



Gesprengte Sanbrücke bei Przemyśl.

Punkt 5 Uhr flog das erste Fort in die Luft. Vom Dach des bischöflichen Palastes sah die Sprengung wie der Ausbruch eines Vulkans aus. Die Eisenbahnbrücken fielen unter infernalischem Getöse zusammen, und zahllose Fensterscheiben gingen trotz aller Vorsichtsmaßregeln in Splitter. In ein paar Stunden wurden Werte im Betrage von vielen Millionen Kronen zerstört. 700 noch vorhandene Pferde tötete man, damit sie nicht den Russen in die Hände fielen. Alles, was militärische Bedeutung hatte, wurde vernichtet.

Die Stimmung der Bevölkerung war äußerst gedrückt. Es war wie ein einziges großes Begräbnis. Alle Hoffnung war dahin. Der Kommandant General Kusmanek, der am 5. Oktober 1914 auf das Kapitulationsangebot Radko Dimitriews erwidert hatte: „Ich halte es für unter meiner Würde, auf Ihr schimpfliches Ansinnen eine meritorische Antwort zu geben. Festungskommandant" — er konnte jetzt nur die Übergabe anbieten.

Am 22. März 10 Uhr vormittags zogen die Russen pfeifend und singend ein. Die Lanzen in den Händen ritten die Kosaken langsam auf kleinen Pferden durch die Straßen. Die Bevölkerung verhielt sich still. Proviant wurde hereingeschafft, aber teuer verkauft; der Wert des Rubels wurde auf 3 Kronen $33^1/_3$ Heller festgesetzt, während der übliche Wert 2 Kronen 50 bis 60 Heller ist. Straßauf, straßab durchsuchten die Kosaken Haus für Haus nach Soldaten oder Waffen. Diese Visitationen wurden nachts oder frühmorgens vorgenommen und erschreckten die Bevölkerung nicht wenig. Man konnte jedoch über das Auftreten der Russen sonst nicht klagen; Plünderung war bei Todesstrafe verboten, und ein paar Leute, die die Verordnung übertraten, wurden erschossen.

Die Garnison wurde mit der Bahn oder zu Fuß nach Lemberg geschafft und gut behandelt. Die Offiziere durften anfangs ihre Degen behalten, später aber nahm man sie ihnen auf Grund irgendeines falschen Gerüchtes. Auch verwundete Österreicher wurden fortgebracht.

Die Russen richteten die Verwaltung sofort nach russischem Muster ein und stellten sie unter russische Leitung. Die Bevölkerung, besonders die Juden, mußte die Straße kehren und für Reinhaltung sorgen. Ein paar hundert junge Leute sollen zum Militärdienst ausgehoben

worden sein. Am 23. April hielten der Zar und der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch im Automobil ihren Einzug. Die Schulkinder wurden zum Empfang auf die Straße befohlen. Im übrigen durfte sich kein lebendes Wesen dabei zeigen, und man blieb gern zu Haus. Einige behaupten indessen, der Zar sei gar nicht dabei gewesen.

Um den 10. Mai herum wurden alle Juden ausgewiesen bis auf zwei, von denen der eine Oberarzt war. Der Kommandant, Generalleutnant Artamanow, wohnte in der Festungskommandantur. Zur Seite hatte er einen Bischof mit langem Haar und Bart, der wohl den Boden für das griechisch-katholische Glaubensbekenntnis vorbereiten sollte.

Die Bevölkerung bestand nur noch aus 8000 Polen, die aufs äußerste gereizt waren durch die Absicht der Russen, Przemyśl in ein Gouvernement zu verwandeln, dessen Westgrenze mit dem Fluß Wisloka zusammenfallen sollte. Der Großfürst, erzählte man, habe versprochen, nur Ostgalizien, das altes russisches Land (!) sei, werde unter russische Verwaltung kommen. Und nun sollte es ebenso mit Przemyśl werden, das polnisch und katholisch war!

Aber diese Absicht gelangte nicht mehr zur Ausführung. Die große Offensive der Verbündeten war bereits im Gang. Mitte Mai sah man russische Artillerie und russische Train- und Infanteriekolonnen die Festung nach Osten hin verlassen. Der Druck der vereinigten Armeen von Westen her wurde immer stärker, und eines Tages hörte man in Przemyśl wieder das Donnern österreichischer Kanonen. Die Russen hielten solange wie möglich aus, schienen aber ganz unentschlossen; ein paarmal räumten sie im Dunkel der Nacht die Festung, kamen aber am Tage wieder.

Diese Zeit war die schwerste für die Bevölkerung; denn während des Bombardements wurde die Stadt von zahlreichen Granaten getroffen; an einem einzigen Tage fielen dreißig zwischen den Häusern nieder und töteten und verwundeten mehrere Menschen.

Als aber nun den Russen, wie vorher den Österreichern, die völlige Einschließung drohte, zogen sie am Abend des 2. Junis mit allem, was sich noch an Material vorfand, ab. Nur die Besatzung der Forts blieb da. Um 12 Uhr nachts wurden die Holz- und Pontonbrücken über den San mit Petroleum begossen und angezündet. Die wiederhergestellten

Eisenbahnbrücken wurden abermals gesprengt. Alles rollende Material, das sich im Festungsbereich befand, wurde fortgeschafft. Am 3. Juni nachmittags $^1/_2$4 Uhr zogen die ersten deutschen und österreichisch-ungarischen Patrouillen in die Stadt ein und wurden mit größter Begeisterung empfangen. Eine Anzahl verdächtiger Personen nahmen die Russen mit sich. Die übrigen hatten unter dem glücklicherweise kurzen Regiment der Moskowiter keine Not gelitten.

Das war am 3. Juni; am 5. betrat ich die Stadt. Sie war noch ermattet von den überstandenen Prüfungen, und man sah wenig Menschen auf der Straße. Alle Läden waren geschlossen. Am 6. Juni aber wurden vereinzelte Geschäfte, am 7. ein Restaurant und ein Café geöffnet. Am ersten Tag sah ich nur einen Juden, am zweiten mehrere, am dritten eine Menge — sie krochen aus Gott weiß welchen Schlupfwinkeln hervor.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Russen die Stadt in derselben Verfassung verließen, in der sie sie vorgefunden hatten! Ich habe von Offizieren, die in Przemysl in Garnison lagen, gehört, daß ihre Wohnungen und ihr Hausgerät, mit einem Wort alles, was sie in ihren Wohnungen hatten, total zerstört oder weggeschleppt worden sei! In welchem Umfang diese Plünderungen vorgenommen wurden, wird wohl noch an den Tag kommen. Ebenso wie in Ostpreußen hat der Feind den größten Schaden beim Abzug angerichtet.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Von einer Fliegerbombe getroffener Eisenbahnwagen.
(Alle Fensterscheiben sind zersplittert.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Sturmangriff auf Józefówka.

Am 8. Juni brach ich wieder zur Front auf, die sich jetzt 22 Kilometer östlich der Stadt befand. Um $^1/_2$4 Uhr nachmittags sollten die Bayern unter General von K..... mit ihren Artillerievorbereitungen gegen die russische Stellung bei dem Gehöft Józefówka, 5 Kilometer östlich vom Dorf Wygoda, beginnen, und um $^1/_2$6 sollte das Gehöft gestürmt werden. In vorderster Reihe standen zwei pfälzische Regimenter, in Reserve ein bayerisches Infanterieregiment, das jedoch erst 8 Uhr abends eintraf und später in den Kampf eingriff.

Um 3 Uhr fuhren wir nach der Kriegsbrücke über einen Nebenfluß des San namens Wiar; rechts vom Wege stand eine Reihe österreichischer Geschütze, die zerstört worden waren, damit sie nicht in Feindeshand fielen; links lag eines der Ostforts der Festung. Ein eben abgelöstes österreichisches Regiment kehrte zurück, um sich auszuruhen; ihm folgten Train und rauchende Küchenwagen. Immer wieder Schützengräben,

Stacheldrahtnetze, Granatlöcher und Soldatengräber. Ein Kruzifix am Straßenrand ist von Kugeln getroffen; das Bild des Gekreuzigten hängt mit ausgebreiteten Armen nach der Straße zu, als wolle es zu den Menschen herabsteigen. Gerade vor uns schwebt ein Fesselballon, in dessen Gondel zwei Offiziere sitzen, die telephonisch das Bombardement leiten. Im Ostnordosten steigen Rauchwolken von brennenden Dörfern auf.

Bei Medyka wimmelt es von Soldaten. In den Häusern sind Stäbe, Expeditionen, Telephonstationen, Feldlazarette und Magazine untergebracht. In Buców gehen die Bauern ziemlich gleichgültig ihren täglichen Beschäftigungen nach; sie haben durch den Krieg keinen Schaden gelitten.

Das Donnern der deutschen und österreichischen Kanonen kommt näher, und die Schüsse fallen immer häufiger. Einige hundert Meter vor uns werden über dem Wald weiße Schrapnellwolken sichtbar. Die Gräben der schmalen Dorfstraße sind überbaut und in Schützengräben verwandelt.

Hinter Wygoda muß alles Fuhrwerk halten; hier steht auch der Train der weiter vorn kämpfenden Truppen.

Nun gehen wir etwa zwei Kilometer zu Fuß durch dichten, dämmernden Wald, in dem einige kleinere Truppenverbände, Kampfreserven, ruhen; wir kommen auf offenes, flaches Gelände hinaus und an ein paar der brummenden Batterien vorüber, deren Geschosse auf raschen, unsichtbaren Schwingen über uns hinweg den Tod auf die andre Seite hinübertragen. Die russischen Schrapnells platzen mit dumpfem Knall rechts über uns. Zuweilen hört man die Schrotladung das Feld peitschen und die äußere Hülse, die bei der Explosion ganz bleibt, mit einem metallischen Klang durch die Luft sausen.

Hier draußen herrscht die „Leere des Schlachtfeldes". Außer den Batterien und ihrer Bedienung sieht man nur vereinzelte Reiter. Aber der Kanonendonner ist betäubend. Die Artillerievorbereitung ist in vollem Gang. General von K.....s Gefechtsstand ist auf einer kleinen Anhöhe, auf deren Spitze hinter einer Schutzwehr die Offiziere Platz genommen haben; nach Westen fällt sie jäh wie eine Mauer 5 oder 6 Meter tief ab, und im Schutz dieser Mauer liegt eine bayerische

General von K . . . . s Gefechtsstand auf der Anhöhe hinter Wygoda.
(Zu der Mitte Gadd und Thun.

... und im Schutz dieser Mauer liegt eine bayerische Kompagnie bereit, vorzurücken ...

Kompagnie bereit, vorzurücken. Hier halten auch einige Ordonnanzen auf ihren Pferden, hier klingeln die Telephone, und hier raucht ein Küchenwagen. Auch wir treten an den Rand des Abhangs und haben nun freie Aussicht nach Osten.

In dem schwachgewellten Gelände, wo nur hier und da etliche Gräben zwischen den Äckern Schutz boten, gingen die Bayern mit wunderbarer Todesverachtung in kleinen Gruppen vor, zug- und halbzugweise mit großen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Leuten. An einer andern Stelle waren schon drei Schützenlinien nach und nach vorgegangen; die vierte war eben unterwegs, sie stürmte unter mörderischem Feuer, ohne je einen Schritt zurückzugehen. Die Sanitätsmannschaften folgten. Getroffene werden auf die Bahre gelegt und vorsichtig nach dem nächsten Wäldchen getragen. Rauchsäulen am östlichen Horizont erinnern an die Vorboten des Wüstensturms. Ein Gehöft nach dem andern flammt auf, und von Józefówka im Südosten, kaum 3 Kilometer weit, steht wohl nicht mehr viel; trotzdem wird es noch von den Russen verteidigt.

Kaum 500 Meter nordöstlich von uns ist eine zweite Anhöhe, und eine dort lagernde Infanteriereserve ist jetzt heftigstem Feuer ausgesetzt. Die Russen kennen ja diese Gegend, die sie erst gestern verlassen haben, wie ihre Tasche und können also ihr Feuer mit größter Genauigkeit richten. Sie nehmen als selbstverständlich an, daß der Gegner ihre verlassenen Stellungen benutzt; aber darin irren sie sich gewöhnlich, und so verschießen sie meist ihre Munition vergebens. Die kleinen Anhöhen hier sind aber gar zu gut brauchbar, und unsre Nachbarn im Nordosten erleben nun eine heiße Stunde. Schlag auf Schlag hageln die Granaten nieder, eine, wie es scheint, gerade da, wo die Soldaten am dichtesten stehen. Sobald sich aber die braune Explosionswolke zerstreut hat, stehen die Leute, die aus Vorsicht oder infolge des Luftdrucks am Boden lagen, wieder auf.

Nun aber kommt die Reihe an uns! Das unheimlich zischende Pfeifen erklingt über unsern Köpfen; man bückt sich schnell unter den Rand des Abhangs, obgleich das wenig helfen würde, wenn das Geschoß den Kamm trifft; auch deckt man sich immer zu spät, wenn bereits die braune Staubwolke wie ein riesiger Busch aus dem Felde herauswächst.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

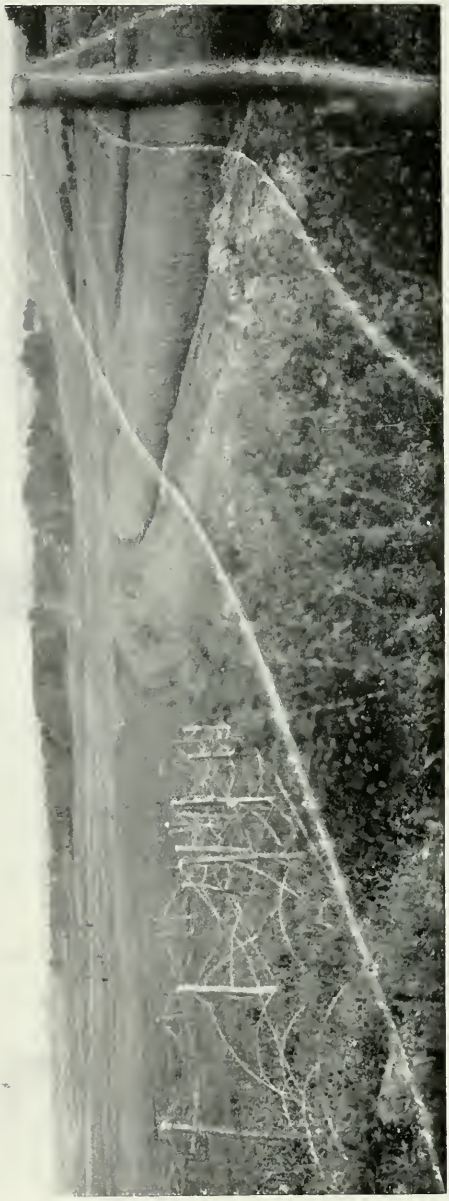
Die vierte Granate, offenbar von derselben Batterie, schlägt 40 Meter weit links von uns ein...

Schon schlägt eine Granate kaum 100 Meter von uns ein, dort wieder eine rechts — vier Schrapnells — eine ganze Lage krepiert gleichzeitig über uns! Abermals ein durchdringendes Pfeifen — eine Granate trifft den Fuß der Anhöhe links von uns, etwa 50 Meter entfernt. Die zwei nächsten haben dieselbe Richtung, gehen aber 100 Meter hinter uns nieder. Die vierte, offenbar von derselben Batterie, schlägt 40 Meter weit links von uns ein. Gewaltige Staubwolken wirbeln empor. Die bayerische Reservekompagnie verschwindet für einige Sekunden in der Explosionswolke, man erkennt nur noch ein paar sich bäumende Pferde. Doch ist niemand zu Schaden gekommen.

Da ertönt ein Kommando: die Bayern ergreifen ihre Gewehre und machen sich zum Vorrücken bereit. Keine Aufstellung! Die Schützenlinie wird gebildet, indem die Mannschaften sich aus ihrer zufälligen Stellung hinter der Anhöhe im Schutz des Geländes seitwärts auseinanderbewegen. Dann gehen auch sie vorwärts wie die früheren. Keine Spur von Unruhe oder Aufregung! Die Kompagnie auf dem Nachbarhügel macht dasselbe Manöver; kurz nachdem sie ihre Stellung verlassen hat, schlägt eine Granate auf dem Platz ein. Nur ein paar Mann waren noch dort, und ich sah sie den niedergegangenen Staub von sich abschütteln.

Ein russischer Flieger schwebt über uns hinweg, kommt aber bald zurück. Es ist 7 Uhr. Die Pferde der Ordonnanzen scharren ungeduldig. Die Erstürmung von Józefówka sollte eigentlich schon durchgeführt sein. Die Artillerie schießt aber immer noch, wenn auch schwächer als vorhin. Die Russen suchen, auch wenn jeder weitere Widerstand vergebens ist, doch den Gegner solange wie möglich durch ihre Artillerie aufzuhalten.

Die Sonne sinkt, brandgelb, blutrot. Da blitzt auch an den deutschen und österreichischen Geschützen hinter uns das Feuer auf, und weiße Rauchwolken steigen hoch; die russische Artillerie sucht sie vergebens und richtet ihr Feuer auf Stellen, wo sich kein lebendes Wesen befindet. Eine neue Sturmkolonne rückt über die Ebene vor. Aber es ist schon zu dunkel, um noch weiter beobachten zu können, und wir brechen daher auf, nachdem vierzehn Granaten und dreißig Schrapnells in unsrer unmittelbaren Nähe niedergegangen sind. Wir kehren, noch immer dem



Aussicht von der Höhe hinter Wygoda.
(Links das brennende Józefówka.)

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Artilleriefeuer ausgesetzt, zu den Automobilen zurück. Ringsherum leuchten kleine wollige Wolken und gießen ihren heißen Eisenregen herab. Die nervenaufreizende Spannung, in der man den ganzen Tag verbracht hat, legt sich erst, wenn man die Feuerzone hinter sich hat.

Auf dem Rückweg begegneten wir dem oben erwähnten ..ten bayerischen Infanterieregiment und gerieten dann in ein österreichisches Armeekorps. Offenbar fand eine Umgruppierung statt, denn die Österreicher marschierten nach Westen, Fußvolk, Reiter, kleine Munitionskolonnen und Train, beim Schein der Automobillampen ein herrlicher Anblick! Als der gelle Klagelaut unsrer Sirene die Leute warnte, die uns im Wege waren, lachten die Soldaten und ahmten den Ton nach, und greuliches Miauen begleitete uns. Erst um 10 Uhr landeten wir vor unserm Gasthaus; aber noch weitere vier Stunden ging der Zug durch die Straßen der Stadt, und als wir am folgenden Morgen nach Osten zurückkehrten, um zu photographieren, zogen immer noch Truppen desselben Armeekorps vorüber!

In Buców, das gestern unangetastet geblieben war, standen jetzt mehrere Gehöfte in Flammen; aus andern schafften die Einwohner Hausgerät und Betten heraus. $^1/_2$8 Uhr morgens hatte ein russischer Flieger drei Brandbomben auf das Dorf geworfen. Man löschte, so gut es ging. Auf der Esse eines vom Feuer bedrohten Hauses stand ein Storch und klapperte, um seine Jungen besorgt, und die Bauern gaben sich redliche Mühe, das Haus zu retten, hauptsächlich, glaube ich, des Storches wegen. Auch in Medyka waren Bomben niedergegangen und hatten zwei Mann getötet, sieben Mann und sechs Pferde verwundet. Ein Krankenpfleger erzählte, eine Bombe sei mitten durch sein Zimmer gegangen, fünf Minuten später, nachdem er es verlassen.

Nachdem wir eine Reihe photographischer Aufnahmen gemacht hatten, verabschiedeten wir uns von General K ....., kehrten nach Przemysl zurück und fuhren am Abend wieder nach Jaroslau, wo wir in einem Privathaus Quartier fanden, Opolska ulica Nr. 4, am Rathausplatz, nicht weit vom Bahnhof. Dieser war $^3/_4$5 Uhr morgens ebenfalls einem Fliegerattentat ausgesetzt gewesen. Eine Sikorski-Maschine hatte dort sieben Bomben abgeworfen und mit großer Sicherheit ihr Ziel getroffen. Auf der Fahrt hatten wir fünf deutsche Flieger nach Osten steuern sehen — Revanche!

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Kirche mit Schindeldach in Buców.

Abends waren wir wieder beim Generaloberſten von Mackenſen und ſeinem Stab zu Gaſte.

Gegen $^3/_4$5 Uhr in der Nacht wurde ich von Gadd geweckt. Zugleich erfolgten mehrere Detonationen, die Fenſterſcheiben klirrten, ein ſchreckliches Schießen begann, die Abwehrkanonen traten in Tätigkeit. Deutſche Doppeldecker waren ſchon $^3/_4$4 Uhr aufgeſtiegen, für den Fall, daß der Ruſſe wiederkehren ſollte; es wurde alſo ſchon in der Luft gekämpft. Die Sikorſki-Apparate ſind gepanzert, gut armiert und können ſich leicht verteidigen. Der feindliche Flieger befand ſich wenigſtens 2500 Meter hoch. Nachdem er 65 Bomben abgeworfen hatte, ſteuerte er, von Schrapnellwolken verfolgt, nach Oſten und verſchwand.

Die Bomben waren, wie das erſtemal, mit großer Sicherheit geworfen; zwei waren zwiſchen den Schienen in der Nähe des Bahnſteigs niedergegangen, aber der Schaden war bereits ausgebeſſert. Denn jetzt durfte keine Stockung eintreten, da der Verkehr bis Radymno eröffnet war. Zwei Perſonen waren ungefährlich verletzt und einige Eiſenbahnwagen von Kugeln durchlöchert. Ein Zug des Roten Kreuzes mit Verwundeten, die gerade nach Deutſchland geſchafft werden ſollten, war erfreulicherweiſe unbeſchädigt geblieben.

Phot.: Graf Emmerich Thun. Nachtmahl im Walde bei Kliszów.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Schlachtfeld von Kliszów.

Am 10. Juni verließ ich Jaroslau, um zurückzukehren, sobald Lembergs Stunde geschlagen hatte. Das Auto des Grafen T... brachte mich nach Westen auf der von Trainfuhrwerk ausgefahrenen Straße, auf der unaufhörlich schwere Artillerie, Haubitzen und Mörser herbeigeschafft wurden. Zu beiden Seiten der Straße zeigten die Felder Spuren des Vorrückens der Infanteriekolonnen. Bei Pilzno war die Brücke über die Wisloka mit Girlanden und Flaggen geschmückt vom Besuch des Feldmarschall-Erzherzogs her; am Ostufer stand auf einem Schild in großen Buchstaben „Mit Gott zum Sieg", am Westufer „Viribus unitis". Kleine Schilder an den Triumphbogen auf der Brücke verkündeten die Namen der letzten Siege von Gorlice bis Przemyśl.

Der Tag war glühend heiß. Man erstickte fast vor Staub. In einem Dorf bei Ropa zog eine Prozession; die Bauern baten den Himmel um Regen. Auch kleine Kinder gingen mit, Blumenkränze im Haar. Man dachte nicht mehr an den Krieg, sondern an die Dürre.

Der Tag ging zur Neige. Es dämmerte, und die Luft wurde kühl. Es dunkelte; die Lampen wurden angezündet. In der Ferne schwebten die Lichter Krakaus wie ein Silberstreifen über der Erde. Ich verbrachte in Krakau die Nacht, nahm am folgenden Morgen von Gadd Abschied, der ins Hauptquartier zurückmußte, und brach erst am Spätnachmittag mit Graf T... wieder auf.

Wieder ging es durch das Florianstor hinaus nach Norden. Die Sonne stand schon tief; leichte Wolken hoch oben im Westen warfen radial ausstrahlende Schatten in den Weltenraum. Von Zeit zu Zeit, aber viel seltener als in Galizien, stieg aus zu flachen Gräbern Leichengeruch auf. In Dörfern und Kleinstädten standen die Juden nachdenklich vor ihren Häusern, und auf feuchten Wiesen hüteten kleine Mädchen Scharen junger Gänse. In einem Teich bei Jendrzejów badeten österreichische Soldaten, und über sie hinweg segelte mit ausgebreiteten Flügeln ein Storch nach seinem Neste.

Die Dämmerung schlich sich still um Wald und Wiese, als wir Motkowice durchquerten, um die Fahrt über die Nida bis zur Wegscheide am Waldrand, etwa 2 Kilometer südöstlich von Kliszów, fortzusetzen. Hier hielten wir eine Weile, um zu Fuß auf Rekognoszierung auszugehen. Der Chauffeur wurde nach Norden, nach dem kleinen Wald östlich von dem aus Karls XII. Geschichte bekannten Dorf geschickt, um festzustellen, ob man bis dorthin mit dem Automobil vordringen könne. Er berichtete aber bald, es sei unmöglich.

T... und ich gingen also ein Stück in ein im Süden liegendes Wäldchen hinein, auf der stark sandigen Straße nach Pinczów. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir einen kleinen freien Platz zwischen den Kiefern fanden. Hier beschlossen wir zu übernachten.

Das Automobil die sandige Anhöhe hinaufzubringen, gelang. Als wir aber über den Straßengraben setzen wollten, blieb es stecken, und wir mußten eine Stunde mit dem Spaten arbeiten, um es loszubekommen. Schließlich stand unser prächtiges Fuhrwerk an Ort und Stelle, und die beiden Lampen erleuchteten den Wald wie einen von hohen Säulen umgebenen Tempelsaal.

Nun hingen wir unsre Überzieher an Kiefernäste, schafften Fetzen von Patronentaschen usw., die erkennen ließen, daß der Platz früher als

Morgenidyll im Walde bei Kliszów.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Lager benutzt worden war, beiseite und packten unser Abendbrot aus, während die Chauffeure mit ihrem Tomahawk trockene Zweige zu einem Wigwam, wie sie sich ausdrückten, abschlugen. Wir brauchten aber kein Dach über dem Kopf, denn der Abend war lau. Wir machten nur ein Lagerfeuer, dessen Flammen im Wind flackerten, setzten Wasser auf und bereiteten auf dem Erdboden unser Tischleindeckdich. Nach dem „Souper" zündeten wir unsre Zigarren an und saßen plaudernd bis 1 Uhr. Dann machte Graf T... bei Blitzlicht ein paar Aufnahmen, worauf er sein Feldbett aufschlug, während ich meinen Regenmantel auf dem Boden ausbreitete, den Kopf auf ein Automobilkissen legte und mich in eine Decke wickelte.

Witsentik Kubala, Bauer in Kliszów, 47 Jahre alt.

Die Lampen wurden gelöscht, und die Sterne leuchteten und glitzerten durch die Kronen der Kiefern hindurch. Die Chauffeure schliefen bereits, und auch wir sagten uns gute Nacht. Das Feuer verlosch. Rings um uns breitete sich Schweigen, ab und zu nur von den wunderlichen Stimmen der Nacht unterbrochen, vom Schrei einer Eule auf einem Baum in unsrer Nähe, vom Knacken eines brechenden Astes, vom fernen Geheul eines Hundes. Sonst war alles still, und doch hatte ich, auch als die andern eingeschlafen waren, nicht das Gefühl der Einsamkeit. In diesem selben Wald schliefen in ihren Gräbern 300 Krieger Karls XII., die in der Schlacht vom 9. Juli 1702 gefallen waren. In der Schlacht, in der Karl XII. mit 12000 Mann eine doppelt so starke polnische Armee unter August dem Starken vernichtete.

Wunderbare Töne glaubte ich zu hören. War es das Echo des schwedischen Zapfenstreichs, das noch über den Feldern von Kliszów schwebte, oder das des „Freuden- und Siegesgesanges, den der König beim Marsch in das Lager des Feindes mit Pauken und Trompeten spielen ließ, wie der Feind getan hatte, als die Schweden ankamen"? Nein — es waren die verklingenden Töne der Totenfeier, die am Abend bei allen Regimentern gehalten wurde, und der Trauerlieder, die gespielt und gesungen wurden, als man die gefallenen Helden in Kliszóws Erde senkte.

Pawel Schtschinski, polnischer Bauer in Kliszów, 77 Jahre alt.

Aber auch andre Töne, die seltsam mit den alten harmonierten, hallten in meinen Ohren wider: die Siegeslieder der Deutschen auf ihrer Heerfahrt nach Osten! Dasselbe Drama, an das die Erinnerung mir so lebendig vor der Seele stand, hatte ich ja mit eigenen Augen gesehen! Auf den Spuren der Krieger Karls XII. waren jetzt Deutsche und Österreicher vorgerückt, und der Gedanke Karls, eine germanische Mauer gegen die slawischen Sturmwogen zu errichten, wurde nun von unsern Blutsverwandten wieder aufgenommen und fortgesetzt! Niemals ist es mir klarer geworden, daß zwei Jahrhunderte in Schweden keinen König, keinen Staatsmann und keinen Heerführer hervorbrachten, der das osteuropäische Problem so gut verstand wie Karl XII., dessen weitausschauende Pläne im Herzen Rußlands zerbrachen. Eine neue Zeit mußte sein Werk wieder aufnehmen und fortsetzen. Das war und ist historische Notwendigkeit. Der Hauptteil der Aufgabe, die wir Schweden ehedem

zu erfüllen hatten, ist heute dem deutschen Volke zugefallen. Das Ziel ist jetzt wie damals, die Moskowiter in die Steppen zurückzuwerfen, aus denen sie gekommen sind und wohin sie gehören! —

Die Stunden der Nacht verflossen, und als wir uns wieder in Bewegung setzten, sickerten die Sonnenstrahlen durch die Kiefern herab. Ich ging ein Stück auf der Landstraße, die nach Pinczów führte, wohin König August 1702 mit den Trümmern seiner Armee, von der schwedischen Kavallerie verfolgt, geflohen war. Darauf packten wir, fuhren nach Kliszów hinein und hatten bald unsre Freunde von unserm vorigen Besuch gefunden. Ich ließ mich in einer Hütte nieder und zog das Skizzenbuch hervor. Mein erstes Modell war ein siebenundvierzigjähriger Landwirt namens Witsentik Kubala, dessen Gehöft die Russen am 23. Dezember niedergebrannt hatten, nachdem sie ihn und alle übrigen Bewohner von Kliszów, Motkowice und andern Dörfern gezwungen hatten, nach Kielce zu fliehen. Der siebenundsiebzigjährige Pawel Schtschinski war vor vielen Jahren von Borszowice nach Kliszów gezogen. Mariana Dudawa, ein prächtiges achtzehnjähriges Mädchen, war wie die andern vor vier Wochen von der Flucht zurückgekehrt; sie war früher zwei Jahre bei einer Schwester in Sachsen-Weimar gewesen. Jetzt arbeitete sie auf den Feldern ihrer Eltern.

Mariana Dudawa,
achtzehnjähriges Bauernmädchen in Kliszów.

Eine andre junge Dame, um deren Gunst Graf T... und ich rivalisierten, hieß Rosalea Schondwo und war, wie ihre Eltern, in Kliszów geboren. Sie war vier Jahre alt, trug ein blaues Kleid mit weißen Punkten und über ihrem strohgelben Haar ein rotes Kopftuch. Ihre Augen waren himmelblau und ihre Wangen blühend wie Herbst-

Phot.: Graf Emmerich Thun. Prinzessin Rosalea mit Gefolge fährt im Galawagen über das Schlachtfeld von Klissów.

äpfel. Sie sah aus, als könnte sie direkt von einem der schwedischen Krieger stammen, die am Abend des 9. Julis 1702 auf der Wiese vor dem Dorfe kampierten.

Als die Zeichenstunde vorüber war, besuchten wir das alte Schlachtfeld, von dem ich für meine schwedischen Landsleute eine ausführliche Schilderung mitheimbrachte. Rosaleas Vater, ein gemütlicher, gesprächiger Bauer, lieh uns dazu sein von zwei Pferden gezogenes Wägelchen. Sitzgelegenheit gab es darin nicht; wir mußten mit ein paar Strohsäcken vorliebnehmen. Der Bauer selbst saß auf einer quergelegten Planke. Als wir uns einrichteten so gut es ging, verhandelte Prinzeß Rosalea eifrig mit ihrem Vater; der jedoch schüttelte den Kopf und hieß sie zu ihrer Mutter gehen; sie blieb aber stehen und trocknete mit dem Rockzipfel ihre Tränen. „Was ist mit ihr?" fragte ich. „Sie will mitfahren", antwortete der Vater. Natürlich sollte sie mitfahren!

Rosalea Schondwo aus Kliszów.

Mir war ja, als führe ich mit einer Landsmännin über das Schlachtfeld von Kliszów! Ich hob sie also empor und setzte sie auf die Planke. Da war sie wieder lauter Sonnenschein, und die letzten Tränen trockneten von selbst. Es war aber unmöglich, einen Laut aus ihr herauszubringen; sie begnügte sich mit Gebärden: ein senkrechtes Nicken bedeutete ja, ein wagerechtes Schütteln nein, ganz wie bei uns.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Generalleutnant von König und sein Stab.

Dreißigstes Kapitel.

Die Schwarze Muttergottes von Czenstochau.

Abends saß ich wieder im Kreis der Freunde an General von W.....s Tisch. Am nächsten Morgen aber war ich schon wieder im Auto, das mich zunächst nach S..... brachte, wo ich bei General von K.... und seinem Stab die Mittagstunden verweilte. Dann ging es weiter nach Westen, und am Abend war ich in Konsk, an der alten Heerstraße zwischen Warschau und Krakau. In dieser kleinen Stadt von 6000 Einwohnern war das Hauptquartier des ungarischen Generals der Infanterie Grafen Hermann Kövess von Kövesháza, eines der am meisten bemerkten Offiziere an der Ostfront.

Frühmorgens brachte mich der General selbst nach Drzewica, von wo die Front nur 5 Kilometer entfernt war. Was ich aber dort eigentlich sehen wollte, war die alte Burgruine, die, von einem jetzt noch mit Wasser angefüllten Graben umgeben, wie eine Klippe aus einem Meer von Grün aufragt. Hier wimmelte es ehemals von Offizieren Karls XII.

Nächst Wisby und Schloß Borgholm habe ich kaum eine schönere Ruine gesehen; sie erinnerte lebhaft an ein Böcklinsches Bild. Dunkle Fichten und schlanke Birken wuchsen sogar auf den gewaltigen grauen Mauern. Der Erzbischof von Gnesen, der Primas von Posen, hat im Jahre 1500 die Burg gebaut; 1720 ging sie in den Besitz der Familie Sieniawski

Phot.: Graf Emmerich Thun. Am Eingang zur Schloßruine von Drzewica.
(Oberstleutnant Fanty; General von Köveß; der Verfasser; Graf Thun.)

über; dann wurde sie in ein Kloster verwandelt. Die Mauern erhielten Fenster in italienischer Renaissance, und dem heiligen Franciscus von Assisi wurde eine Kapelle errichtet, in deren Gewölbe noch heute Reste alter Malereien zu sehen sind. Gleichzeitig wurde auch ein Magazin gebaut, das später zum Wohnhaus wurde und den jetzigen Besitzer, Baron Reisky von Dubnitz, seinen Bruder und seine Schwester beherbergte. Vor hundert Jahren ist das Kloster niedergebrannt und seitdem Ruine. Der

alte Gärtner des Barons hatte über die Eingangspforte die Worte geschrieben: „Ruina po ruinie w naszej Krainie, I cała Kraina ruina“ (Ruinen über Ruinen in unserm Land; das ganze Land ist eine Ruine).

Von hier aus fuhren wir in weitem Bogen nach Westen über Opoczno, Paradyż, Sulejów, Piotrków (Petrikau) und Tomaszów nach Spala, dem Jagdschloß des Zaren, wo General von P..... sein Generalkommando hatte, den die Franzosen, als er einmal in Paris war, „Plus que haut“ nannten, da er über zwei Meter groß ist; sein Stabschef Oberst B..... gab ihm aber wenig nach. In Begleitung des Generals, des regierenden Fürsten von Reuß und seines Sohnes besuchten wir die kleine Stadt Inowlódź auf einer Anhöhe an der Pilica, wo uns der General über die kriegerischen Ereignisse an diesem Teil der Front unterrichtete. Die alte, die Stadt überragende Kirche war von einer Granate getroffen, die das Innere zerstört und alle Dachziegel abgehoben hatte, und ganz Inowlódź hatte ungeheuer gelitten. In den Ruinen der zerstörten Häuser wohnten einige zurückgekehrte Einwohner im tiefsten Elend. Kartoffeln, Salz und Wasser waren ihr einziger Lebensunterhalt. Die zweite im Jahre 1520 errichtete Kirche war das einzige Gebäude, das vom Feuer verschont geblieben war. Ein Priester zeigte uns ihr Inneres. Der General sprach mit ihm lateinisch und schenkte ihm eine Summe für die Armen. Der Priester bat, den Betrag für Lichte und Instandhaltung der Kirche verwenden zu dürfen, erhielt aber mit militärischer Bestimmtheit die Antwort: alles solle den „incolis pauperrimis urbis“, den Ärmsten der Stadt, zukommen. Auf dem Kirchhof waren viele frische Gräber, einige noch mit Kränzen und Blumen geschmückt.

Am Abend versammelten wir uns im Salon des Zarenschlosses. Nikolaus II. soll Spala selten besucht haben, aber Alexander III. war gern dort. Die einfache Einrichtung des Jagdschlosses sagte seinem Geschmack zu. Die Badewanne war auch den Dimensionen des früheren Zaren angepaßt, nicht denen des jetzigen.

Am Nachmittag des nächsten Tages fuhren wir in strömendem Regen nordwestwärts nach Lodz, der modernen Industriestadt mit etwa einer halben Million Einwohner, ohne Geschichte, ohne Denkmäler, schwarz und düster und von zahllosen Juden bewohnt. Im „Grand Hôtel“ an der

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Die Regimentsmusik spielt mittags auf der Petrikauer Straße in Lodz.
Eine Kompagnie Landsturm zieht vorüber.

Piotrkowskaja ulica (Petrikauer Straße) waren wir Gäste des Chefs der ..ten Armee, des Nachfolgers Mackensens, des bald siebzigjährigen Prinzen Leopold von Bayern, und seines Stabschefs General G.....

Am 16. Juni unternahmen wir eine Ausfahrt nach den Schlachtfeldern, auf denen vom 11. November bis zum 6. Dezember 1914 unter Führung Mackensens gekämpft wurde, bis endlich der Feind Lodz räumte. Hauptmann W... und Rittmeister P..... schilderten uns anschaulich den Verlauf der Ereignisse, die in großen Zügen allgemein bekannt sind.

Spät abends erreichten wir Noworadomsk, wo wir in einem einfachen Gasthaus zu Abend aßen und um 11 Uhr aufbrachen, um geradeswegs Czenstochau zuzueilen. Als wir in die Nacht hinaustraten, stand der Himmel im Westen in roter Glut. Ein Dorf brannte; welches, wußte man noch nicht. Wir fuhren darauf zu. Der Feuerschein wurde immer gewaltiger. Radziechowice, 7 Kilometer von Noworadomsk, stand in Flammen. Wir stiegen aus und gingen auf die Brandstelle zu. Etwa zwanzig Gehöfte brannten. Die Hütten standen ganz nahe beieinander, die Giebel der Dorfstraße zugekehrt; die meisten waren mit Strohdächern gedeckt. Das Feuer hatte im letzten Hause begonnen, und der Wind hatte es weitergetragen. Die Bewohner hatten geschlafen; da aber rechtzeitig Lärm geschlagen wurde, war kein Mensch verbrannt. An den zunächst bedrohten Häusern schlug man mit Äxten und Hämmern die Fensterpfosten aus und entfernte die Türen, um wenigstens sie für das neue Haus zu retten. Aus allen übrigen wurden Möbel, Kleider und Hausgerät, Matratzen, Kasserollen, selbst Blumentöpfe herausgetragen. Lattenzäune, die das Feuer weiterführen konnten, wurden ausgerissen.

Aber der rote Hahn flog von Hütte zu Hütte, setzte sich auf die Strohdächer und flatterte immer weiter mit ausgebreiteten Flügeln. Die nach Westen liegenden Höfe waren bereits nur noch Haufen rotglühender Balken, die von Zeit zu Zeit zusammenstürzten. Über die Dachfirste der vom Feuer schon erhitzten Häuser breitete man nasse Tücher oder versuchte mit großen Laubbüscheln die herumfliegenden Funken zu ersticken. Doch nichts half. Mit dumpfem Knall schlugen die Flammen plötzlich empor, die mutigen Männer glitten eilig nach der Seite hinunter, die vom Feuermeer noch nicht erreicht war. Ein Haus mit flachem

Dach hielt schließlich stand, vermochte aber nur noch zwei Nachbarhäuser zu schützen.

Die Szenen, die sich auf dem Getreidefeld abspielten, waren herzzerreißend. Jammern und Weinen erschreckter Kinder — verzweifeltes Klagen der Frauen. Eine alte Frau zeigte mit beiden Armen auf die Flammen, die alles vernichteten, was sie besaß, verfluchte das Feuer, heulte, schrie und brüllte, stieß unverständliche Worte aus und rang die Hände in ungezügelter Verzweiflung. Eine junge Mutter hielt ihr Kind an der Brust, starrte bleich und geistesabwesend, ohne Tränen, auf ihre Hütte, die allmählich niederbrannte, und bewegte kaum den Kopf, wenn man sie ansprach. Ihre stumme Trauer war noch ergreifender als die laute der Nachbarinnen.

Alle erreichbaren Brunnen wurden in Anspruch genommen. Man sprang mit vollen Eimern zu den erhitzten Holzwänden und Strohdächern, aber alles vergeblich; ein Brunnen nach dem andern wurde vom Feuermeer umzingelt. Obstbäume, Pappeln und Weiden verdorrten, glühten und verbrannten. Aufgescheuchte Tauben flogen in das Feuermeer hinein, waren einen Augenblick als weiße Punkte sichtbar und verschwanden. Verirrte Bienen schwärmten umher und dachten wohl, es sei plötzlich Tag geworden, ein ungewöhnlich heißer Sommertag.

Graf T... hatte sein Automobil und seine Chauffeure nach Noworadomsk geschickt, um militärische Hilfe zu holen, und bald war eine Anzahl Soldaten zur Stelle, auch die Feuerwehr der Stadt mit Spritzen und Schläuchen. Aber nur acht Häuser des ganzen Dorfes blieben verschont; alle übrigen brannten bis auf den Grund nieder!

Es war $^1/_2$3 Uhr, als wir aufbrachen und nach Czenstochau fuhren, wo wir vier Stunden später im Hotel Augielski zur Ruhe kamen.

Den Nachmittag brachte ich in dem berühmten Kloster zu, das sich als ein Komplex schöner Gebäude mit hoher Klosterkirche auf der Jasna Góra oder dem Klarenberge erhebt. Sein größter Schatz, der ihm Weltruhm verschafft hat, ist das Bild der Muttergottes mit dem Jesuskinde, das die ganze polnische Bevölkerung unter dem Namen Matka Boska Częstochowska, die Muttergottes von Czenstochau, verehrt. Es wird auch die Schwarze Muttergottes genannt, wahrscheinlich wegen seiner dunkeln Farbe. Von allen Ecken und Enden des alten polnischen

Reichs ziehen Pilger nach diesem Heiligtum, jährlich eine Million, wie man behauptet. Dieses Jahr hatte natürlich der Besuch nachgelassen. Mönche waren jetzt nur neun da, außerdem vier Novizen. Sie gehören dem Paulinerorden an, der in seinem Wappen einen Raben und ein Paar Löwen führt. Der heilige Paulus, der Eremit, lebte neunzig Jahre in der Wüste, wurde von einem Raben gespeist und von zwei Löwen begraben.

Pater Romuald empfing uns in der Sakristei und machte uns zunächst auf feine Art begreiflich, es stände uns durchaus frei, dem Kloster etwas zu schenken, eine Einladung, die wir mit Vergnügen verstanden. Sein Kopf hatte eine klassisch römische Form mit scharfgeschnittenen Zügen, und während er die wunderbaren Schicksale des heiligen Bildes erzählte, hielt er fast die ganze Zeit die Augen geschlossen. Der Evangelist Lukas malte dieses Bild unmittelbar nach dem Tode der Maria auf Zypressenholz in Jerusalem, wo es bis zum 4. Jahrhundert aufbewahrt wurde; dann schenkten die dortigen Jüdinnen es der Mutter Konstantins des Großen, der Kaiserin Helena. In der Schatzkammer Konstantins blieb es 500 Jahre und wurde dann in das Schloß Belz in Galizien gebracht, wo es ebenfalls ein halbes Jahrtausend eine Freistatt fand. Im August 1382 schaffte Herzog Wladislaw von Oppeln aus Furcht vor den Tataren das Heiligtum von Belz in das von ihm gegründete Kloster Czenstochau. Im Traum ward dem Herzog die Offenbarung, daß das Bild im Kloster bleiben solle. Trotzdem beschloß er, es mitzunehmen, als er Czenstochau verließ. Aber die zwei Pferde, die den Wagen mit dem Bilde ziehen sollten, brachten ihn nicht vom Fleck, und als es auch vier, ja sechs Pferden nicht gelang, ließ man das Bild, wo es war.

Ein halbes Jahrhundert später kamen die Hussiten mit einem Kriegsheer nach dem Klarenberge und wollten das Bild mit sich führen. Ihnen gelang es ebensowenig wie den Pferden des Herzogs. Aber bei ihren verzweifelten Anstrengungen fiel das Bild herab und zerbrach. In ihrem Ärger versetzten die Diebe dem Gesicht der Gottesmutter zwei Säbelhiebe — ein Blitz vom Himmel tötete die Missetäter. Das Wasser, mit dem das Bild gesäubert wurde, heilte Pest und alle Krankheiten. Künstler versuchten vergebens, die Schrammen der Säbelhiebe zu über-

malen; die Muttergottes wollte sie behalten, damit der Anblick ihrer Leiden die Herzen der Menschen rühre. Unter den Wundern, die sie verrichtete, nennt man drei Auferweckungen von Toten.

Hiermit schloß Pater Romuald seinen Bericht; denn er wußte, daß ich Schwede sei, und wollte mich wohl nicht durch die Erinnerung verstimmen, daß im Jahre 1665 70 Mönche und 150 Soldaten 38 Tage lang das Kloster gegen 10000 Schweden verteidigt haben sollen. Tatsächlich verfügte der Feldherr Karl Gustavs, Generalleutnant Müller von der Lühnen, über 2000 Mann aus deutschen Regimentern und über einige polnische Truppen. Kein schwedischer Soldat war dabei, wahrscheinlich auch kein schwedischer Offizier. Die Besatzung des Klosters, das von unzugänglichen Gräben und Mauern geschützt war, wird auf 400, höchstens 800 wirkliche Soldaten angegeben; dazu kamen verschiedene Mitglieder des aufrührerischen Adels mit ihren Untertanen. Die Tatsache, daß unsre Truppen das Kloster, Polens letzte Festung, nicht einnahmen, erhielt wegen der Heiligkeit des Ortes eine besondere Bedeutung, und noch heutzutage wird die Erinnerung an dieses Ereignis bei den Polen gefeiert. Noch immer wiederholen sie die schönen Worte des Priors Kordecki: „Mons Clarus Czestochowiensis und sein der jungfräulichen Gottesmutter geheiligtes Kloster stehen wohlbehalten da als ein unvergängliches Erinnerungszeichen schwedischer Gottlosigkeit.“ Dem Prior aber hat die dankbare Nachwelt vor dem Kloster eine prachtvolle Statue errichtet, deren Inschrift an seine heldenmütige Verteidigung erinnert.

Das Kloster besitzt auch mehrere Kupferstiche, die Szenen aus der Belagerung darstellen.

Pater Romuald schenkte mir ein kleines Andachtsbuch „Zuflucht der Sünder“, gedruckt 1843, das wohl in Millionen von Exemplaren in Polen verbreitet ist, und jener Belagerung gedenkt. Es enthält auch ein Lied, das vor der Schwarzen Muttergottes gesungen werden soll. Eine der Strophen lautet:

Und wie will nun deiner Stärke
Schwedens Macht zuwider sein?
Er erfahre bald im Werke,
Daß sein Haufen war zu klein;
Alles, was dir widersteht,
Gleich wie er zugrunde geht.

Und auf dem Wege zum Kloster pflegen die Pilger zu singen:

Die Hussiten, Schweden, Tártarn
Müssen zeigen in der Tat,
Was ihr Trotzen und ihr Martern
An dir ausgewirket hat;
Da sie mit der größten Schand'
Mußten flieh'n aus Polenland.

Jeder Mönch und jeder Pilger weiß schließlich zu berichten, daß die Schweden nach ihrem vergeblichen Angriff im Dunkel der Nacht die Schwarze Muttergottes erblickten, wie sie sich blendend weiß über der dunkeln Silhouette des Klosters erhob, und daß sie, von diesem Anblick überwältigt und erschreckt, schleunigst abgezogen seien. Auch Karl XII. schonte im Jahre 1704 die religiösen Gefühle des polnischen Volkes und ließ das Kloster unangetastet.

Pater Romuald führte uns nun in das Allerheiligste, die Kapelle der Muttergottes. Ein eisernes Gitter trennt das Kirchenschiff mit der knienden Menge von Chor und Altar, wo die Mönche ihre Andacht verrichten und auch wir, Graf T..., der österreichische Kommandant Hauptmann Klettlinger und ich, Platz nehmen durften. Im Chor hängen elf silberne Lampen mit brennenden Lichtern; eine von ihnen ist ein Geschenk Johann Sobieskis. Auf dem Altar steht ein Kruzifix, geschmückt mit den frommen Opfergaben von Leidenden, die geheilt worden sind, mit Rosenkränzen, Halsbändern, goldenen Uhren, Medaillen u. dgl. Auch an den Wänden hängen solche Gaben.

Bis 12 Uhr mittags und eine Stunde am Nachmittag wird die Schwarze Muttergottes gezeigt, und wir kamen gerade recht. Solange das Altarbild sichtbar ist, spielen die Orgel und ein Streichorchester, von der Orgelempore herab ertönt eine bezaubernde Melodie Perosis, des Direktors der Sixtinischen Kapelle, und unter der Gewalt dieser hinreißenden Klänge fühlt man sich von dem äthiopisch dunkeln Gesicht der Gottesmutter mit den zwei Säbelhieben wunderbar gefesselt und bezaubert. Nicht die Pracht des Bildes oder seine bald zweitausendjährige Tradition, nein, die Macht, die es über Millionen besitzt, vermag auch den Bekenner eines andern Glaubens tief zu ergreifen.

Die Stunde ist zu Ende. Langsam und lautlos gleitet eine vergoldete Silberplatte vor dem Bilde nieder und entzieht die Schwarze

Muttergottes unsern Blicken. Mit stolzem Lächeln winkt uns Pater Romuald, und wir folgen ihm, lautlos wie Geister, in die Schatzkammer. Sie zu beschreiben, ist unmöglich. Ich nenne nur einige ihrer Kostbarkeiten: einen Lehnstuhl, der Kasimir dem Großen gehört und früher im Wawel in Krakau gestanden hat, eine getreue Kopie von Christi Dornenkrone, eine Reihe von Kelchen und andern heiligen Gefäßen, ein Panzerhemd, das ein polnischer Krieger vor Wien getragen hat, und eine von Johann Sobieski eroberte türkische Fahne. In einer Ecke steht ein ganzer Haufen von Krücken; Krüppel haben sie dagelassen, die die Muttergottes heilte. Ein Schrank enthält Rosenkränze, Geschenke polnischer Könige und Königinnen, die das Kloster besuchten. Ein Kruzifix stammt aus Rom; ein silberner Kelch ist eine Gabe Michael Wisniowieckis, der König von Polen wurde, ohne vorher Thronkandidat gewesen zu sein. Eine Reihe von Elfenbeingegenständen hat Kosciuszko geschnitzt, eine schöne Sammlung sächsischen Porzellans König August der Starke geschenkt. Sigismund I., der Goldschmied war, hat zur Erinnerung an seine Kunst dem Kloster ein kostbares Kruzifix und eine Monstranz gestiftet, die bei großen Prozessionen getragen wird. Ein goldenes Gewand wurde der Madonna im Jahre 1909 von Frauen Kielces verehrt zum Ersatz für das kostbare Tuch, das im selben Jahre gestohlen wurde. Vor einigen Jahren war das Kloster der Schauplatz eines Verbrechens, das die ganze katholische Welt in Aufregung versetzte. Der Mönch Mazoch hatte eine Geliebte. Sein Bruder, weltlicher Diener im Kloster, wurde gleichfalls von dem Weibe betört und nahm sie zur Frau. Da erwachte in dem Mönche die Eifersucht; er ermordete den Bruder in seiner Klosterzelle. Die Leiche nähte er in ein Sofa und warf dieses eines Nachts in die Warthe, die an Czenstochau vorüberfließt. Aber das wunderliche Fahrzeug wurde gefunden. Der Mönch floh, wurde an der österreichischen Grenze ergriffen und sitzt jetzt im Zuchthaus von Petrikau.

Wir besichtigten schließlich noch die prachtvolle Bibliothek und traten auf den hohen Altan hinaus, von dem man eine unendlich weite Aussicht über die Gegend hat. Wir bewunderten die vierzehn Skulpturen der Kreuztragung und die runden Löcher in den Mauern, die von schwedischen Kanonenkugeln stammen sollen. Dann trennten wir uns vom guten Pater Romuald und dem liebenswürdigen Hauptmann Klettlinger

und verließen das Kloster. Es war mittlerweile 8 Uhr geworden, und der Abend brach herein.

In Herby passierten wir die Grenze von Preußisch-Schlesien und fuhren weiter nach Lublinitz und Kattowitz. Die Nacht war herrlich und kühl. Die Birken leuchteten weiß im Licht der Scheinwerfer. Ein Hase geriet in den doppelten Lichtkegel hinein und hatte nicht Verstand genug, beiseite zu springen; ehe es gelang, die Geschwindigkeit herabzusetzen, war er überfahren. Abermals eine Grenze, die zwischen Preußisch- und Österreichisch-Schlesien, und um 4 Uhr morgens hielten wir vor meiner Wohnung in Krakau.

Bauernhof in Gródek.

Einunddreißigstes Kapitel.

Lemberg vor dem Fall.

Am 18. Juni 1915 1 Uhr mittags eilte ich auf derselben Straße, auf der ich nun schon fast jedes Heiligenbild und jede Kirche kannte, wieder nach Osten und kam um 9 Uhr nach Jaroslau. Lemberg stand unmittelbar vor dem Fall. Spätestens früh um $^1/_2$4 Uhr mußten wir wieder aufbrechen. Wozu da noch erst schlafen! Wir bestiegen daher um Mitternacht wieder unsern Wagen und fuhren weiter.

Die Nacht war finster und kalt, die Straße schlecht. Bei Radymno kamen wir über die neuerrichtete Sanbrücke und dann auf die große Landstraße über Krakowiec und Jaworów, die auch Karl XII. auf seinem berühmten Marsch gegen Lemberg benutzte. Von Schlaf war keine Rede. Wir saßen still in unsern Ecken und hüllten uns in die Mäntel. Zuweilen mußten wir ein Stück zu Fuß gehen, wenn die Brücken noch nicht fertig waren; das brachte das Blut wieder in Bewegung. Dann nahmen wir wieder Platz und waren bald so durchfroren wie vorher. Allmählich wurde es Tag. Umrisse von Wäldern und zusammengeschossenen

Häusern hoben sich von dem hellen Himmel im Osten ab. Die Luft war diesig, und ein kalter, feuchter Nebel spann über der Erde. Alles war still und feierlich.

1/2 5 Uhr waren wir beim Forsthaus von Jaryna, nicht mehr weit von den russischen Stellungen. Hier hatte General Schmidt das Kommando. Ein freundlicher Hauptmann verschaffte uns in einem großen Zelt heißen Tee, der die Lebensgeister wieder weckte. Durch ihn erhielten wir auch Pferde und einen Wagen, der uns gegen 7 Uhr auf sandigem Boden nordwärts durch den Wald brachte. Schon legte sich der Nebel in klaren Tropfen auf die Eichenblätter, die Sonne brach durch, und freundliche Sommerwärme kehrte zurück.

In dem schönen dichten Walddistrikt Kamienna Góra rasteten kleinere Truppenverbände, Trainformationen und Sanitätskolonnen. Überall Soldaten, Pferde, Wagen und Zelte. Der Wald wird lichter und hört auf. Bei dem Dorf Sloboda, dessen deutsche Bevölkerung von den Russen fortgeschleppt worden und dessen Bahnhof zusammengeschossen war, erzitterte der Boden vom Donner der Geschütze. Bei Wereszyce machten wir halt, um General von F..... zu begrüßen, der am Waldrand seinen Gefechtsstand hatte. Er ist der Sohn jenes Helden, der am 6. August 1870 an der Spitze der 27. Infanteriebrigade beim Angriff auf den Roten Berg bei Spichern fiel. Sein Stabschef ist Oberst von M....., ein Bruder des berühmten Kapitäns der „Emden". Der General lud uns ein, ihn auf die nahe Höhe zu begleiten, sobald das Feuer, dem sie noch ausgesetzt war, etwas abgenommen habe; dort oben war ebenfalls ein Gefechtsstand.

In Erwartung dessen frühstückten wir in Gesellschaft einiger Ärzte und Offiziere und zogen uns dann in ein friedliches Wäldchen zurück, wo wir ein paar Stunden schlummerten. Darauf wohnten wir am Waldrand einer Predigt bei, die ein Feldgeistlicher einer Abteilung Soldaten hielt, die in einer Stunde ins Feuer mußte; Leichtverwundete, die aus der Schlacht zurückgekehrt waren, gesellten sich dazu, und alles lauschte ergriffen den begeisternden Worten des Priesters.

Eine Kolonne von 900 gerade gefangengenommenen Russen zog mit 8 Offizieren vorüber und wirbelte den Straßenstaub auf. Neue Verwundete kamen heran, und die Ärzte hatten viel zu tun.

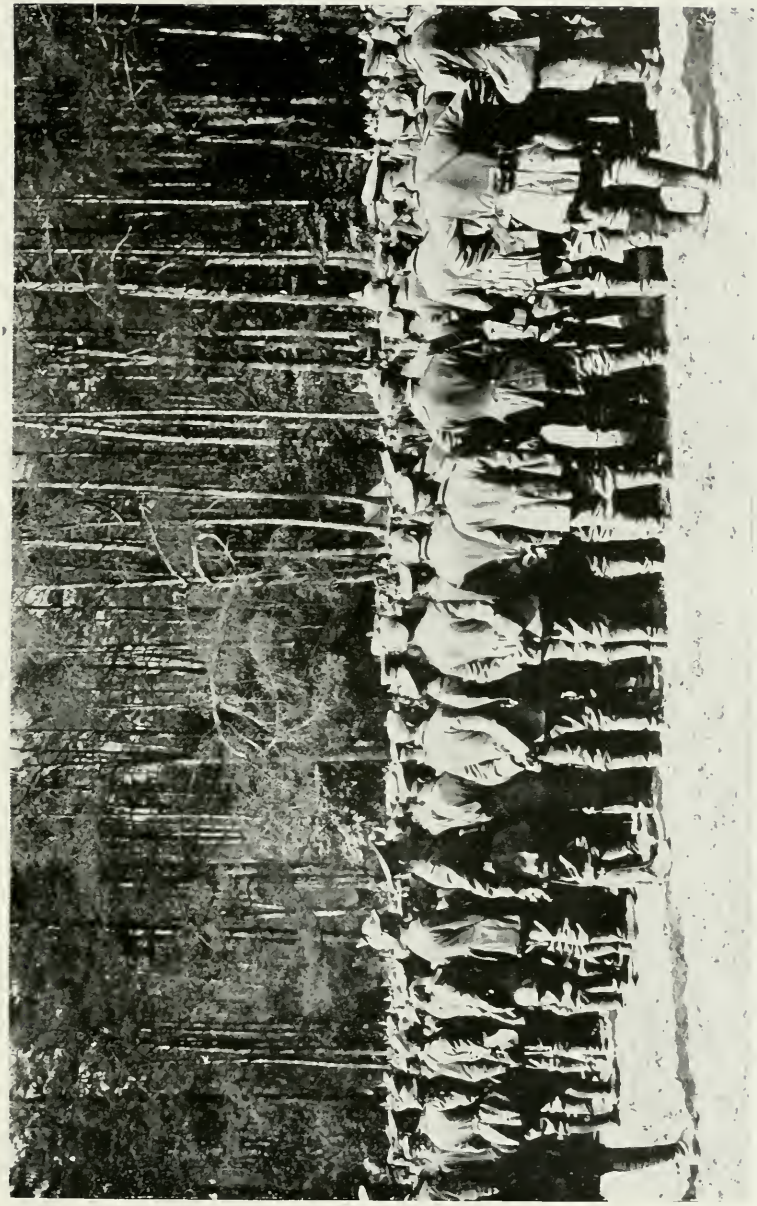
Dann begab sich General von F..... mit seinem Stab nach dem Gefechtsstand auf der Höhe 387, und wir folgten. Im Ostnordosten lag die schöne von Granaten getroffene, kuppelgeschmückte Kirche von Wiszenka-wielka. In dem welligen Gelände ging soeben ungarische Infanterie nach gründlicher Artillerievorbereitung, die wir bei Sloboda beobachtet hatten, zum Angriff über. Gebückt schlichen die feldgrauen Schützenlinien durch das hohe Korn auf ein Wäldchen zu, aus dessen Schlupfwinkeln Gewehre knatterten und Maschinengewehre knarrten.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

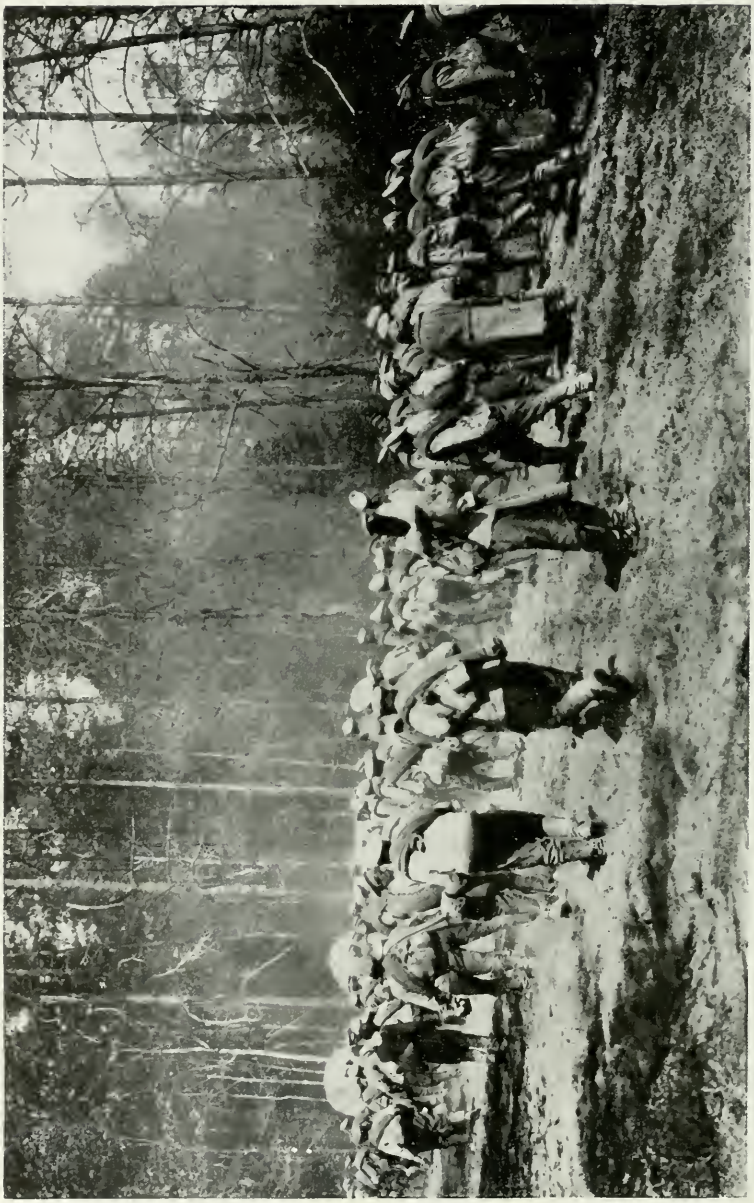
Frühstück mit Offizieren und Ärzten des Korps General von F.....

Ihnen folgten lange Trainkolonnen und Infanterie, die sofort aus der Marschformation in die Kampfgruppierung überging. Einzelne Reiter oder Patrouillen hielten die Verbindung zwischen den verschiedenen Höhen aufrecht. So wurde ich Zeuge des prachtvollen Schauspiels, das der Fachmann „Herstellung einer breiteren Front durch Zerlegen der Marschkolonne in mehrere Kolonnen" nennt. Ein unerschütterlicher eiserner Wille beherrschte die Entwicklung der neu ankommenden Truppen; die einzelnen Verbände waren verschmolzen, aber selbstbewußte Teile eines Höheren, und jeder einzelne fühlte seine Verantwortung für das Ganze.

Ununterbrochen donnerte die Artillerie. Die deutschen Granaten schlugen dicht bei den hier und da deutlich sichtbaren russischen Schützen-



Feldpredigt am Waldrand.



Eine Kolonne von 900 gerade gefangengenommenen Russen...

gräben ein. Der Feind antwortete nur selten. An drei Stellen hatte der Wald Feuer gefangen, und weiße Wolken stiegen von den Bäumen auf. Sonst unterschied sich die vor mir liegende Landschaft mit ihren Wiesen und Äckern, Dörfern, Gehöften und Gebäuden in nichts von den üblichen Manöverbildern.

Unser Gefechtsstand zählte drei Batterien. Auf hohen, an den Kiefern versteckten Leitern saßen die Batteriechefs mit ihren Fernrohren. „6700" hieß es von da oben. Ein Telephonist, der, den Hörer in der Hand, auf dem Felde lag, gab den Befehl weiter. „Nr. 1 — Schuß!"

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Oberst von M..... am Batteriefernrohr.

Und kaum hat der Telephonist die Worte wiederholt, da kracht auch schon der Schuß. Er ging zu weit. „6500! — Nr. 2 — Schuß!" „Mitten drin." Noch einige Probeschüsse — dann wird die ganze Batterie auf die zuletzt genannte Entfernung eingestellt.

Auf dem Rückweg gerieten wir in vorüberziehenden Train und sahen wieder die Geschütze bei Sloboda blitzen. Am Abhang der Kamienna Góra bat ein junger Leutnant uns um die Erlaubnis, uns photographieren zu dürfen, und während wir eine Gruppe bildeten, kamen noch andre Offiziere aus dem Walde, mit und ohne Kamera, darunter die Rittmeister Thun, von Papen, Volk, Kulenkampff und andre.

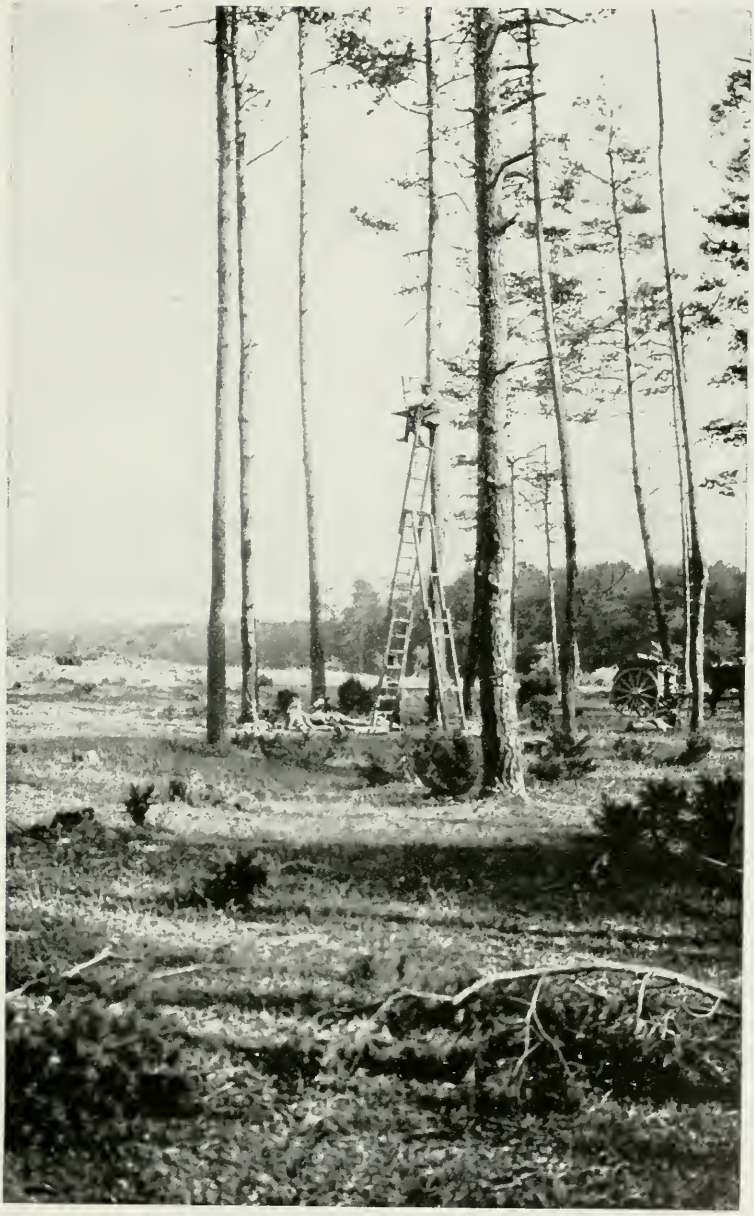
Ein Reserve-Dragonerregiment lag hier. Es war 7 Uhr. Aus Feldbechern wurde Wein kredenzt. Die Mannschaft kam ebenfalls herbei und stimmte „Zu Mantua in Banden" und andre Lieder an. Der Tenor der Schar war ein Opernsänger aus Frankfurt, der solo „Fridericus Rex" sang. Die Stimmung war köstlich. Die Sonne sank, ihr rotes Gold glühte zwischen den Fichten, verblich aber bald; der blaue Rauch der Lagerfeuer schlich die harzigen Stämme hinauf und verlor sich in den Kronen. Pferde wieherten nach ihren Hafersäcken. Die

Soldatengruppe bei Wereszyce.

Soldaten standen in Hemdärmeln und arbeiteten an ihren kleinen pyramidenförmigen Zelten.

Zuletzt mußten wir noch mit den Offizieren zu Abend essen; unser Widerstreben half nichts. Eine Tischplatte wurde vor „Villa Waldbock" und „Villa Hassia" auf Böcke gelegt, provisorische Bänke reihten sich herum; kalter Aufschnitt, Konserven usw. wurden aufgetragen, Reden wurden gehalten, und Lieder erklangen, während unten am Waldrand die Kanonen donnerten!

So wurde es 9 Uhr, als ein Reiter an den Tisch heransprengte: Um $^1/_2 2$ morgens solle das Regiment auf einem 3 Kilometer weiter vorn gelegenen Platze sein. Sofort standen wir auf, denn einige Stunden Schlaf konnte die Schar wohl brauchen, ehe sie ins Feuer ging.



Beobachtungsstand auf der Höhe bei Wereszyce.

Zwar wollte niemand etwas davon hören. Schlafen? Wer denke jetzt daran! Dazu komme Zeit, wenn der Frieden „ausgebrochen" sei.

Wir aber blieben fest, verabschiedeten uns und fuhren nach Jaryna zurück, wo wir vom Stabschef Oberstleutnant Baron Salis, der tags darauf nach der italienischen Front sollte, von Fürst Auersperg, Graf Széchényi und vielen andern Österreichern und Ungarn aufs liebenswürdigste aufgenommen wurden.

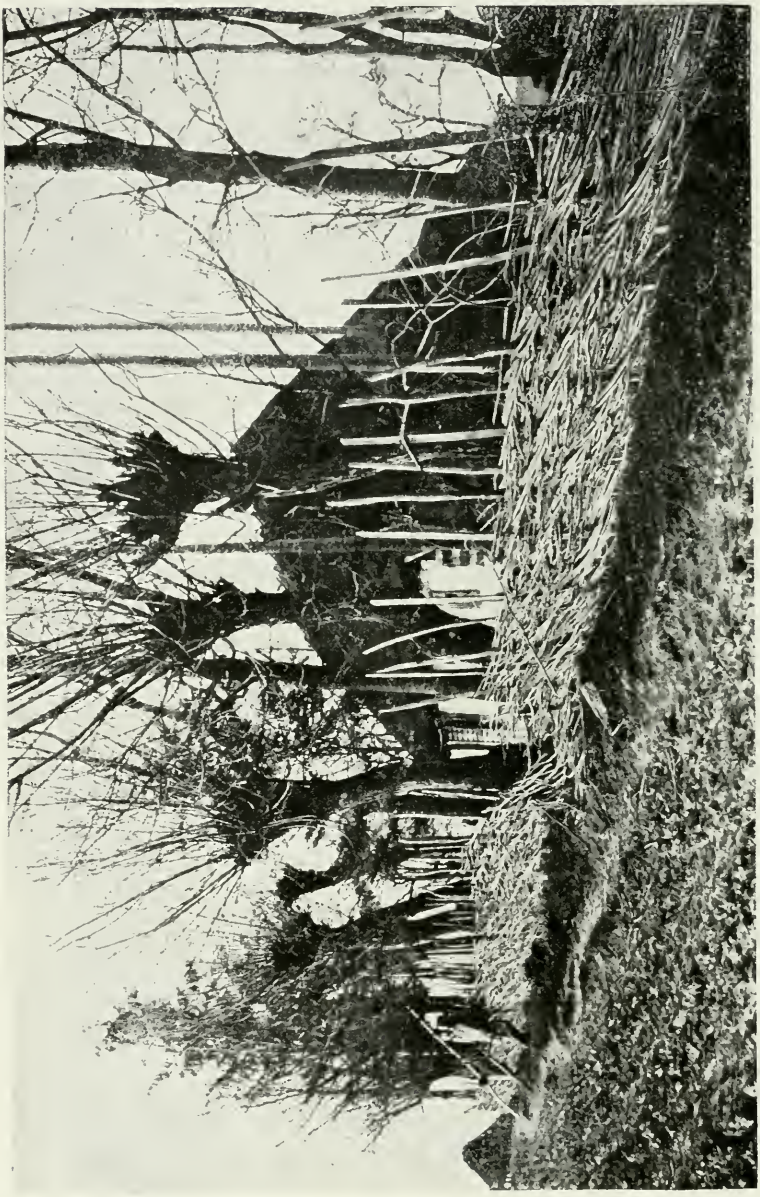
Am andern Morgen hatten die Russen ihre Stellungen geräumt. Alles rückte vor. Die Landstraße war mit marschierenden Truppen und Fuhrwerk überfüllt. Morgen abend, am 21., müsse Lemberg fallen, hieß es.

Am Nachmittag fuhren wir auf die Gródeklinie zu. Kleine, hübsche Seen liegen hier zwischen waldbewachsenen Hügeln. Da und dort sah man ruthenische Landleute in schwarzen Hosen, weißen Jacken und runden Hüten, die Frauen in roten Röcken. Bei dem Dorfe Weißenberg kam eine Schar schwäbischer Kolonisten, die beim Abzug der Russen in die Wälder geflohen waren und jetzt, nachdem sie deutsche und österreichisch-ungarische Uniformen erblickt hatten, ihre Häuser wieder aufsuchten.

Bei Kamienobród, wo die Eisenbahn den kleinen Wasserlauf zwischen zwei Seen kreuzt, hatten die Österreicher schon vorigen Herbst die stehende Brücke gesprengt; die Russen hatten sie durch eine Holzbrücke ersetzt, die sie bei ihrem gestrigen Rückzug in Brand gesteckt hatten; sie brannte noch. Am Ufer lag eine halbe Kompagnie Moskowiter, die vor drei Stunden acht Werst weiter östlich von österreichischer Kavallerie gefangengenommen worden war; die Leute verurteilten den Krieg in scharfen Ausdrücken.

Die kleine Stadt Gródek war schrecklich verwüstet, auf dem Markt und in den Hauptstraßen rauchten noch die Ruinen der Häuser. Einwohner waren so gut wie gar nicht zu sehen, höchstens hier und da ein Jude, der Tee verkaufte oder nachsah, was noch in seinem kleinen Laden vorhanden sei. Alle Zivilisten, die für Deutsche galten, hatten die Russen mitgeführt, doch war es vielen geglückt, zu entkommen oder sich zu verbergen. In der Nacht vom 18. zum 19. Juni hatten in Gródek heftige Straßenkämpfe stattgefunden; das 102., das 11. und das 73. böhmische Infanterieregiment des VIII. Armeekorps hatten mit großer

Schwäbische Flüchtlinge beim Dorf Weißenberg.



Galizische Bauernhütte.

Tapferkeit die Stadt gestürmt. Vor, in und hinter Gródek lagen die Russen in dreifachen Feldbefestigungen hinter mehreren Reihen von Stacheldrahtnetzen. Auch auf Plätzen und in Gärten der Stadt selbst waren Schützengräben ausgehoben, in denen noch Massen von Toten lagen. Auf dem Markt standen „spanische Reiter", und bei dem zusammengeschossenen Rathaus lagen 500 russische und 300 österreichische Gewehre von Gefallenen, sowie Haufen andrer Trophäen, Handgranaten, Patronen, Tornister, Säbel u. dgl. In dem kleinen Wasserlauf hatte man 90 russische Leichen gefunden. Hier baute man eben eine

Am Gródekbach.

starke Holzbrücke, um die schweren Mörser gegen Lemberg zu führen. In Brandmauern, die nach Westen hinausgingen, hatten die Russen Schießscharten gebrochen. Nachdem die Böhmen den Westteil der Stadt erobert, hatte sich der Gegner noch hartnäckig im Ostteil gehalten. In ein ärmliches, kleines Haus, das von einer jungen Mutter mit zwei Kindern und einer älteren Frau bewohnt wurde, war ein Geschoß eingeschlagen und hatte alle getötet; Blut, Hirn und Muskelfasern klebten an den Wänden.

Hinter Gródek kamen wir nun auf die große Landstraße Przemysl —Lemberg und hielten zunächst in Sądowa Wisznia, um von General Böhm-Ermolli die Erlaubnis zur Weiterfahrt nach Lemberg zu erbitten und zu hören, wie wir am besten dorthin gelangen könnten. Unterwegs

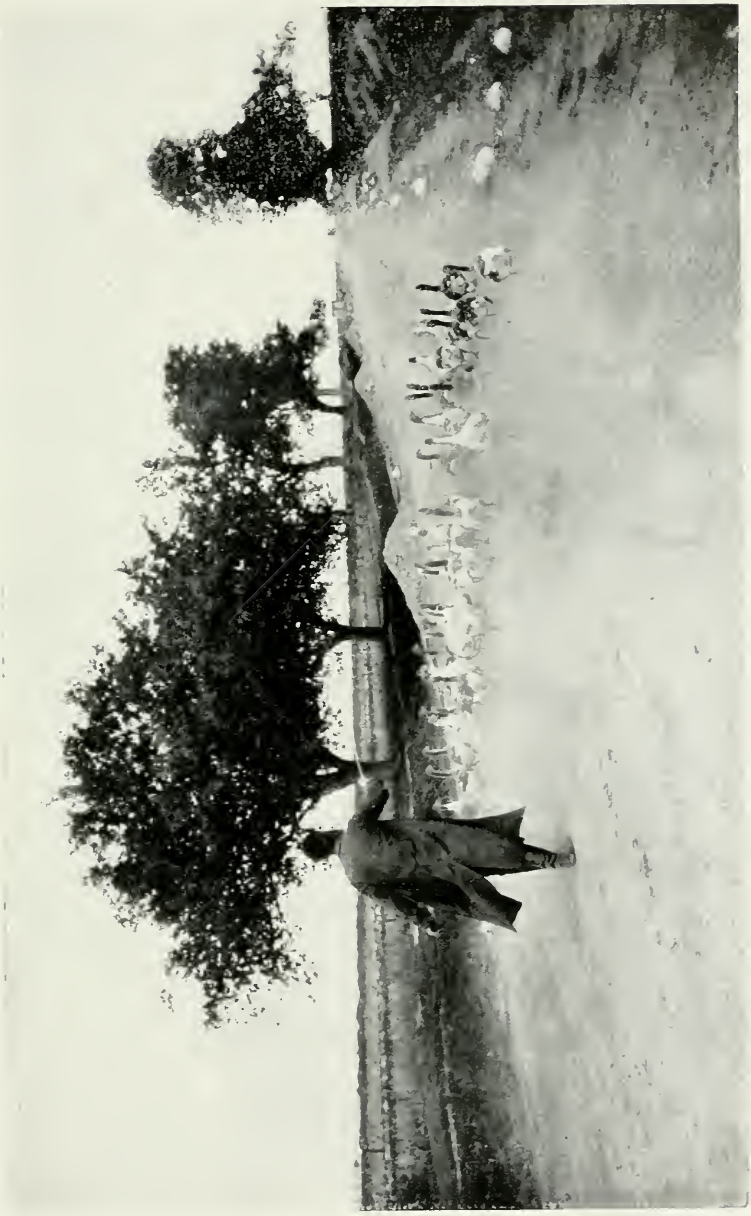
begegneten wir Karawanen zurückkehrender Flüchtlinge, Männern, Frauen und Kindern, die große Bündel schleppten oder auf kleinen Karren schoben. Einige lagerten müde am Straßenrand und sehnten sich wohl nach Hause an einen Herd, der nicht mehr vorhanden war. Im übrigen füllten die üblichen Trainkolonnen die Straße; an einer Stelle hielten zwei 30,5-cm-Mörser. Alle Telegraphenstangen waren umgehauen; die Drähte lagen in unentwirrbaren Bündeln in den Gräben. Die Eisenbahn nach Lemberg hatten wir rechterhand ganz nahe; alle ihre Brücken waren gesprengt.

An Exzellenz Böhm-Ermollis gastfreiem Tisch saßen vierzig österreichische und ungarische und einige deutsche Offiziere, unter ihnen General Bardolff, sowie der Präsident des Abgeordnetenhauses in Budapest, Rittmeister der Reserve Beöthy. Unter den Offizieren herrschte Siegesstimmung. Lemberg, die Hauptstadt Galiziens, stand unmittelbar vor dem Fall.

Nach kurzer Rücksprache mit seinem Stabschef riet uns der General, über Gródek nach dem Dorfe Stawczany zu eilen, 12 Kilometer südwestlich von Lemberg; dort weile das XVIII. österreichische Armeekorps unter General von Ziegler.

Also zurück nach Gródek! Regen hatte über Mittag den Staub der Straße gelöscht und die Luft abgekühlt. Die Völkerwanderung der zurückkehrenden Flüchtlinge dauerte an. Armut und Elend auf Schritt und Tritt! Juden, die mit keiner Miene verraten, was sie denken; ein alter Mann, der eine Frau stützt, die einem Skelett auf dem Wege zum Grabe ähnelt; Mütter, die ihre schreienden Kinder auf Schubkarren fahren. Alles bewegt sich auf Gródek zu, auf dessen Straßen nun inmitten der gefallenen Russen, die noch immer dalagen, das Leben von neuem erwachte.

Jenseits der zerstörten Stadt geht die große Landstraße nach Lemberg weiter. Noch gestern nacht zogen hier russische Truppen; ihr Rückzug schien meisterhaft ausgeführt worden zu sein, nirgends sah man verlassenes Fuhrwerk, Proviantwagen oder Pferde in den Straßengräben. Nur Dörfer und Höfe am Wege waren verbrannt. Die Moskowiter zünden alles an, was sie nicht mitnehmen können, und doch war dieses Land weit weniger verwüstet als Ostpreußen.



Ein Jude sperrt die Straße mit seiner Marschkolonne.

Mit einer von Minute zu Minute zunehmenden Spannung las ich die Aufschriften auf den Meilensteinen: 21, 19, 18 Kilometer bis Lemberg. Aber noch war die Stadt nicht genommen.

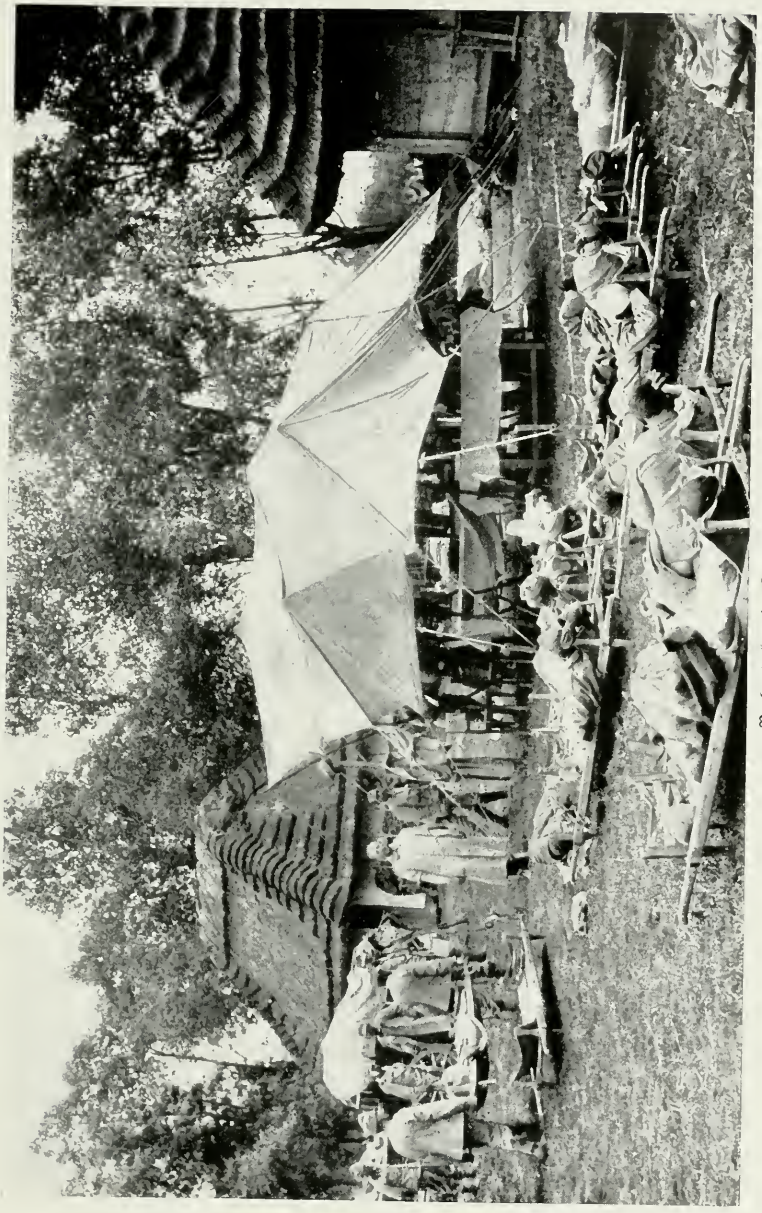
Von Osten her hörte man aus einer Entfernung von ein paar Kilometern Kanonendonner. Als wir auf die Straße von Dąbrówka nach Stawczany einbogen, eilte ein Bauer herbei und warnte uns, in einiger Entfernung sei eine Landstraßenbrücke heute um 12 Uhr von den Russen angezündet worden; sie stehe noch in Flammen. Der Bauer wies uns deshalb einen andern Weg.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

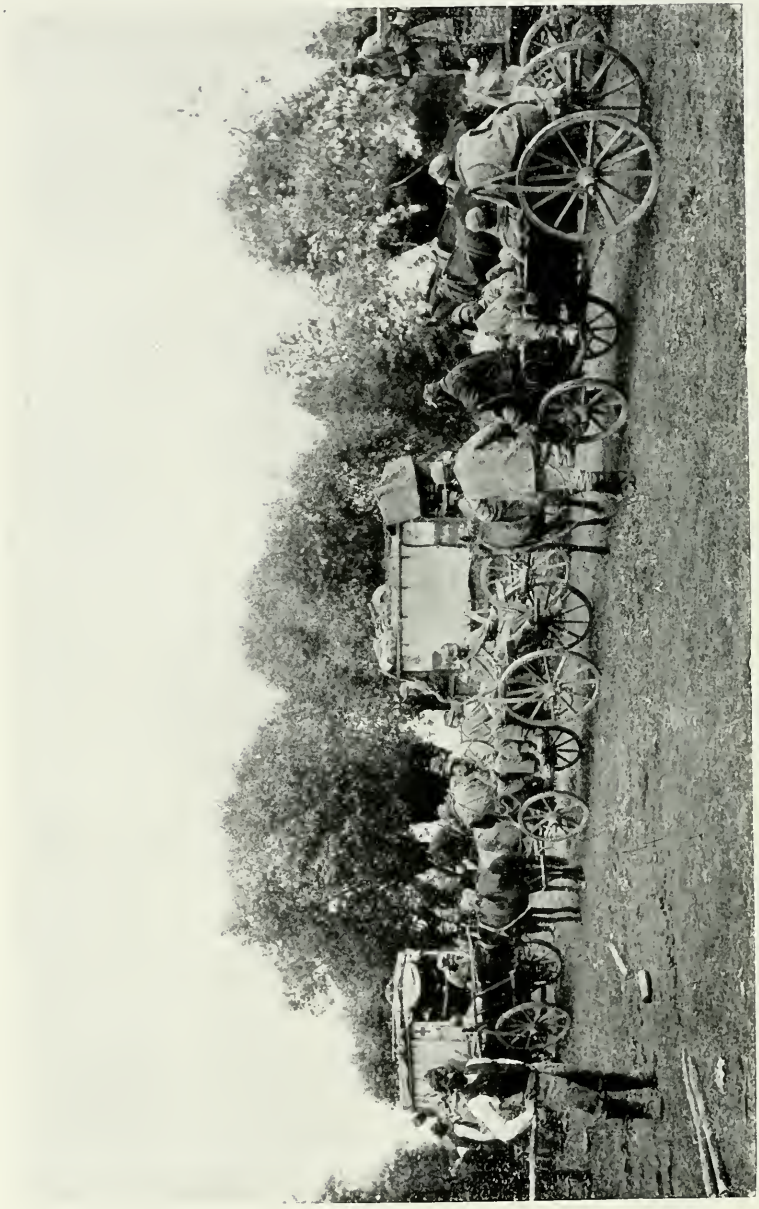
Unser Zelt in Stawczany.

In Stawczany hielt der Bagagetrain eines Generalkommandos auf einem offenen Platz. Vor dem Pfarrhaus ging der Pfarrer in langem, schwarzem Rock und schwarzem, rundem Hut auf und ab. Wir klopften an und traten ein. Im Zimmer saßen der Korpschef General Emil Ritter von Ziegler und sein Stab beim zeitigen Abendbrot. Herzlich, als wären wir alte Bekannte, wurden wir begrüßt. Ein Zelt war uns als Wohnung bestimmt; denn die Zimmer in dem kleinen Dorf waren bereits mehr als besetzt. Sofort nach dem Abendessen begab sich der General wieder an seine Arbeit.

Die Russen saßen noch im Nordosten, in einer Entfernung von 6 oder 7 Kilometern, und wir konnten jeden Augenblick Feuer bekommen.



Verbandplatz in Stawczany.



Bauernwagen mit Schwerverwundeten fuhren langsam heran . . .

Bisher hatte das Dorf keinen Schaden gelitten; aber ein Wald in nächster Nähe war gestern beschossen worden.

Am Spätabend geleitete uns ein Adjutant in das Soldatenzelt, wo ich trotz starken Regens und heftigen Kanonendonners, der die ganze Nacht andauerte, vortrefflich schlief.

Am andern Morgen hatte sich die Stellung der Truppen noch wenig verändert, und es galt sich in Geduld zu fassen. Ich unternahm eine Ausfahrt und schrieb Briefe. Zwei der Spionage verdächtige Zivilisten wurden am Pfarrhaus vorübergeführt. Der eine, ein langer Kerl, bleich wie ein Leintuch und mit wackelndem Gang, war überrascht worden, als er von einem Baum aus den Einschlag der russischen Granaten und ihre Wirkung zu beobachten schien; der andre war ihm behilflich gewesen. Es gab jedoch keinen direkten Beweis für ihr Verbrechen, und beide wurden nach gründlichem Verhör freigesprochen.

Für den Fall, daß sich unser Warten auf die Einnahme Lembergs in die Länge ziehen sollte, wurde ein neues größeres Zelt für uns aufgeschlagen, und als ich am Nachmittag dorthin kam, fand ich es mit grünen Girlanden, mit Butterblumen, Korn- und Glockenblumen, also den schwedischen Farben, geschmückt! Nach dem Abendessen unterhielt ich mich noch lange mit General von Ziegler. Man merkte ihm nichts an von der Unruhe, in der er sich befinden mußte. Das XVIII. Armeekorps sollte die feindlichen Stellungen östlich und südöstlich von Stawczany angreifen und dadurch auch den russischen Truppen den Rückzug abschneiden, die, schon von Feldmarschall Szurmay angegriffen, den Dnjesterabschnitt bei der kleinen Stadt Mikolajów südlich von Lemberg verteidigten.

Schon gegen $^1/_2$9 Uhr leuchtete das Licht der außerordentlich starken russischen Scheinwerfer, die auf dem Sandberg mitten in Lemberg aufgestellt waren und auf uns zu das Gelände bestrichen, als ob man einen Angriff erwartete, und als wir uns trennten, um schlafen zu gehen, stand im Nordosten der ganze Himmel in roten Flammen. Lemberg brennt! General von Ziegler entfuhren einige kräftige Worte von Mordbrennerei und russischer Kultur.

Kaum hatte ich mich in unsrer neuen Wohnung niedergelegt, da begann ein unerhörtes Schießen mit Kanonen und Maschinengewehren,

und so nahe, als ob die Russen gegen uns vorrückten. Mein Begleiter Gadd ging in die Nacht hinaus und sah russische Lichtbomben, die hoch aufstiegen und, unsre Stellungen scharf beleuchtend, langsam niederfielen. Am nächsten Morgen, 22. Juni, hörten wir denn auch, daß der nächtliche Angriff, der von österreichischem Landsturm mit glänzender Tapferkeit ausgeführt worden war, auf sehr kräftigen Widerstand gestoßen, und daß die Russen zum Gegenangriff vorgegangen seien. Sie hatten sich dabei auch der Hinterlist bedient. Als die Österreicher heranstürmten, warfen die Russen die Gewehre weg und streckten die Hände hoch. Als aber dann die Angreifer an die Stacheldrahtnetze herankamen, wurden sie mit mörderischem Feuer empfangen. Trotz großer Verluste war die gestellte Aufgabe aber gelöst worden.

Bald kamen auch Verwundete nach der Übernahmestelle von Stawczany, wo in aller Eile Scheunen in Lazarette verwandelt wurden. Ärzte, Chirurgen und freiwillige Krankenpfleger hatten alle Hände voll zu tun. Doch ging alles mit bewundernswerter Schnelligkeit und Ordnung. In einem teilweise offenen Zelt war ein provisorischer Operationstisch aufgeschlagen, und ein blutender Held nach dem andern wurde auf seiner Bahre hereingetragen, untersucht, verbunden und wieder nach seinem Strohlager gebracht. Bauernwagen mit Schwerverwundeten fuhren langsam heran.

Plötzlich aber wurde es anders. Um 2 Uhr kam die Nachricht, vier Forts auf der westlichen und nordwestlichen Seite Lembergs seien im Lauf des Vormittags gefallen: Skniłów, Rzęsna-Ruska, Brzuchowice und Łysa Góra. Lemberg mußte also bereits in den Händen der Eroberer sein! Um nun am schnellsten die Stadt zu erreichen, riet uns General von Ziegler, uns dem XIX. Armeekorps anzuschließen, das sein Generalkommando „irgendwo" auf der Landstraße von Bartatów und Kaltwasser habe.

Der russische Stützpunkt bei Rzesna-Ruska.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Einzug in Lemberg.

Irgendwo auf der Landstraße von Bartatów und Kaltwasser sollte das Generalkommando des XIX. österreichischen Armeekorps sein. Es aufzusuchen, fuhren wir also über Obroszyn nach Bartatów, vorüber an endlosen Truppenmassen und Trainkolonnen, die sich alle schon bereithielten, den Vormarsch nach der Hauptstadt Galiziens anzutreten. Das gesuchte Generalkommando war aber, wie wir bald erfuhren, bereits nach Lemberg aufgebrochen.

Wir steigerten unsre Geschwindigkeit, so gut das in dem Gedränge ging. Nur noch 15 Kilometer, 13, 11 Kilometer! Schon wurden Kirchtürme und Fabrikschornsteine der berühmten Stadt sichtbar. Bei Kaltwasser war die Brücke zerstört, aber auf einem kleinen Umweg kamen wir doch hinüber. Das Gedränge auf der Straße nahm zu. Neue Marschkolonnen kamen von den Seiten heran, nicht zum wenigsten Infanterie.

Nur noch 7 Kilometer! Die zurückweichenden Russen hatten nicht mehr die Zeit gefunden, die Eisenbahnbrücke bei Zimnawoda zu sprengen,

aber vom Bahnhof und von den Kasernen stiegen Rauchwolken und Flammen auf.

Vor uns breitet sich das Häusermeer von Lemberg. Dem Regen in der Nacht ist ein strahlender Sommertag gefolgt. Geschütze, Munitionswagen, Trainkolonnen ziehen in doppelten Reihen auf der Straße. Es geht immer langsamer vorwärts; aber wir müssen uns dem Strom der marschierenden Truppen anschließen. Allmählich geht der Weg in eine von Zuschauern überfüllte Straße über. Junge Mädchen springen herbei und reichen den Soldaten Blumensträuße und Kränze, die diese an ihre Mützen und Gewehren befestigen.

Jetzt sind wir in der Stadt. Ein endloser Jubel erfüllt die Luft. Unausgesetzt laute Hurrarufe, und weißgekleidete, lachende Damen werfen Blumen in unser Automobil. Herren lüften den Hut, Frauen winken mit ihren Taschentüchern, Juden verbeugen sich tief, und Jungen springen, die Mützen schwenkend, neben dem Automobil her. Hält der Zug, so wird unser Wagen von Mädchen und Knaben gestürmt, die uns die Hände drücken und Rosen in unsre Knopflöcher stecken. Es ist als wären wir die Befreier der Stadt! Vor den Fenstern wehen unzählige schwarzgelbe und schwarzweißrote Fahnen, und von den Geländern der Balkone hängen Teppiche und Draperien herunter. Das Bild Kaiser Franz Josephs ist in allen erdenklichen Größen ausgestellt, von Lorbeerkränzen und Fahnenschmuck umgeben. Über den Stirnlocken der Trainpferde nicken Eichenlaub- und Birkenbüschel; die Troßwagen sehen aus wie Lauben. Auch die Geschütze sind mit Grün bedeckt, und die blumengeschmückten Soldaten, auf die aus den Fenstern immer neue Blumen herabregnen, singen frohe, begeisterte Lieder.

Wir kommen tiefer in die Stadt hinein. Links die Kathedrale. Von allen Fenstern grüßen und winken Herren und Damen. Der Jubel nimmt zu. Immer dichter hängen die Fahnen. Das Gedränge wird noch stärker. Auf den Fußsteigen stehen die Menschen dicht aneinandergepreßt. In einemfort rufen sie Hurra und grüßen.

Endlich halten wir beim Hotel George. Es ist $^1/_2 5$ Uhr nachmittags. Die ersten österreichischen Patrouillen, hörte ich jetzt, waren zwischen 1 und 2 Uhr nachts in die Stadt eingedrungen; zwischen 2 und 3 Uhr wurden in den Straßen noch Kämpfe ausgefochten. Bald darauf

Einzug in Lemberg.
(Platz vor unserm Hotel.)

Beim Einzug in Lemberg.
(Blick vom Balkon des Hotels aus.)

aber waren die letzten Russen verschwunden, und der Einzug der österreichisch-ungarischen Truppen hatte begonnen.

Nur ein Zivilist war uns nach Lemberg zuvorgekommen, unser Freund Ganghofer, der mit echt bayerischer Todesverachtung ein Fort mit gestürmt hatte. Nun stand er scherzend am Eingang des Hotels, neben ihm Fürst Max Egon Fürstenberg.

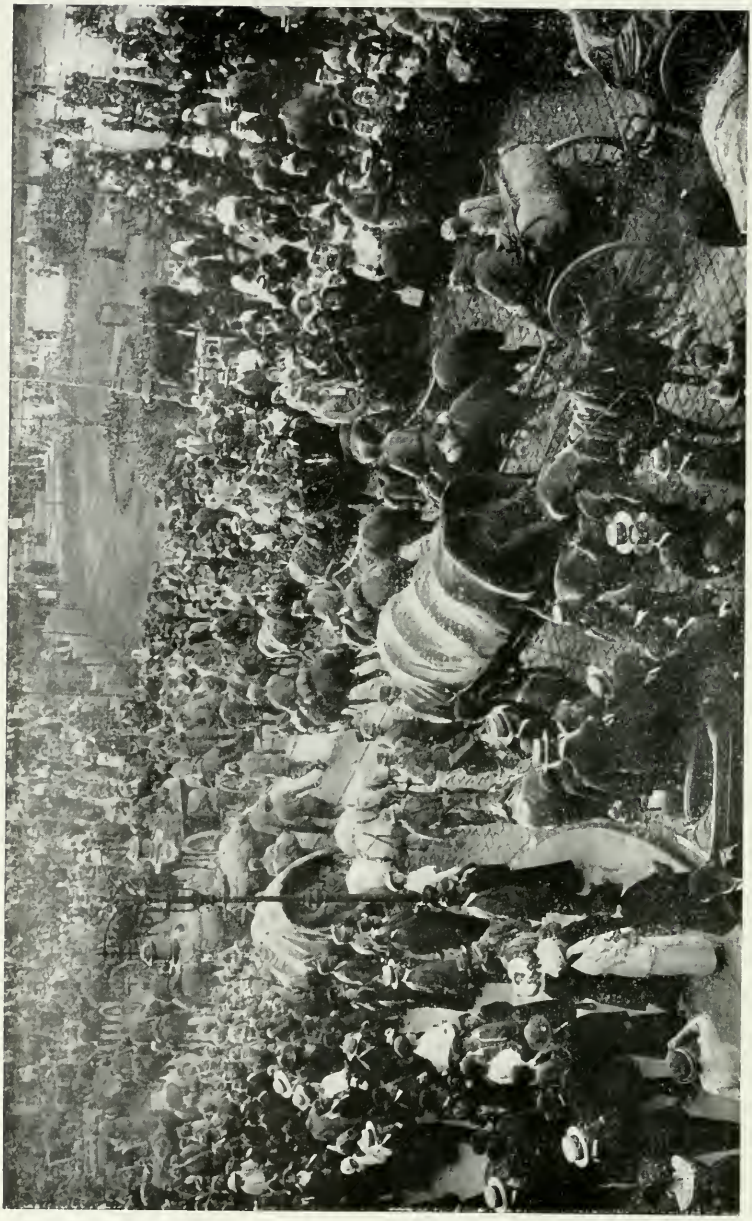
Wir eilen auf den Balkon im ersten Stock hinauf. Immer noch zieht unter uns der endlose Zug vorüber. Er wird immer dichter; denn auch aus einer Seitengasse von Norden her drängt jetzt ein Strom von Fuhrwerk herein, lauter Österreicher und Ungarn. Deutsche nahmen an dem festlichen Einzug nicht teil; nur wenige deutsche Offiziere sah man unter den Hunderttausenden.

Lange Karawanen von Gepäckpferden ziehen vorüber, auch sie mit grünen Zweigen geschmückt. Zuweilen rattert tutend ein Automobil mit blumenbekränzten Offizieren vorbei. Nun steckt das Trainfuhrwerk in drei Reihen vor unserm Hause fest. Soweit das Auge reicht, nichts als große, geschlossene Gepäckwagen. Ihnen folgt Infanterie. Dann rasseln mehrere Batterien daher, die an dem elf Monate langen Feldzug teilgenommen haben und deren Geschütze doch glänzen wie Gold. Auf einem Karren fahren drei Verwundete; sie liegen auf dem Rücken und sehen nichts andres als Fahnen über Fahnen.

Dort kommen Pferde, die mit gewaltigen Büscheln blauen, grünen, violetten und gelben Seidenpapiers geschmückt sind. Es ist wie ein festlicher Karneval. Ein nie versiegendes Gewimmel von Menschen und Fuhrwerk. Die Pferde tanzen wie in stolzem Übermut auf dem Pflaster, sie scheinen die Bedeutung des Tages zu begreifen.

Die Flaggen wehen in grellen Farben. Die Bajonette der Infanteristen blitzen, die Säbel der Dragoner blinken. Ein ununterbrochenes Summen und Sausen dringt zu uns herauf. Die Scharen der Zivilisten werden immer dichter. Von Minute zu Minute steigt die Stimmung. Da kommt ein Generalkommando. Das ...te Armeekorps ist von Norden her hereingekommen.

Nun summt es auch über unsern Köpfen. Ein deutscher Doppeldecker zieht elegante Kurven über Lemberg und so niedrig, daß man meint, er müsse gegen die Kreuze der Kirchtürme stoßen. Er und das



Einzug in Lemberg.
Trainkolonne und Artillerie.

deutsche Eiserne Kreuz unter den Flügeln werden mit begeistertem Jubel begrüßt, der sich bei jedem Bogen erneuert, den der Aeroplan über den Markt zieht.

Mitten in dem festlichen Siegeszug trabt eine gewaltige Herde Hornvieh daher; sie erregt große Heiterkeit, besonders als ein Schalk von Mädchen auch den Ochsen Blumen zuwirft.

Unaufhörlich strömen die Soldatenmassen vorüber. Wird es denn nicht bald ein Halt geben? Nein! Es ist ja noch nicht die Rückkehr der Sieger, die gefeiert wird, sondern nur ihr Durchzug. Ohne Rast und Ruh geht es nach Osten weiter, dem Feind auf den Fersen! Lemberg ist kein Ruhepunkt während des großen Reinemachens in Galizien. Niemand hat Zeit, auf seinen Lorbeern auszuruhen.

Vor Einbruch der Dämmerung unternahmen wir einen Spaziergang durch die Straßen. Im Automobil und auf dem Balkon war man in Sicherheit gewesen; im Volksgedränge war man verloren. Es war, als sei man unter lauter alten Bekannten. Junge hübsche Mädchen umringten uns, drückten uns die Hände und reichten uns Rosen. Man unterhielt sich mit Gott weiß wem. Besonders unser lieber Graf T..., der die Uniform der österreichischen Marine und das Abzeichen für Tapferkeit im Felde trug, wurde überall mit schallendem Hurra begrüßt.

Allmählich drangen wir aber doch durch bis zur Residenz des Gouverneurs von Lemberg, des Generals Kiml. Er riet uns, schnell nach dem Stützpunkt auf Höhe 320 bei Rzęsna-Ruska hinauszufahren, die am Morgen erobert worden war und deren Fall das Schicksal der Stadt entschieden hatte.

Es war bereits dunkel, und wir hatten Laternen mit. Die Granaten der schweren Mörser hatten eine unheimliche Verwüstung angerichtet. Arme, Beine und Leiber ohne Kopf lagen umher; man mußte sich vorsehen, daß man nicht auf einen verstümmelten Russen trat. Quer über den Weg lag ein Soldat splitternackt; der Luftdruck hatte ihm die Kleider vom Leibe gerissen, ohne seinen Rücken zu verletzen! Die Verteidigungswerke waren mit der üblichen Gründlichkeit der Russen ausgebaut und hätten länger gehalten werden können, wenn nicht die Gefahr der Einschließung diese Meister der Befestigungskunst gezwungen hätte,

Stellungen aufzugeben, in denen sie sich so hartnäckig festgesetzt hatten. Die Beute war auch nicht groß, die Zahl der Gefangenen geringer als man gehofft hatte. Aber was bedeutete das, da Lemberg wiedererobert und von der Moskowiterherrschaft befreit war!

Auch schwedische Zeitungen hatten berichtet, die Russen hätten alle Museen Lembergs geplündert und ihre Schätze nach der Eremitage in Petersburg geschafft. Ich besuchte daher den Direktor des Städtischen Museums und erfuhr von ihm, daß die Plünderung nicht so schlimm gewesen sei. Schon bei Kriegsausbruch habe er alles einpacken und die Kostbarkeiten in Keller und Lagerhäuser bringen lassen; nichts davon sei fortgeschleppt worden. Auch das Städtische Archiv sei nicht angerührt, wohl aber, erst gestern, der Archivar nach Rußland mitgeführt worden. Die Russen hätten zwar die Absicht gehabt, wertvolle Sammlungen mit Beschlag zu belegen, aber sie hätten sich nicht beeilt und zuletzt wohl Wichtigeres zu tun gehabt. Ein Angestellter der Eremitage, Herr Szmurlo, ein Litauer, sei in Lemberg gewesen, um „abzuschätzen"; er habe wohl den Auftrag gehabt, aus der Provinz alles zusammenzubringen, was in die Sammlungen der Eremitage passen könne. Er habe aber bis auf weiteres alle Kunstschätze und Dokumente, die er in der Provinz gefunden, nach Lemberg in die Bibliothek Ossolinski gebracht; dort seien sie vermutlich noch. Dagegen hätten die Russen die ruthenische Metropolitankirche St.-Georg geplündert, da die Kleinrussen für Anhänger der österreichisch-freundlichen ukrainischen Partei angesehen werden. Vielleicht sei auch das keine richtige Plünderung! Denn das ebenfalls ruthenische Stauropigianische Institut habe seine Sammlungen den Russen freiwillig ausgeliefert.

Ob Privatwohnungen Lembergs geplündert wurden, habe ich nicht untersucht; man darf aber nur das glauben, was man mit eigenen Augen gesehen hat. Als ein Beweis dafür mag folgende Anekdote dienen. Der frühere österreichisch-ungarische Minister des Äußern, Graf Goluchowski, der in Lemberg einen prachtvollen Palast besitzt, traf vor einigen Jahren in Kissingen mit dem russischen General Mielnikow zusammen und unterhielt sich oft mit ihm. Beim Abschied lud Goluchowski den Russen ein, nach Lemberg zu kommen, wo ihm der gräfliche Palast zur Verfügung stehen solle. Der General nahm die Einladung dankend an.

Dann brach der Krieg aus. Die Russen eroberten Lemberg, und Mielnikow wurde Zivilgouverneur dieses Gouvernements. In Erinnerung an die Äußerung Goluchowskis, daß sein Palast dem Russen zur Verfügung stehe, habe dieser, so erzählte man, beim Aufbruch die ganze äußerst kostbare antike Einrichtung mitgenommen, unter anderm sechs unschätzbare Gobelins!

Einige Tage später, Anfang Juli, war ich in Wien und traf im Vorzimmer des Kriegsministers mit dem Grafen Goluchowski zusammen.

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Vor unserm Hotel in Lemberg.
(Links Senator Nenntenfel, rechts Dr. Ganghofer.)

Ich kam geradeswegs aus Lemberg und berichtete daher dem Grafen, was ich gehört hatte. Dieser antwortete lachend: „Ich habe gerade heute einen Brief von meiner Schwester erhalten, die soeben in Lemberg angekommen ist. Sie schreibt, die Gobelins hingen an ihren alten Plätzen, und in dem Palast fehle nicht eine Stecknadel!“

Dagegen wurden aus Lemberg alle technischen Geräte und Maschinen fortgeschleppt, die man in Rußland nicht herstellen kann. Auch die große administrative Ummöblierung hatte sehr bald begonnen. Ostgalizien sollte in drei Gouvernements eingeteilt werden: Tarnopol, Lemberg und Przemysl. Volks- und Mittelschulen wurden eröffnet, und die Bekehrung zum orthodoxen Glauben war in vollem Gang. Ganze

Dörfer hatten die griechisch-katholische Lehre annehmen müssen und waren nun mit nach Rußland gezogen. Verhaftungen auf Grund von Angebereien waren an der Tagesordnung, und die Denunziation diente oft zur Befriedigung persönlicher Rache. Hervorragende Bürger Lembergs versicherten mir, von ihren Bekannten seien viele einfach verschwunden. Bei politisch Verdächtigen wurden nächtliche Haussuchungen vorgenommen, und mancher Familienvater wurde fortgeführt, man wußte nicht wohin. Friedliche Bürger griff man auf der Straße auf und zwang sie, an den Feldbefestigungen vor der Stadt mitzuarbeiten. Spione wurden angeworben; sie erhielten als Handgeld 500 Rubel; weitere 500 wurden ihnen für wertvolle Nachrichten aus den Karpathen und andern Gegenden versprochen. Zuweilen dienten ihre Familien als Geiseln. Über die Ereignisse in Europa erhielt die Bevölkerung keine andern Mitteilungen als die, die der russische Generalstab verbreitete, der jedoch ehrlich den Rückzug aus Galizien zugestand.

Seit Beginn der Maioffensive fühlten sich die Russen in Lemberg nicht mehr sicher. In der letzten Woche war der Befehl ergangen, alle waffenfähigen Männer zwischen 18 und 50 Jahren sollten nach Rußland abgehen. Wer die Mittel dazu hatte, durfte mit der Bahn fahren, die andern mußten zu Fuß gehen. Eine beträchtliche Anzahl hatte sich eilig auf den Weg gemacht; da aber keine Zeit war, den Befehl wirklich durchzuführen, blieben die meisten in der Stadt. Am 20. Juni wurden alle Gebäude von militärischer Bedeutung, Bahnhöfe, Magazine, Kasernen usw. in die Luft gesprengt, eine Arbeit, die zwölf Stunden in Anspruch nahm. Vorräte aller Art wurden fortgeschleppt. Im Nordosten wimmelte die Landstraße nach Kamionka Strumilówa Tag und Nacht von Fuhrwerk. Da aber die Aufsicht nicht scharf genug war, verkauften die Soldaten das mitgeführte Getreide an die Bevölkerung für 3 Rubel den Sack, um schneller fortzukommen. Am nächsten Tag zogen die letzten noch vorhandenen Truppen unter furchtbarem Lärm ab. Erst am Morgen des 22. Junis, am selben Tag also, da Lemberg fiel und wir am Einzug teilnahmen, gingen die letzten russischen Güterzüge ab, und um 10 Uhr vormittags der Kommandant.

Unzählige Freunde von den verschiedensten Teilen der Front traf ich in Lemberg. Adlerercreutz und alle Militärattachés in Deutschland,

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Generalmajor von Seeckt, M.....s Stabschef, und Generalmajor Dr. Bardolff, Stabschef Böhm-Ermollis.

Björn Björnson, der den Arm in der Binde trug, aber nicht verwundet, sondern gegen Cholera und Typhus geimpft war, Hauptmann von Keller, den ich von Simla her kannte, und zahlreiche andre. Am Johannistag

Phot.: Graf Emmerich Thun.
Eingang zum Quartier des Feldmarschalls M..... in Jaworów.

hielt Feldmarschall Erzherzog Friedrich in Begleitung des Generalstabschefs General Conrad von Hötzendorf und des ganzen Hauptquartiers seinen feierlichen Einzug in die Stadt, in einem Wald von Flaggen und von unübersehbaren Scharen jubelnder Menschen begrüßt.

Ich hatte auch die Freude, den großen Mackensen wiederzusehen und ihm meinen Glückwunsch zum Feldmarschallstab auszusprechen. Einer, der am Abend vorher in Jaworów, Mackensens Hauptquartier, an der Tafel teilgenommen hatte, erzählte mir, wie es zuging, als die Neuigkeit bekannt wurde.

Man saß eben beim Abendbrot, als eine Ordonnanz hereintrat und dem General ein Telegramm überreichte. Er erbrach es, las es, steckte es in die Tasche und saß dann lange mit gekreuzten Armen stumm und ernst da, in das elektrische Licht der Kronleuchter hineinsehend. Dann zog er das Stück Papier wieder hervor und überreichte es dem Stabschef, der ihm gegenübersaß. Oberst von S.... las es schnell, erhob sich, klopfte ans Glas und gab den Inhalt des kaiserlichen Telegramms bekannt: Mackensen war zum Feldmarschall ernannt worden. Ein jubelndes Hoch durchbrauste den Raum. Mackensen erhob sich und antwortete: „Meine Herren, ich sage wie der alte Blücher, als ihm von seinem König die höchste Würde der Armee verliehen wurde: ich bin weit über mein Verdienst geehrt worden. Die Ehre gebührt meinen Offizieren und meinen Truppen. Ich trinke auf meinen Stabschef!“

Phot.: Graf Emmerich Thun.

Blick auf Przemysl von der Tatarenhöhe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Kaiser Franz Joseph.

Auf der Heimreise blieb ich einige Tage in Wien, wo das Leben ganz wie in Berlin seinen gewohnten Gang ging. In dem prachtvollen Palast der Frau Erös und bei dem schwedischen Gesandten Freiherrn Beck-Friis machte ich zahlreiche Bekanntschaften. Ich sah auch meine Geistesverwandten in der geographischen Forschung wieder, die Professoren Oberhummer und Brückner, und den berühmten Afrikaforscher Freiherrn Slatin Pascha. Julius Payer aber, der Entdecker des Franz-Joseph-Lands, war seit meinem letzten Besuch gestorben. In Burián, dem Minister des Äußern, lernte ich einen ungewöhnlich feinen, vornehmen, ernst denkenden Diplomaten kennen, und in Kriegsminister Feldzeugmeister Krobatin einen General voll Siegesgewißheit und Zuversicht. Ich hatte auch die Ehre, zur Erzherzogin Friedrich eingeladen

zu werden, bei der ich ihre Kinder traf, die schöne Erzherzogin Alice und den kenntnisreichen Erzherzog Albrecht, dem ich schon früher im Hauptquartier begegnet war. Die bedeutsamste Erinnerung aber, die ich an Wien habe, ist eine Audienz bei dem fünfundachtzigjährigen Kaiser von Österreich und König von Ungarn, Franz Joseph.

Es war Sonntag, der 4. Juli 1915. Wien badete sich in Sommersonne und Wärme. Auf dem Ring lustwandelten Männer und Frauen. Man merkte nichts Ungewöhnliches, nur schien eine Stimmung von Ernst über die sonst so heitere Stadt gebreitet. In seinem gewaltigen Park träumte Schönbrunn, das Schloß der Maria Theresia. Dort hatte Napoleon auf der Höhe seiner Macht gewohnt und war sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, gestorben, als die Napoleonische Zeit bereits der Geschichte angehörte. Dort hatte der Sohn des Titanen auf seinen Knien einen Knaben gehalten, der noch jetzt im Spätwinter seines Alters in Schönbrunn residiert.

Ist es eine Übertreibung, wenn man sagt, daß kein jetzt Lebender und in der Vergangenheit nur wenige so hart geprüft worden sind, wie Kaiser Franz Joseph? Gewaltsam wurde er seiner Nächsten beraubt, seines Bruders, seiner Gemahlin, seines einzigen Sohnes und des Fürsten, der nach ihm die Monarchie regieren sollte. Kein menschliches Verbrechen war zu schändlich, kein Unglück zu groß, als daß es nicht in seiner unmittelbaren Nähe sich ereignet hätte. Ein Italiener ermordete seine Gemahlin, ein Serbe entzündete durch die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand das Feuer dieses Weltkriegs. Im Revolutionsjahr 1848 empfing er die schwerste aller Kronen, und er trägt sie noch jetzt, 1915, wo die ganze Erde unter dem größten Krieg, den die Geschichte kennt, erzittert. 67 Jahre lang ist er Kaiser der heterogensten Monarchie, die es gibt, und in einem Zeitraum, der sonst ein paar Generationen zu umfassen pflegt, haben seine erhabene Persönlichkeit und sein feiner Takt es vermocht, die elf Nationen zusammenzuhalten und, was noch mehr ist, sie zu einer Einheit zusammenzuschließen, deren Kraft dieser Krieg am besten beweist. Die Ereignisse, Unruhen und Kriege von bald sieben Jahrzehnten haben ihn umbraust, und noch steht er königlich aufrecht und stolz wie die Klippe im aufgeregten Meer. Er hat Fürsten Throne besteigen, altern und sterben und ihre Nachfolger

wiederum sterben sehen. Er steht da als der Letzte einer Generation, die längst dahingegangen, und sein Name gehörte schon der Geschichte an, als die Welt noch nicht wußte, wer Bismarck war.

Kein Monarch unsrer Zeit ist der Gegenstand größerer Achtung und Liebe, als der betagte Herrscher auf dem Thron der Habsburger. Sein Name wird mit fast religiöser Verehrung genannt. Nie schallt der Jubel herzlicher und wärmer, als wenn der Kaiser sich zwischen der Hofburg und Schönbrunn in seinem Wagen zeigt. In Sturmjahren war er das zusammenhaltende Band in seinem weiten Reiche, und als er bei Kriegsausbruch seine Völker zu den Waffen rief, fühlten sie alle ihre Zusammengehörigkeit unter dem Doppeladler und der Stefanskrone. Alle wußten, daß der ehrwürdige Greis zur Erhaltung des Friedens so weit ging, als seines Reiches Ehre und Bestehen erlaubten, und daß er tief das Blutbad beklagte, das nun kommen mußte. Von gewisser Seite hat man versucht, die Schuld an dem Weltkrieg auf ihn zu wälzen. Er hätte den Mord des Thronfolgers verwinden können, sagte man in Staaten, die die englische Ritterlichkeit, dem unterdrückten Belgien zu Hilfe zu kommen, gepriesen haben! Man verschweigt nur, daß Serbien, von Rußland aufgehetzt und vom hochmütigen Großbritannien ermuntert, für Österreichs und Ungarns Zukunft überaus gefährlich war und geradezu den Bestand der Monarchie bedrohte. In den Zeitungen des Vierverbandes hat man sich nicht gescheut, den Kaiser mit Schmähungen zu überhäufen. Man vergaß, daß Spott nur erlaubt ist, wenn er geistreich ist, aber der Straße angehört, wenn er zu pöbelhafter Roheit herabsinkt.

Kaiser Franz Joseph ist, durch die Grausamkeit des Lebens abgehärtet, Philosoph geworden in des Wortes schönster Bedeutung. Den Hohn des fremden Pöbels beachtet er nicht. Er steht zu hoch, als daß die Roheiten der Vierverbandspresse ihn treffen könnten.

Am 4. Juli hatte der Kaiser, wie gewöhnlich am Sonntag, das Hochamt in der Schloßkapelle besucht. Die Audienz war auf 1 Uhr angesetzt. Man wies mich in das Zimmer des Flügeladjutanten, wo mich Oberst von Spányik empfing. Man muß eine gute Viertelstunde vor der angesetzten Zeit zugegen sein, denn der Kaiser klingelt zuweilen, bevor die Stunde der Audienz geschlagen hat. Während ich wartete,

erzählte mir Oberst von Spányik, der Kaiser habe noch bis vor kurzem seine tägliche Reittour unternommen, und in den letzten Jahren sei keine nennenswerte Einschränkung seiner Arbeit eingetreten. Sein ganzes Leben ist Arbeit gewesen, und er widmet sich noch wie in jungen Jahren allen wichtigen Angelegenheiten. Fast täglich empfängt er Minister, Offiziere und Gesandte und verfolgt den Verlauf des Kriegs mit größter Anspannung. Sein Tag ist nach dem Glockenschlag eingeteilt, wie bei Hindenburg. 8 Uhr abends geht er zur Ruhe, früh um 4 steht er auf. Eine halbe Stunde später wird ein leichtes Frühstück hereingebracht; um 5 sitzt der Kaiser am Schreibtisch. Um 8 Uhr vormittags wird das zweite Frühstück eingenommen; darauf folgt eine Promenade im Park oder eine Ausfahrt. Da kann es geschehen, daß der Kaiser sich auf eine Bank niederläßt und frische Luft genießt, auch wenn sein Gefolge es ziemlich kalt und windig findet. Die Ausfahrt erfolgt stets mit Pferden, denn der Kaiser verabscheut die Automobile und liebt die Pferde; er war in den Tagen seiner Kraft einer der besten Reiter. Ich habe ihn einmal reiten sehen. Das war vor fünfundzwanzig Jahren, als die schwedische Gesandtschaft an den Schah von Persien durch Wien kam und der Kaiserparade beiwohnen durfte. Da ritt der Kaiser an der Spitze seines Stabes im Galopp über die „Schmelz" und saß schlank und aufrecht im Sattel wie ein Jüngling. Noch heute ist er ein leidenschaftlicher Jäger und trotz seiner Jahre ein sicherer Schütze.

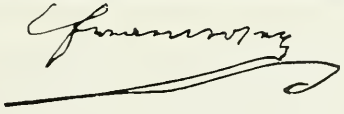
Um 12 Uhr wird zu Mittag gegessen; dann folgen wieder mehrere Arbeitsstunden. Der Tisch des Kaisers ist von äußerster Einfachheit. Feste werden in Schönbrunn nicht mehr gefeiert. Wo zur Zeit der Maria Theresia das Hofleben in all seiner Pracht brauste, ist es jetzt lautlos still. In der Einsamkeit fühlt sich der Kaiser am wohlsten; er nimmt auch alle seine Mahlzeiten allein ein. Sogar das Mittagbrot wird ihm ganz einfach auf einem Tablett ins Arbeitszimmer hereingetragen und auf den Schreibtisch gestellt. Zuweilen geschieht es, daß ein Mitglied des Kaiserhauses, z. B. Erzherzog Karl, den der Kaiser sehr liebt, zugegen ist. —

Mitten in meiner Unterhaltung mit dem Adjutanten klingelte es. Ich durchschritt den großen Salon und öffnete selbst die Tür des Arbeitszimmers, eines großen Eckzimmers links von den Türen des Schloßhofs

und mit Aussicht auf die Straße, wo der Verkehr auf und ab wogt. Es liegt im Erdgeschoß, und der Schreibtisch steht etwas vom letzten Fenster entfernt.

In diesem Zimmer ging der Kaiser auf und ab. Als ich eintrat, wandte er sich schnell um, kam auf mich zu und gab mir freundlich die Hand. „Willkommen, Herr Doktor, es ist nun sechs Jahre her, seit wir uns das letztemal sahen. Was ist seitdem nicht alles geschehen!" Damit ließ sich der Kaiser vor dem Schreibtisch nieder und bot mir den Stuhl an dessen Schmalseite an. Er saß nicht etwa bequem zurückgelehnt, nein, er stützte den linken Ellbogen auf den Tisch, den rechten auf die Stuhllehne, und so blieb er die ganze Stunde, die die Audienz währte, sitzen. Nur zuweilen stützte er seinen Kopf in die linke Hand. Sein Aussehen ist weltbekannt: die graublauen, freundlichen Augen, die kräftige, breite Nase, die hochgewölbte Stirn, der schneeweiße, volle Schnurrbart und der gut gepflegte Backenbart. Sein Gesicht hat Farbe und zeigt weniger Runzeln als bei andern Fünfundachtzigjährigen. Er trug eine hellblaue Uniform mit gesticktem, rotem Kragen und vier goldene Orden, darunter einen aus dem italienischen Feldzug des Jahres 1848.

Das Gespräch drehte sich ausschließlich um den Krieg. Ich mußte über meine Fahrten an der Ostfront berichten, und als ich auf Kolomea und die Bukowina zu sprechen kam, fragte der Kaiser, ob ich Pflanzer-Baltin, Papp und Fischer getroffen habe. Er fragte, wo und unter welchen Verhältnissen ich mit den Erzherzögen Friedrich und Joseph Ferdinand zusammen gewesen sei, und sprach mit großer Wärme von den unschätzbaren Diensten, die Conrad von Hötzendorf dem Reiche und ihm selbst geleistet habe. Als die Rede auf die Karpathenfront überging, verweilte der Kaiser bei von Linsingen und fragte, ob ich in Bothmers Quartier gewesen sei, wobei er hinzufügte: „Es ist merkwürdig, er ist Bayer, befehligt aber preußische Truppen." Besonders lange sprach er von Mackensens Durchbruch in Galizien und von den Leistungen der Armee Böhm-Ermollis und der Truppen Boroevićs. Die Worte des Kaisers bewiesen, daß er bis in jede Einzelheit mit den Kriegsereignissen vertraut und daß nichts ihm neu war, was ich erzählte. Er machte niemals einen Unterschied zwischen den verschiedenen Nationen, die unter seinem Zepter stehen.



Seine Äußerungen über Italien müssen mein Geheimnis bleiben. So viel aber kann ich sagen, daß der treulose Friedensbruch des Bundesbruders ihn aufs tiefste geschmerzt hat.

Zuletzt warf der Kaiser einen Blick auf die auf dem Schreibtisch stehende Uhr und sagte: „Nun will ich Sie nicht länger aufhalten, Herr Doktor.“ Dann stand er auf, gab mir die Hand und begleitete mich bis zur Tür. Als ich meiner Freude darüber Ausdruck gab, Seine Majestät so wohl gefunden zu haben, erwiderte er: „Ach, das sieht bloß so aus. Was habe ich nicht alles in meinem langen Leben durchmachen müssen, und dann kam nun schließlich dieser furchtbare Krieg.“

„Millionen Menschen beten täglich für das Wohlergehen Eurer Majestät.“

„Ja, und ich bin dankbar dafür. Aber das Alter ist eine Krankheit, die nicht zu heilen ist.“

Als ich die Tür öffnete, ging der Kaiser ins Zimmer zurück. Ich sah noch, wie elastisch und leicht sein Gang war: er ging mit durchgedrückten Knien und langen Schritten. Wie wenig ähnelte er dem böswilligen Zerrbild, das die Schriftsteller der Vierverbandspresse von ihm gaben, die ihn niemals sahen, aber, um die Leute zu betrügen, ihn so schildern, als kennten sie ihn genau.

Beinahe festgefahren bei Mitau.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Durch Kurland.

Der eiserne Ring um Warschau wurde immer enger, die Russenherrschaft in Polens Hauptstadt pfiff auf dem letzten Loch. Aber noch stand ihr Fall nicht unmittelbar bevor, und da Hauptmann von B..... mit einigen Beamten der Zivilverwaltung in Tilsit das eroberte Kurland bereisen mußte, schloß ich mich an.

Der unverwüstliche Schulz packte unsre Sachen, und am 29. Juli brachte uns das Automobil zunächst nach Suwalki, wo ich einer Beratung der Zivilbehörden beiwohnte. Man behandelte den Schulunterricht und die Sprachenfrage in dem eroberten Lande, beriet über die den polnischen Lehrern zu gewährende Freiheit, vorausgesetzt, daß sie von politischer Propaganda Abstand nahmen, sprach von Gendarmerie, Steuerfragen, Strafbefugnis, Kreditwesen, Lebensmittelpreisen, zu verbietenden Luxusartikeln, von Herausgabe einer Zeitung und von billiger Holzlieferung, damit die Bevölkerung ihre zerstörten Häuser wieder aufbauen könne.

Nach dem Mittageſſen bei General E..... eilten wir weiter, vorüber an Kaiſer Wilhelms einigermaßen geſchontem Jagdſchloß Rominten, deſſen Hirſchbeſtand aber zu einem Drittel von den Ruſſen niedergeſchoſſen worden iſt, und durch die Märtyrerſtädte Stallupönen und Pillkallen nach Tilſit, wo ich am Tiſch des Generals von H..... den kurländiſchen Grafen von M...., der ſeit einigen Jahren deutſcher Untertan iſt, Herrn von G..... und mehrere andre Herren kennen lernte, die die an militäriſche Formen gebundene Verwaltung von Kurland übernehmen ſollten.

Bei Tagesanbruch ging es dann auf ſchon wohlbekannten Straßen weiter nach Memel. Bei Althof ſah ich jetzt das große Maſſengrab, unter dem zwiſchen zwei Andreaskreuzen die gefallenen Ruſſen ſchliefen, deren Leichen bei meinem erſten Beſuch noch die Felder bedeckt hatten.

Im gräflichen Schloß von Ruſſiſch-Krottingen wurden wir von Amtsrat Strüby und Regierungsrat Moll aufs beſte bewirtet. In der Nähe war ein großes Pferdedepot; von hier requirierten die Etappenkolonnen einen Teil ihres Bedarfs, und an Tieren war nie Mangel. Die kurländiſchen Bauern erhielten einen guten Preis für ein Pferd und waren ganz erſtaunt über die neue Ordnung; da die Ruſſen die Pferde ohne Bezahlung wegzunehmen pflegten, hatten die Beſitzer ihre Zugtiere in Wäldern und Kellern verſteckt, brachten ſie aber jetzt bereitwilligſt herbei.

Dorf und Seebad Polangen waren völlig verödet, und das einem Grafen Tiſchkiewitſch, einem Bruder des Beſitzers von Krottingen, gehörige Schloß war eine Ruine; ich hatte ja ſelbſt die Kanonade gehört, als deutſche Kriegsſchiffe die Ruſſen in dieſer Gegend beſchoſſen. Durch prächtigen Nadelwald führte die breite, ebene, vom Regen aufgeweichte Landſtraße direkt nach Libau. Zu beiden Seiten der Straße erſtreckten ſich weite Farn- und Heidekrautflächen, und am Waldrand ſammelten kleine Mädchen in Krügen und Körben Erdbeeren und Blaubeeren.

Hinter Nieder-Bartau zündeten wir die Scheinwerfer an und fuhren unmittelbar bis an den Meeresrand, wo damals noch keine engliſchen Unterſeeboote ebenſo heimiſch waren wie an den Küſten der Hebriden. Ein ſtarker Weſtwind heulte in den Haufen von faulendem Tang am Strande, und das Dröhnen der Brandung wurde immer lauter. Schaum-

gekrönte Wogen rollten über den Strand heran, der eben war wie eine Diele und hart wie Asphalt, vom unermüdlichen Seegang von Jahrtausenden zusammengepreßt. Das Licht der Scheinwerfer beleuchtete die zischende Brandung. Oft gingen die linken Wagenräder im Wasser, aber einen andern Weg gab es nicht. Nur da, wo die Feldbefestigungen von Libau bis zur Küste hinabgingen, mußten die Automobile ein Stück landeinwärts fahren, während wir zu Fuß am Stacheldrahtnetz vorüberzukommen suchten, stets die Augenblicke abwartend, wo die Brandung sich vom Strand zurückzog. Unsre im Winde flatternden Mäntel kamen aber doch dem gefährlichen Gespinst zu nahe, und ehe wir uns losmachen konnten, rollte die nächste Woge unbarmherzig heran und gab uns ein gründliches Fußbad. Die Schützengräben standen voll Wasser, dabei regnete es in Strömen, und wir waren ziemlich durchnäßt, als wir die Fischerhütten am Südende Libaus und dann unser Hotel erreichten.

Libau, die größte Stadt Kurlands, hat 86000 Einwohner, von denen nur die arme Hälfte zurückgeblieben war. Prächtige Häuser, Kaufmannsvillen, saubere Straßen, Alleen und Strandpromenaden, Kur- und Badehäuser, Badekarren und Korbstühle — ganz wie in Ostende und andern vornehmen Seebädern. In zwei Fabriken, die die Deutschen mit ihrer bekannten eisernen Energie in Gang gesetzt hatten, sausten die Maschinen; die Arbeiter waren Letten, wie in der Russenzeit, und die Löhne jetzt mindestens ebenso hoch. Die Landeskinder hatten daher keinen Grund zu klagen und taten ihr Bestes.

Im Hafen ging ich an Bord des kleinen berühmten Kreuzers „Augsburg", wo mir eine kriegsmäßige Torpedoübung bis zu dem Augenblick, wo der Torpedo losgelassen wird, vorgeführt wurde. Daran schlossen sich eine Geschützübung auf Deck und ein festlicher Empfang in der Offiziersmesse. Die „Augsburg" war im Sommer 1915 mit dabei gewesen, als der „Albatroß" bei Östergarn an die gotländische Küste gejagt wurde; auch sie war von erdrückender Übermacht gehetzt worden, hatte sich aber retten können.

Auf einer Barkasse machten wir dann eine Rundfahrt durch das gewaltige Bassin des neuen russischen Kriegshafens innerhalb einer riesigen Mole von Betonblöcken. Von diesem Hafen geht ein fjordähnlicher Binnenhafen nach Osten, der Libau von der neuen russischen Marinestadt

trennt, in der nur Seeoffiziere in behaglichen Villen und Matrosen in Baracken wohnten. Diese Matrosenstadt ist auch in Friedenszeiten von dem übrigen Libau durch eine „chinesische Mauer" abgesperrt, über die kein Zivilist hinübersehen darf. Nicht einmal Läden gibt es dort. Die „Sobranje", das Offizierskasino, ist ein wahrer Palast, und die griechisch-katholische Marinekirche mit ihren fünf vergoldeten Kuppeln eine prächtige Kathedrale, die zwei Millionen Rubel gekostet hat. Maschinenwerkstätten, Werfte usw. hatten die Russen bereits am 2. August 1914 gesprengt.

Libau sollte einmal der erste Kriegshafen des russischen Reiches werden. Kronstadt, Sveaborg, Porkala, Reval und andre Küstenstädte wurden zeitweise vom Eis geschlossen; nur Libau war eigentlich immer offen. Seit 1895 verwandte man siebzehn Jahre lang Millionen auf diesen Hafen, der auch wirklich etwas in seiner Art Einzigdastehendes im Norden wurde. Als alles fertig war, machte man plötzlich die Entdeckung, daß Libau in zu großer Nähe der deutschen Küste und ihrer Flottenstützpunkte liege. Deshalb wurde die ganze Herrlichkeit kassiert, und man griff auf die nicht eisfreien, von engen Wasserstraßen und Schären besser geschützten Kriegshäfen in der finnischen Bucht zurück!

Nachdem ich noch einem deutschen Unterseeboot einen äußerst lehrreichen Besuch abgestattet hatte, fuhr ich in der Dämmerung bei strömendem Regen nach dem Hotel Rom, wo ich in General P..... und seinem Stab alte Bekannte von meinem Besuch in Tilsit im März her begrüßte und Oberst N...., Major F..... und andre Freunde fand.

Am andern Morgen, einem Sonntag, frühstückten wir in Hasenpot bei Major Baron S..... von S....., dem Kommandeur eines Landsturmbataillons, der in einem alten Herrenhof wohnte. Bei den Arbeiten an den Feldbefestigungen um Libau hatte man an mehreren Stellen Schädel und Gebeine, rostige Sporen, Steigbügel, Zaumzeug und Waffen gefunden. Der Major war überzeugt, daß sie aus der Zeit Karls XII. stammten, und er dürfte wohl recht haben, denn es gibt hier kaum einen Fleck Erde, den nicht schwedische Truppen betreten haben.

Über Lipaiken erreichten wir Goldingen, wo einst König Karl XII. Quartier genommen hat, aber keine historischen Erinnerungen mehr zu finden waren. Wir hatten Gewehre und Revolver geladen zur Hand, denn

es hieß, daß kleinere Kosakenhaufen noch hinter der Front herumstreiften; sie sollen sich noch jetzt in Zivilkleidern dort herumtreiben.

Suhrs, ein großes Gut, das einem Baron Buchholz gehört, umwogte ein Meer von Weizen und Hafer. Man unterscheidet hier zwischen einem „Hof", d. h. einem größeren Gut, und „Beihöfen", d. h. kleineren Bauerngütern, die ebenfalls dem Gutsherrn gehören. Solch eine kleine Gemeinschaft heißt „Bauerngesinde". Der Knecht erhält jährlich festen Lohn und ein „Deputat", d. h. gewisse Vergünstigungen in natura.

In der Dämmerung erreichten wir die ersten Hütten von Windau, und der Weg ging allmählich in eine Straße über. Kein Mensch war

Litauische Frauen bei Straßenarbeit.

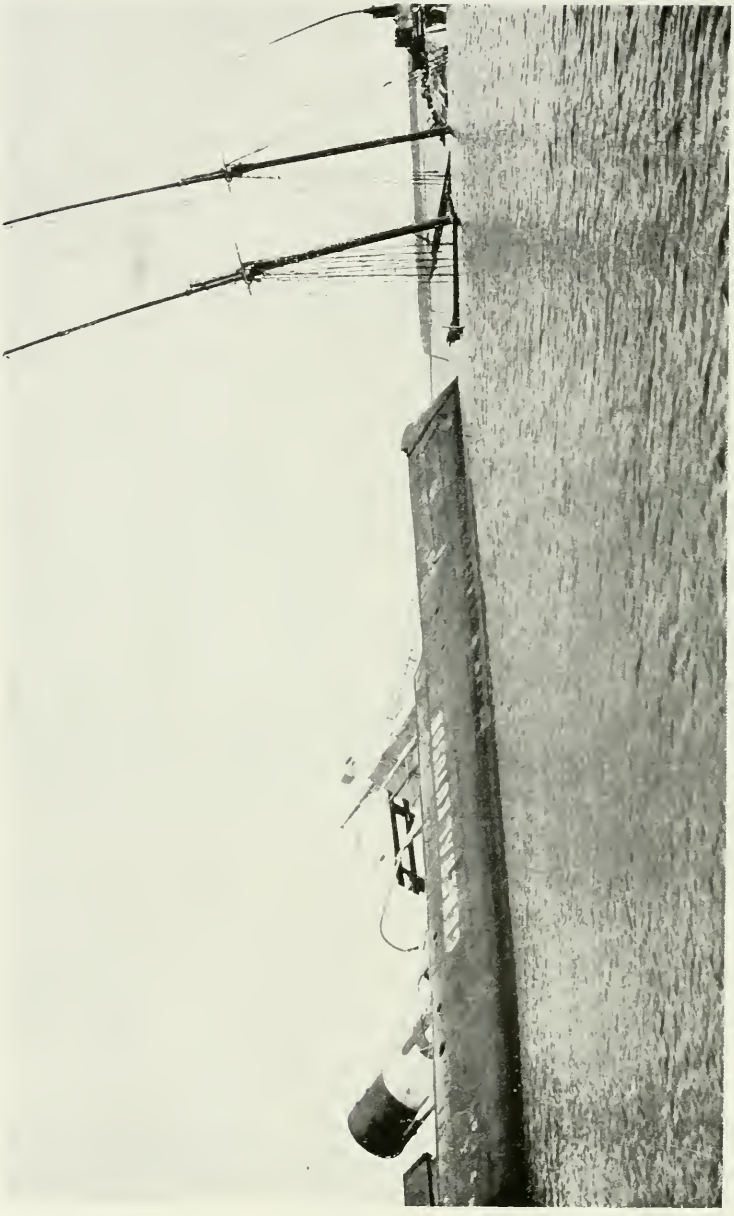
zu sehen; der Ort war tot und verlassen. Die Kommandantur war im „Hotel Royal", wo ich von General von S....., seinem Stab und einigen Marineoffizieren herzlich willkommen geheißen wurde. Gerade heute, am Jahrestag des Kriegsausbruchs, war die Meldung vom Fall Mitaus eingetroffen. Am 18. Juli war Windau genommen worden. Von den 30000 Einwohnern waren nur 3000 zurückgeblieben, die sich in Kellern und andern Schlupfwinkeln verborgen gehalten hatten. Deutsche und Juden waren von den Russen alle vertrieben worden. Die Konsuln des Vierverbands waren abgedampft, die übrigen noch hier.

Alle Verdächtigen — es sind stets Letten — hatte man über den Fluß hinüber nach Norden geschafft, aber wieder freigelassen, so daß man

vor Spionen keineswegs sicher war. Gerade heute war eine von General S..... errichtete Küstenstation, deren Dasein nur durch Spione hatte verraten werden können, von einem größeren Kreuzer beschossen und mit Fliegerbomben belegt worden. Am Nachmittag hatten dann vier Torpedoboote sie zusammengeschossen, doch war kein Verlust an Menschenleben zu beklagen. Die Deutschen erwarteten daher in der Nacht einen Landungsversuch und eine Beschießung Windaus von der See aus und hatten alles für einen warmen Empfang vorbereitet.

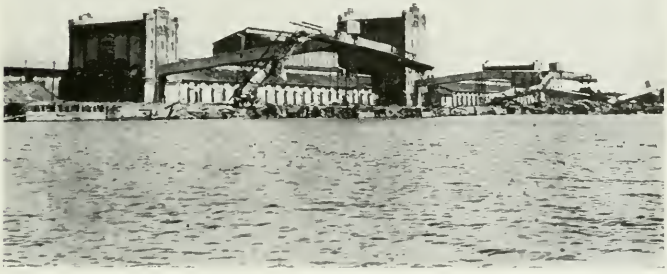
Am Morgen des 2. Augusts war ich gerade mit dem Ankleiden fertig, als ein betäubendes Krachen ertönte, das die Fensterscheiben des Hotels erklirren machte, und ein heftiges Gewehrfeuer begann. Die Straße war voll von Marinesoldaten, die ihre Gewehre in die Höhe richteten. Zwei russische Flieger waren erschienen, und der eine schwebte gerade über unserm Hotel. Zweifellos hatten wieder Spione die Wohnung der Offiziere verraten. Der Anschlag mißglückte jedoch; niemand kam zu Schaden, und die beiden Flugzeuge verschwanden bald.

In Gesellschaft des liebenswürdigen Generals unternahm ich unter Führung des Kapitänleutnants A..... auf einer von den Russen versenkten, von den Deutschen wieder gehobenen Barkasse eine Rundfahrt im Hafen. Auch dieser ist wie der von Libau durch eine gewaltige Mole geschützt, die die Russen vergeblich zu zerstören versucht hatten. Die Einfahrt war durch vier versenkte Lastdampfer gesperrt, die teilweise noch über die Wasserfläche emporragten. Eine schmale Rinne war jedoch frei, und durch sie kamen wir aufs Meer hinaus. Die Kais des Innenhafens hatten die Russen am 2. August mit merkwürdiger Gewissenhaftigkeit zerstört, indem sie starke Ladungen schwarzen Pulvers in Entfernungen von je 210 Metern zur Explosion brachten. Man erzählte sich, die Kais seien, statt aus Stein, den man in Rechnung gesetzt habe, auf Pfählen gebaut gewesen; daher habe man die Beweisstücke des Betrugs mit begreiflicher Sorgfalt beseitigen wollen! Alle Kräne, Maschinen, Werkstätten und Fabriken waren ebenfalls zerstört, alle Dampfer, Barkassen, Kutter, sogar Kähne in den Grund gebohrt. Jetzt waren aber die meisten schon wieder geborgen, leergepumpt und gedichtet, darunter ein schwedischer und ein dänischer Dampfer.



Einfahrt in den Hafen von Windau.

Eine Halle mit großen Mengen amerikanischer Erntemaschinen hatte man nicht angerührt; vor amerikanischem Eigentum zeigte man Respekt. Holzvorräte im Werte von 3 bis 4 Millionen Rubel, die die Windau hinabgeflößt worden waren, hatten die Russen verbrannt; den Feuerschein konnte man 160 Kilometer westlich von Windau in der Gegend von Östergarn auf Gotland sehen; daher hatten schwedische Zeitungen gemeldet, Windau selbst stehe in Flammen. Die ganze Verwüstung war Mitte Juli ins Werk gesetzt worden.



Gesprengte Kais und Kräne im Hafen von Windau.

Nach dem Frühstück begleitete uns General S..... auf einer gewaltigen Fähre über den Fluß. Gerade als wir Abschied nahmen, erschien über dem Kirchturm der Stadt ein Zeppelin, der die Küste nach Domesnäs entlang fuhr und sich vermutlich auf einer Erkundungsfahrt nach der Bucht von Riga befand. Er kam von Königsberg, fuhr mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometern in der Stunde und sollte abends an seine Abfahrtstelle zurückkehren. Wie ein riesiger Schwan glitt er, von der Sonne beschienen, vorüber.

Unmittelbar hinter dem Fluß kreuzten wir die Eisenbahn nach Riga. Die Gleise waren noch aufgerissen, und die Schienen lagen zu beiden Seiten des Bahnkörpers. Bei dem schönen Schlosse P...., dem größten in Kurland nächst Dondangen, hielten wir eine Weile, um die

Herren ....., Vater und Sohn, zu begrüßen. Ein Drittel Kurlands besteht aus Domänen der russischen Krone, das übrige ist Privateigentum. Wir statteten auch Baron von der Osten-Sackens Schloß Dondangen einen kurzen Besuch ab; es ist während der Revolution von 1905 zerstört, dann aber wieder aufgebaut worden. Die kleine Stadt, die am 16. Juli 1915 fast ohne Kampf genommen wurde, zählte früher etwa 5000 Einwohner; jetzt waren nur noch 600 da; der dortige Ortskommandant, Leutnant O..., bewirtete uns. Auf einer Straße begegneten uns junge, weißgekleidete, reizende Damen aus bekannten kur-

Schloß Popen.

ländischen Familien, die uns mit Blumen beschenkten und jubelten, daß die Deutschen endlich da seien.

Hinter Strasden, einem großen Gut mit Dorf und spitztürmiger Kirche, kamen uns drei Planwagen entgegen, vollbepackt mit lettischen Familien, die den Russen entflohen waren und nach Hause fuhren. Ehe unser Auto noch halten und wir die erschreckten Pferde beruhigen konnten, lag der eine Wagen schon mit Kind und Kegel in einem fürchterlichen Durcheinander im Graben. Wir stiegen aus und halfen den Verunglückten wieder auf die Beine. Ein Junge hatte sich den einen Fuß verletzt, und ich machte ihm aus sauberm Taschentüchern den ersten Verband.

Hinter Alt-Moken, einem schönen Rittergut mit Park, durchquerten wir Feldbefestigungen und landeten schließlich in der kleinen Stadt

Tuckum, wo wir mit Major K....., Graf von P..... und andern Herren einen munteren Abend verlebten.

Am 3. August setzte ich die Reise nach dem eben eroberten Mitau fort. Während der Fahrt erzählte mir Graf M...., der beste Führer, den ich mir wünschen konnte, das Museum in Mitau bewahre ein Paar Stiefel auf, die Karl XII. während seines Feldzugs in Kurland getragen habe, und wir verabredeten, daß, wenn die Russen nicht das ganze Museum mit nach Petersburg genommen hätten, ich diese historischen Stiefel, wenn möglich, mit Beschlag belegen und, unsrer Witzpresse zu Gefallen, damit nach Schweden zurückkehren müsse.

Indes näherten wir uns der Hauptstadt Kurlands. Die Brücke über einen der Nebenflüsse der kurischen Aa war gesprengt; das zwang uns, einen Umweg über sumpfige Äcker und Felder zu machen, wo wir beinahe steckenblieben. Zunächst begaben wir uns zur Kommandantur und in unsre Quartiere; B....., Schulz und ich wohnten in einem verlassenen Privathaus an der Nabereschnaja oder Strandstraße. Dann besuchte ich die Trinitatiskirche, die Ende des 16. Jahrhunderts von dem Ordensgroßmeister Gotthard Kettler angelegt und 1615 eingeweiht wurde; ferner das alte Rathaus, den von malerischen Häusern umgebenen Markt, das Ritterhaus und das Schloß vor der Stadt, das von Biron errichtet wurde, „einem der Zarinnen-Liebhaber, an denen die Geschichte Rußlands so reich ist“. Hier war bisher der Sitz des russischen Gouverneurs und des Vizegouverneurs.

Schließlich begab ich mich ins Museum, wo ich von den Vorstehern der verschiedenen Abteilungen feierlich empfangen und eine Treppe hoch zu den historischen Merkwürdigkeiten geführt wurde, von denen aber die meisten sehr wenig merkwürdig waren. Hier hingen nebeneinander die Totenmasken Karls XII. und des Zaren Peter, und innerhalb eines Gitters waren alte Rüstungen, Donnerbüchsen, Schwerter, Hellebarden, steinerne und eiserne Kanonenkugeln und andre Raritäten aufgestellt. Dort standen denn auch gleich die berühmten Stiefel. Das Gitter wurde geöffnet und die Stiefel herausgenommen. Lang waren sie und hatten harte Stulpen zum Schutz der Knie, sowie breitgeschnittene Spitzen. Ein vergilbtes Schildchen berichtete, sie seien 1706 auf dem Gute Kalleten in der Nähe von Libau gefunden worden. Der handschriftliche

Katalog des Barons von der Osten-Sacken bezeichnete sie nur als „aus der Zeit Karls XII.“; sie waren auch viel zu groß für die Füße des Königs, und mit meinen Annexionsgelüsten war es daher nichts.

Mitaus wertvolle Fabriken waren vorgestern, am 1. August, in die Luft gesprengt worden, und von den Trümmern stieg jetzt noch Rauch

Trinitatiskirche in Mitau.

auf. Die übrigen Stadtteile waren jedoch einigermaßen unversehrt. In der Großen Straße hatten die Kosaken eine Waffenhandlung geplündert und das Haus zerstört, im übrigen aber nur die Lebensmittel- und Weinhandlungen ausgeraubt. Auch einige Privatwohnungen sollen übel zugerichtet worden sein. Deutsche Schilder hatte man schon im vorigen Herbst alle entfernt, und deutsch zu sprechen war streng verboten

worden. Eine vornehme Dame, die beim Deutschsprechen ertappt wurde, und eine andre, die in ihr Tagebuch einige Bemerkungen über den Krieg geschrieben hatte, verschwanden in der Richtung auf Petersburg zu; der Sohn eines Gutsbesitzers von Rhaden, der in der russischen Armee gedient und an ihren letzten Kriegen teilgenommen hatte, wurde von einem lettischen Wilddieb aus altem Haß fälschlich denunziert, er habe seine Gutsleute aufgefordert, auf die Russen zu schießen; auch er verschwand mit einem Gefangenentransport, man weiß nicht wohin.

In der Nacht zum 1. August hatten die Russen angefangen zu

Rathaus in Mitau.

sprengen und zu brennen, während deutsche Granaten die Nähe deutscher Truppen ankündigten. Nennenswerten Schaden hatte das Bombardement nicht angerichtet; wenn man nicht wußte, wo die Geschosse eingeschlagen waren, entdeckte man keine Spuren davon. Dem Dach des Rathauses war die Granate eines auf dem Markt aufgestellten deutschen Geschützes so nahe gekommen, daß der Luftdruck die Dachziegel fortschleuderte.

Gleichwohl hatten die Einwohner seit dem 1. August in großer Angst gelebt, besonders in den letzten zwei Tagen und Nächten. Die Wut der Russen gegen das deutsche Element war von Stunde zu Stunde gestiegen, und wenn die Eroberung sich noch zwölf Stunden hinausgezogen hätte, wären alle Deutschen gehenkt oder mindestens fortgejagt worden.

Am nächsten Morgen warf abermals ein russischer Flieger einige Bomben auf die Stadt; eine davon schlug 60 Meter von meinem Hotel entfernt ein, eine andre nahe beim Markt, aber ohne bemerkenswerten Schaden anzurichten. Um 10 Uhr saßen wir wieder im Automobil, um ins Hauptquartier zurückzufahren.

Beim Schlosse Ellei hielten wir eine Weile. Der Herrensitz gehört dem Grafen Medem, dem Schwager meines Freundes, und muß ehemals prachtvoll gewesen sein; jetzt waren nur noch kahle Mauern davon übrig!

Schloß Ellei,
dessen Inneres von den Russen ausgebrannt wurde.

Der Schloßherr hatte jedoch rechtzeitig Gemälde, Bibliothek, antike Möbel und andre Kostbarkeiten in Sicherheit gebracht. Erst hatten russische Offiziere in dem Schloß gewohnt; als dann vor zwei Wochen die Deutschen herannahten, verschwanden sie, und die Kosaken steckten das Gut in Brand. Der Protest des Verwalters half natürlich nichts; aber die Brandstifter waren doch so gütig, dem Verwalter zu raten, er möge sich im Wald verbergen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Sechs Stunden kamen die Deutschen zu spät; sie konnten nur beim Löschen helfen, und der eine Flügel des Schlosses konnte noch gerettet werden. Die erste preußische Patrouille war nur acht Mann stark und fand eine bedeutende Abteilung Kosaken vor; trotzdem ging sie zum Angriff über, und die Steppen-

söhne ergriffen die Flucht. Auf eine der kahlen Mauern hatte ein feldgrauer Dichter den Vers geschrieben:

Du stolzes Schloß in deutscher Hand,
Von russischen Schergen niedergebrannt,
Dein Rächer naht mit siegendem Schwert,
Jung-Deutschland, deiner Ahnen wert.

Auch die vielgenannte Stadt S..... fanden wir fast völlig zerstört. Hier hörte ich von General von B.... und seinem Stabschef, General von B....., daß der Angriff der Deutschen über den Njemen hinaus in vollem Gange, Ostrolenka schon gefallen, beim südwestlichen Fort von Warschau die Stellung bereits „sturmreif" und die Stadt hoffnungslos verloren sei! Ihr Schicksal könne sich jede Stunde erfüllen!

Nun galt es Eile, und in rasender Fahrt wurde der Rest des Weges zurückgelegt. In Skaisgirren war schon geflaggt. Galt es Warschau? Nein, Ostrolenka und andern Siegesbotschaften! Um 11 Uhr abends waren wir am Ziel. In den wohlbekannten Häusern brannte noch Licht, der Generalstab war also noch in voller Arbeit! Schnell suchten wir unsre Zimmer auf — da lag auf meinem Tisch ein kleiner Zettel mit den Worten:

„Fahren Sie sofort nach Warschau. Die beste Fahrgelegenheit ist morgen früh 7 Uhr 25 über Thorn. Das Oberkommando in S..... ist von Ihrer Ankunft unterrichtet."

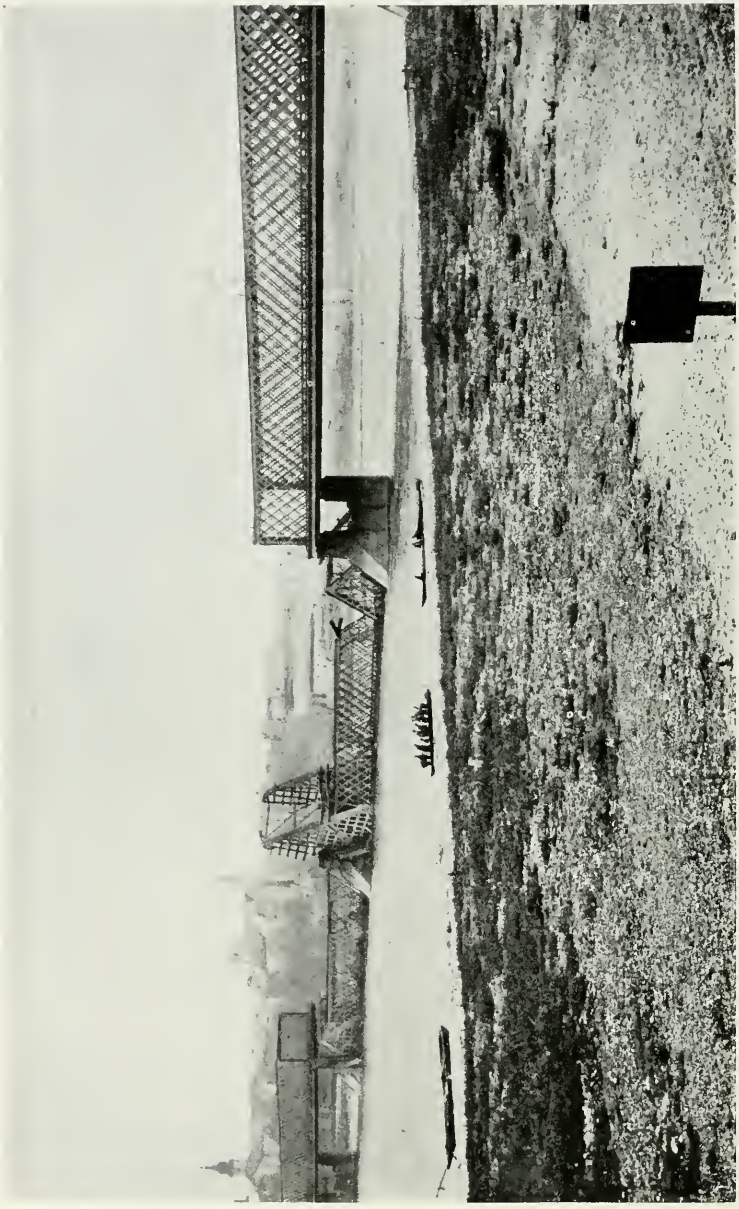
Oberst W .... spricht mit aus Warschau heimkehrenden Flüchtlingen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Warschau.

Pünktlich war ich am Morgen des 5. Augusts abgefahren. Als der Zug auf dem Bahnhof von Kutno hielt, hing dort ein Anschlag mit zwei vielsagenden Worten: Warschau gefallen! In Lowicz hatte der Stationsvorsteher den Auftrag, mich in den Zug nach Skierniewice zu bringen. 8 Uhr abends war ich dort. Ein Major vom Generalstab nahm mich in Empfang und führte mich aufs Schloß, das berühmt ist durch die Drei-Kaiser-Zusammenkunft im Jahre 1884, als sich Alexander III., Wilhelm I. und Franz Joseph hier trafen. Im Gefolge des Deutschen Kaisers befand sich auch Bismarck. Jetzt residierte in dem Zarenschloß Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, der gerade mit seinem Stab bei Tisch saß und mich willkommen hieß. Gegen Ende der Mahlzeit sprach der Prinz einige Worte über die Bedeutung des heutigen Tages: Schon früher einmal sei Warschau von Deutschen erobert

Warschau.
Die von den Russen am 5. August 1915 gesprengte Neue Brücke.



Warschau.
Die von den Russen am 5. August 1915 gesprengte Alexanderbrücke.

worden; jetzt sei dieser Ruhm seiner Armee zugefallen, dank der Tüchtigkeit seiner Offiziere und der Tapferkeit seiner Truppen.

Am nächsten Morgen stieg Prinz Leopold, lebhaft und frisch wie ein Jüngling, zu Pferde, um einen Spazierritt zu unternehmen, während wir, der Oberquartiermeister Oberst W..... und ich, mit dem Auto Warschau entgegenfuhren.

Als wir die große Landstraße erreicht hatten, kamen uns zahlreiche Bauernwagen entgegen, immer mehr und immer mehr, bis schließlich ein ununterbrochener Strom von Wagen an uns vorüberrasselte. Es waren Flüchtlinge aus dem Westen, die von den Russen gezwungen worden waren, nach Warschau zu ziehen. Nun kehrten sie wieder heim; viele wanderten zu Fuß und führten Ochsen und Kühe an Stricken. Unser Auto war bald zwischen Munitions- und Proviantkolonnen eingeklemmt, die dieselbe Richtung hatten wie wir; zuweilen schien es, als sollten wir rettungslos steckenbleiben.

Endlich aber durchquerten wir den äußeren Fortgürtel von Warschau, dann den inneren und waren nun auf der breiten prächtigen Jerusalemer Allee mit ihrem lärmenden und geschäftigen Verkehr und ihren unübersehbaren Menschenmassen. In Friedenszeiten hatte Warschau 870000 Einwohner, darunter 32 Prozent Juden; jetzt aber war die Einwohnerzahl auf über eine Million gestiegen. Von den Reichen waren zwar viele geflüchtet, aber weit mehr Landleute hatten auf Befehl der Russen aus den Dörfern westlich der Weichsel in die Stadt ziehen müssen. Den ersten Zurückwandernden waren wir begegnet, aber diese Völkerwanderung dauerte noch wochenlang.

Eine wunderliche Stimmung herrschte in Warschaus Straßen. In dem furchtbaren Gedränge verspürte man nichts von Aufregung oder Eile. Die Bevölkerung war vollkommen ruhig und schien mit dem Wechsel der Dinge zufrieden. Man grüßte freilich nicht und rief auch nicht Hurra wie in Jaroslau und Lemberg. Die vornehme Würde einer großen Metropole herrschte in dieser vielumstrittenen Stadt, die gestern von dem russischen Joch befreit worden war. Nur Trainkolonnen, Posten vor bestimmten Gebäuden, marschierende Truppen und reitende Gendarmen erinnerten an den Krieg. Die elektrischen Bahnen verkehrten wie gewöhnlich und waren dicht besetzt, und es wimmelte von Droschken. Der

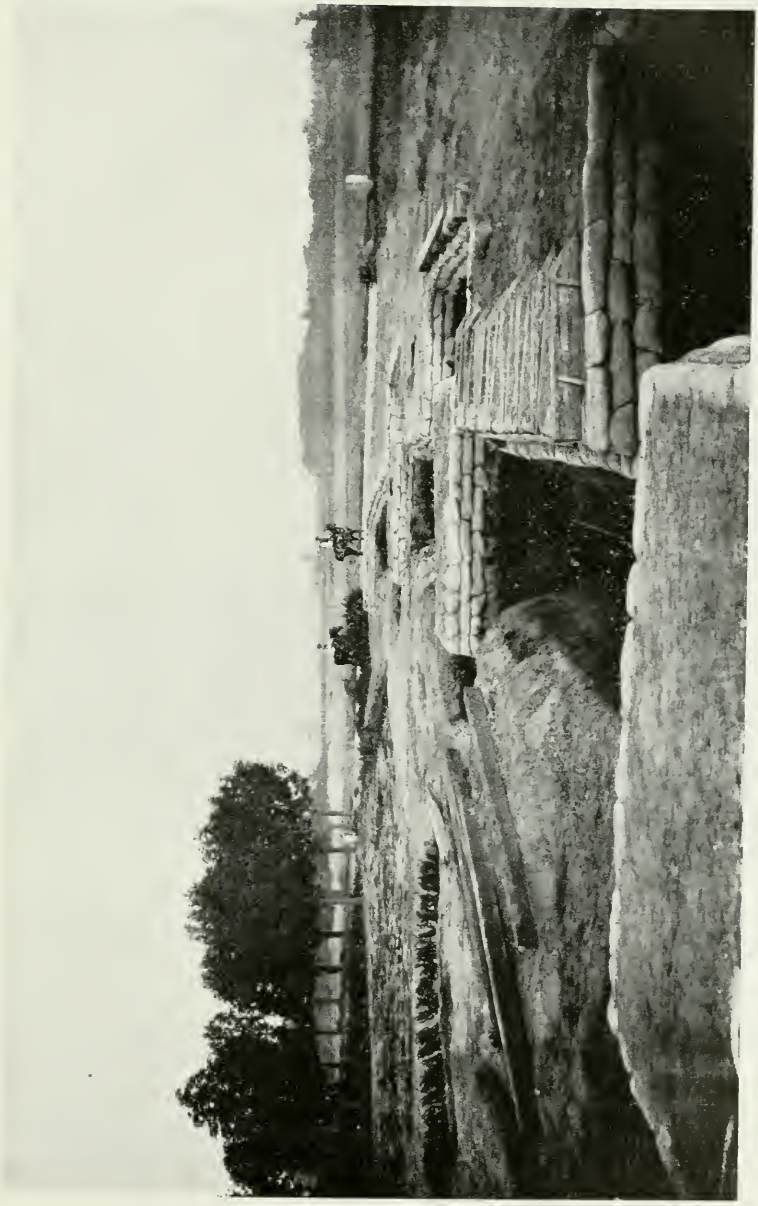
Aufbruch der Russen war so schnell geschehen, daß sie die Droschkenpferde nicht mehr hatten mitnehmen können.

Von Stunde zu Stunde wurde es auf den Straßen lebhafter. Neue Truppen kamen, neue Automobile mit schwarzweißrotem Wimpel rasten vorüber. Zuweilen hörte man Flintenschüsse, und Kugeln klatschten gegen die Häuser. Die in Praga zurückgelassene russische Nachhut hatte die Aufgabe, die Deutschen zu beunruhigen und solange wie möglich am Übergang über die Weichsel zu hindern.

Die Bewohner der polnischen Hauptstadt kümmerten sich aber nicht im geringsten darum. Zwar hatte man mehrere verwundete Zivilisten auf Bahren fortgetragen, einige waren auch getötet worden; aber der Straßenverkehr erlitt dadurch keinen Abbruch. Er nahm eher zu. Da sah man elegante polnische Edelleute, sah schwarzbraune Juden, die den deutschen Soldaten freundlich zulächelten, sah ganze Familien, sogar Dienstmädchen mit Kinderwagen und nicht zum wenigsten junge Mädchen in weißen Sommerkleidern und Hüten nach der neuesten Mode. Die prächtigen Großstadtstraßen mit ihren schattigen Baumreihen, die öffentlichen Gebäude, Museen, Klöster, Gartenanlagen und Schlösser strahlten üppig und prunkend in der Sommersonne.

Ein Jahr und einige Tage hatte der Krieg die alten Mauern Warschaus umtobt. Nun hatte die Stunde der Befreiung geschlagen. Von Not und Elend war nichts zu bemerken. Nur die Bahnhöfe, Lagerhäuser und Kasernen waren zerstört. Getreide, gemahlenes und ungemahlenes, und andere Vorräte, die nicht mehr fortgeschafft werden konnten, hatten die Russen bei ihrem Abzug verbrannt und sich dadurch in letzter Stunde so verhaßt gemacht, daß nunmehr die Deutschen mit zurückhaltender, aber deutlicher Freundlichkeit aufgenommen wurden, weit freundlicher als in Lodz, wo die Industrie unter dem Krieg schwer gelitten hatte und viele Arbeiter brotlos geworden waren.

In der Hauptgeschäftsstraße Warschaus, Nowy-Świat (Neue Welt), promenierte die feine Welt. Der zwischen Nowy-Świat und der Weichsel gelegene Teil der Jerusalemer Allee, der nach Praga jenseits der Weichsel zu ganz offen liegt, war unter Infanteriefeuer und deswegen durch eine Postenkette gesperrt. An der Kreuzung der beiden Straßen waren also die Spaziergänger jeden Augenblick in Lebensgefahr. Aber sie



Russische Feldbefestigungen an der Westfront von Warschau auf dem Wege nach Blonie.

lachten dazu und beschleunigten nicht einmal ihre Schritte; im Gegenteil, es war ja zu interessant, dort hinüberzusehen, wo die heutigen Feinde, die Freunde von gestern, noch standhielten und tapfer herüberschossen.

Die Hinterzimmer des Hotels Bristol, wo der Stab einquartiert war und auch ich unterkam, hatten Aussicht nach Praga und waren daher jeden Augenblick dem russischen Feuer ausgesetzt. Ab und zu schlug eine Kugel durch ein Fenster, und als ich in der Badewanne lag, hörte ich die Schüsse gegen Fensterrahmen und Fensterbleche klatschen! In der Badewanne war man sicher; beim Ankleiden aber tat man klug daran, sich dem Fenster nicht zu nähern. Obendrein hatte ich schon auf dem Wege das Gerücht gehört, Hotel Bristol sei von den Russen unterminiert und werde in der Nacht in die Luft fliegen. Eine Untersuchung hatte aber nichts Verdächtiges ergeben, und auch das Hotelpersonal war ruhig dageblieben.

Das Ziel meiner ersten Ausfahrt, auf der mich Major von B..... und Rittmeister Graf K..... begleiteten, war das südlich der Stadt gelegene Fort Nr. IX, das tags zuvor, 3 Uhr früh, erobert worden war. Veraltet und untauglich gegenüber der deutschen Artillerie, bot es ein Bild furchtbarer Zerstörung. Schon im Herbst, als die Deutschen zuerst vor Warschau lagen und die Russen sich bereits auf den Rückzug gefaßt machten, hatten sie die Betongewölbe des Forts gesprengt, in der Zwischenzeit aber die Befestigungen, so gut es ging, wiederhergestellt und verstärkt. Jetzt bestand die Besatzung aus einem Zug jener Kompagnie, die den Sturm auf das Fort mit außerordentlicher Tapferkeit unternommen hatte. Zwanzig Minuten vor meiner Ankunft war das Fort noch vom Ostufer her mit Schrapnells beschossen worden. Ein paar frische Gräber waren pietätvoll mit russischen Soldatenmützen und Heiligenbildern geschmückt.

Als wir auf der Rückfahrt wieder die Stadt erreichten, schwebten über ihr zwei Aeroplane, die mit Schrapnells beschossen wurden. Der eine Flieger war ein Russe; er war beständig von den kleinen Explosionswolken umgeben, und es war ein Wunder, daß er nicht herabstürzte. Der andre Flieger war ein Deutscher; er wurde von den Russen aus Praga beschossen und gab Lichtsignale, um nicht auch noch von deutschem Feuer gesucht zu werden. Der Russe ließ ein paar Bomben fallen, die offenbar dem Hotel Bristol galten, das, wie der Feind wohl wußte, jetzt der Brennpunkt der Stadt war.

Vornehmes Haus am Altmarkt in Warschau.
(Vor dem Portal Dr. Borchard und Generalkonsul von Brück.)

Heimgekehrt, kletterte ich in den fünften Stock des Hotels hinauf und ging auf einen Balkon, der Praga zugekehrt war. Man konnte von hier oben buchstäblich in die russischen Schützengräben am Praga-Ufer hineinsehen; sie waren bloß 950 Meter entfernt. Soldaten sah man nicht, die hielten sich verborgen. Aber man hörte in einemfort das Knattern des Gewehrfeuers, das gegen die Warschauer Straßen gerichtet war, die nach Praga zu offen liegen. Und immer noch schlugen die Kugeln in die Hotelzimmer ein.

Als ich um 11 Uhr abends mit Ludwig Ganghofer, den ich bald nach meiner Ankunft getroffen hatte, vom Souper beim Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, dem Schwager des Deutschen Kaisers, zurückkehrte, war die Krakauer Straße öde und leer. Kein Zivilist durfte sich nach 9 Uhr mehr draußen sehen lassen. Hier und da stand ein Posten. Um so lauter schallten die russischen Grüße von Praga herüber, und an der Ecke einer Querstraße hörte ich die Kugeln vorbeipfeifen. Am Eingang des Hotels entstand eine plötzliche Aufregung, denn dort zeigte sich ein bewaffneter russischer Offizier. Er wurde festgenommen und in das Untersuchungszimmer im Erdgeschoß geführt, wo ich dem Verhör beiwohnte. Es wimmelte natürlich noch von russischen Spionen, die einer nach dem andern den Deutschen in die Hände fielen.

Ich schlief bei offenem Fenster und lauschte eine Weile dem eigentümlich lauten Geknatter des Gewehrfeuers. Die scharfen Schüsse klangen wie Peitschenknalle; bald schlugen die Kugeln gegenüber in die Häusermauer ein, bald trafen sie, ritsch-ratsch, ein schwachgeneigtes flaches Dach oder sprangen von dem Straßenpflaster ab. Man hörte nicht nur den Knall und Einschlag, sondern auch das Pfeifen in der Luft, und das Feuer war so stark, daß man die Schläge der Kirchturmuhr nicht zählen konnte.

Am nächsten Morgen hörte man nur noch vereinzelte Schüsse. Der Platz vor dem Königlichen Schlosse war noch gesperrt, da die Russen hierhin mit Vorliebe geschossen hatten. Mein Ausweis öffnete mir jedoch den Weg, und ich unternahm einen gründlichen Rundgang durch das alte, von König Sigismund Wasa erbaute Schloß, dessen ganze Fassade nach der Weichsel hinausgeht. Fast alle Fenster waren zerschossen: die Gewehrkugeln saßen in den vergoldeten Stühlen und Sofas und in den Wänden hinter den seidenen Tapeten, und noch immer kamen von Zeit zu Zeit neue.

. . . die niedergebrannten Gehöfte, Kasernen und Fabriken von Praga, in deren Aschenhaufen arme Leute nach Metallstücken suchten . . .

Am zweiten Abend war ich bei General S..... zu Gaste, an dessen Tisch sich der ganze Stab, Prinz Friedrich August von Preußen, Herzog Ernst Günther und alle Militärattachés versammelten, von Schweden Major Adlercreutz, von Chile Oberstleutnant Ahumada, von Spanien Major Valdivia, von Argentinien Oberstleutnant Pertiné, aus der Schweiz Oberstleutnant Frey, aus den Vereinigten Staaten Oberst Kuhn, aus Rumänien Oberstleutnant Mircescu, aus Bulgarien Major Dotscheff und aus Norwegen Rittmeister Astrup.

Auch an diesem Abend wurde Warschau von Praga aus noch immer scharf beschossen, doch etwas weniger als gestern. Die Warschauer Restaurants waren gleichwohl den ganzen Tag offen und vollbesetzt, mußten aber um 9 Uhr geschlossen werden. Eine unbeschreibliche Stimmung! Man lauschte festlicher Musik, während das russische Feuer draußen knallte und Verwundete fortgetragen wurden. Ich suchte wieder den Balkon im fünften Stock auf, um die Brände zu sehen, die verschiedene Teile von Praga verheerten, den Petersburger und den Terespoler Bahnhof mit allen Nebengebäuden und Magazinen, weiterhin Kasernen, Lagerhäuser, Fabriken und andere Gebäude von militärischer Bedeutung. Rauchwolken lagen über der Stadt, und die Flammen warfen einen unheimlichen Schein auf Häuser, Dächer und Kirchtürme. Im Norden, beim Weichselbahnhof, hatten die Russen etwa 1000 Personen- und Güterwagen zusammengeschoben, mit Petroleum begossen und angezündet. Wagen und Ladung verbrannten, so daß nur Räder, Achsen und Gestelle übrigblieben, die wie merkwürdige Raubtierkäfige aussahen.

Am Morgen des 8. Augusts fuhr ich mit den Militärattachés unter Führung des Grafen K..... bei Regenwetter nach Werk Nr. VIII hinaus, das südsüdöstlich von Warschau und westlich von Wilanów liegt. Mit Hilfe einer großen Karte erklärte uns Graf K..... die Erstürmung der Stadt.

Am 2. August war der deutsche Vormarsch gegen die Westfront Warschaus so weit vorgeschritten, daß die Russen anfingen, nervös zu werden. Zwei Tage später begannen zwei preußische Divisionen den Sturm, doch mit größter Vorsicht, denn es hieß, der Feind habe das ganze Gelände vor und zwischen den Forts unterminiert. Eine andre Schwierigkeit bestand darin, daß es sich als unmöglich erwies, zwischen den verschiedenen Kampfgruppen telephonische Verbindung herzustellen.

Das zerstörte Fort Nr. VIII von Warschau.
(Im Vordergrund Major Balowin.)

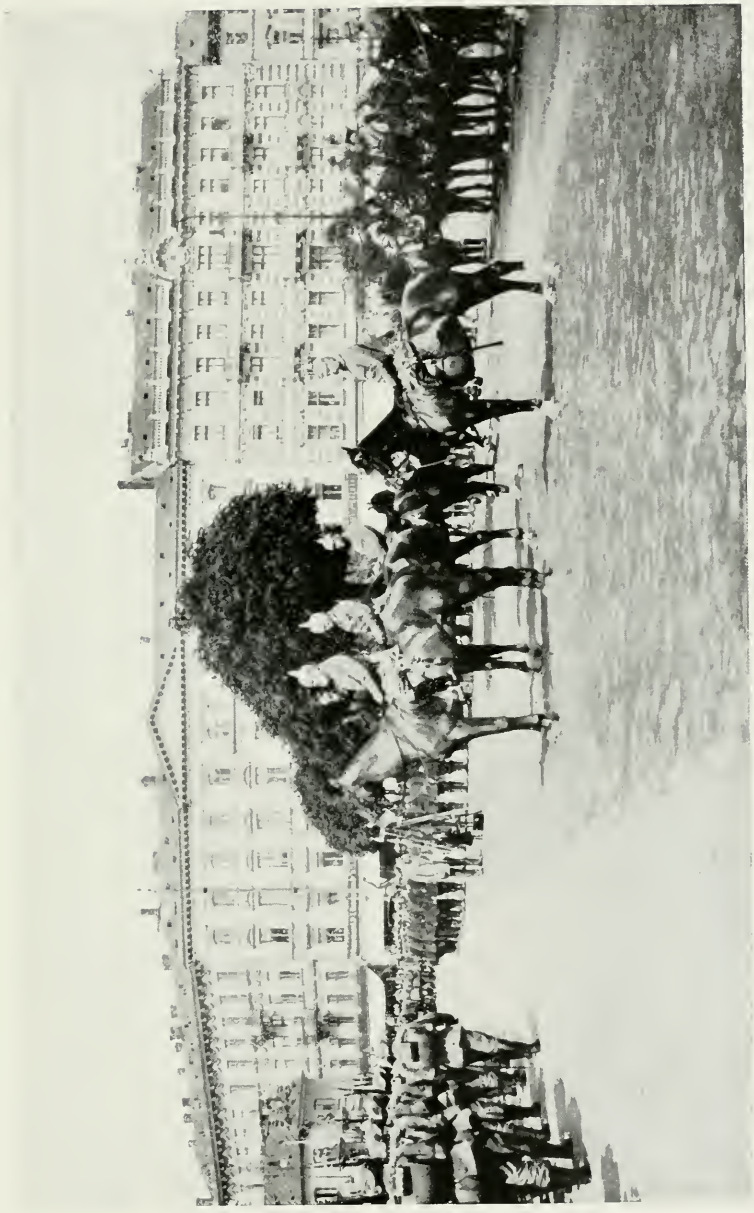
Mitteilungen an die verschiedenen Befehlshaber mußten daher nach alter Weise durch Meldereiter überbracht werden.

Zwischen 4 und 6 Uhr nachmittags erreichte der Angriff das Werk Nr. VIII, das vorher mit schwerer Artillerie gehörig beschossen worden war. In einer Entfernung von 200 Metern wurden aber die Sturmkolonnen mit so starkem, teilweise flankierendem Maschinengewehrfeuer überschüttet, daß der Angriff zunächst zusammenbrach. Die Deutschen gruben sich, so gut es ging, ein, um sich während der Nacht zu erholen. Am Morgen des 5. Augusts aber wurde Fort VIII genommen; bald darauf auch Werk IX. Damit waren die Deutschen so weit, daß sie von Süden her die Westfront aufrollen konnten. Deren weitere Verteidigung war jetzt sinnlos, und 6 Uhr vormittags rückten die ersten preußischen Abteilungen in Warschau ein. Eine Stunde vorher sprengten die Russen die drei Weichselbrücken in die Luft. Das ...te Infanterieregiment kam zuerst in die Stadt hinein. Alles ging so schnell, daß trotz entgegengesetzter offizieller Behauptungen die eiserne Ruhe der vorrückenden deutschen Schützenlinien fast unheimlich auf die Moskowiter wirkte. Aus einem Fesselballon beobachtete man, wie ein Zug nach dem andern von Praga aus nach Osten dampfte.

Dann drangen allmählich auf dem ganzen Gebiet zwischen Wilanów und Bielany deutsche Truppen bis zur Weichsel vor. Bis auf weiteres mußte man hier haltmachen. Man verstärkte die gewonnenen Stellungen, denn wenn auch der breite Strom zwischen den Heeren lag, hielt man doch einen Handstreich nicht für ausgeschlossen; die vielen Stäbe, die sich bereits in Warschau niedergelassen hatten, wären keine üble Lockspeise für die russische Unternehmungslust gewesen.

In strömendem Regen fuhren wir in die Stadt zurück. Einer der fremden Offiziere erzählte mir während der Fahrt eine kleine Anekdote. Als die fremden Militärattachés neulich einen Punkt der Front besuchten, der unter Artilleriefeuer lag, war eine Granate ganz in ihrer Nähe eingeschlagen. Der amerikanische Attaché fand diese Art, Neutrale zu behandeln, reichlich frech. Doch einer seiner Begleiter bemerkte ironisch: „Das ist nur ein Gruß aus Ihrem Vaterland!“

Am Nachmittag machte ich mit den Militärattachés eine Fahrt über die Weichsel nach Praga. Die Russen hatten frühmorgens die alte



Vorbeimarsch der Truppen vor Prinz Leopold von Bayern nach dem Einzug in Warschau.
(Hinter dem Prinzen die Generale S..... und S..... und Herzog Ernst Günther.)

Etwa dreißig Soldaten, die sich besonders ausgezeichnet hatten, empfingen vom Prinzen Leopold das Eiserne Kreuz . . .

Stadt geräumt. Am Ufer fanden wir ein flaches Boot, das von zwei Männern mit Stangen über den Strom gestoßen wurde, der hier höchstens anderthalb Meter tief war. Wir besuchten die vor einigen Stunden verlassenen Schützengräben, unterhielten uns mit Polen und Juden, fuhren kreuz und quer durch die Stadt und besichtigten die niedergebrannten Bahnhöfe, Kasernen und Fabriken, in deren Aschenhaufen arme Leute nach Metallstücken suchten. Wichtige Straßen wurden von deutschen Maschinengewehren bestrichen, die für den Fall eines Angriffs oder Auflaufs bereitstanden.

Bei dem neuen Gouverneur von Warschau, General G....., und seinem Stab erfuhr ich abends mancherlei Interessantes über die neugeschaffene deutsche Verwaltung der Stadt. Sorgfältig wurde darüber gewacht, daß die großen Massen von Landbewohnern und Juden, die von der Rawkastellung her nach Warschau verschleppt worden waren und hier ein elendes Leben geführt hatten, aus der Hauptstadt nicht allerhand Krankheitskeime in ihre Heimat mitführten. Die Aufrechterhaltung der Ordnung besorgte eine polnische Bürgergarde, genannt Militianer, deren Angehörige an rotweißen Armbinden zu erkennen waren. Man hatte übrigens keinen Anlaß, über das Verhalten der Bevölkerung zu klagen; die Restaurants durften von heute an schon bis 11 Uhr offen bleiben und Zivilisten bis 12 Uhr auf den Straßen sein, eine Freiheit, von der reichlich Gebrauch gemacht wurde.

Am 9. August unternahm ich zuerst mit dem beratenden Chirurgen des ..ten Reserve-Armeekorps, Dr. Borchard, eine neue Wanderung durch die Stadt, wobei uns der frühere deutsche Generalkonsul, Herr von Brück, der zwölf Jahre hier in Warschau tätig war und alle Winkel und Ecken kannte, ein trefflicher Führer war.

Um 11 Uhr vormittags hielt Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern seinen feierlichen Einzug in Polens Hauptstadt. Zwischen dichtgedrängten Reihen von Zuschauern ritten Dragoner und Ulanen; hinter ihnen an der Spitze seines Stabes der Prinz. Auf dem Sächsischen Platz bei der Alexander-Newski-Kathedrale spielte ein gewaltiges Musikkorps einen Siegesmarsch. Hier saß der Prinz ab, nachdem die Truppen vorübergezogen waren. Etwa dreißig Soldaten, die sich besonders ausgezeichnet hatten, empfingen von ihm das Eiserne Kreuz,

wobei er sich mit jedem unterhielt und Mann für Mann die Hand drückte. Dann fuhr er nach Schloß Belvedere und gab um 1 Uhr im Hotel Bristol ein Mittagessen. Gegen dessen Schluß hielt er eine glänzende, an historischen Erinnerungen reiche Rede über Warschaus Fall und dankte nochmals allen, die mit zum Siege verholfen hatten.

Nachmittags ruderte ich in Ganghofers Gesellschaft nochmals nach Praga hinüber, und als wir am Abend zurückkehrten, sahen wir den Vormarsch der Truppen über die Kriegsbrücke, die am Abend vorher im Laufe von $3^1/_2$ Stunden gleich oberhalb der gesprengten Brücke in der Verlängerung der Jerusalemer Allee über die Weichsel geschlagen worden war! Sie war 400 Meter lang und ruhte auf 86 Pontons. Die photographische Aufnahme, die ich von der Warschauer Seite her von ihr machte, zeigt ihre Konstruktion zur Genüge. Über sie hinüberzufahren war jedoch unmöglich, denn sie war ganz von Truppen in Anspruch genommen. Wir hielten eine gute Stunde am Praga-Ufer, wo alle Militärattachés saßen und sich Notizen machten. Um 5 Uhr morgens hatte der Marsch der Truppen begonnen; in $6^1/_2$ Stunden hatten zwei deutsche Infanteriedivisionen den Übergang vollzogen. Ihnen folgte eine österreichisch-ungarische Kavalleriedivision, die wir eben ziehen sahen, und ihr sollte sich eine preußische anschließen, die wohl einen guten Teil der Nacht brauchte, um hinüberzukommen. Man war eben dabei, am Warschau-Ufer zwei starke Scheinwerfer aufzustellen, deren Licht während der Nacht die Brücke beleuchten sollte. Wenn die Artilleriekolonnen, Kanonen, Haubitzen und schweren Munitionswagen donnernd und rasselnd daherfuhren, knackten die Planken, und die ganze Brücke ging in Wellen. Ein Ponton nach dem andern sank tiefer in das Weichselwasser hinein und erhob sich wieder, sobald die Belastung geringer wurde. Die Kavalleristen führten ihre Pferde am Zügel. Kaum waren sie aber auf der Pragaseite an Land gekommen, so schwangen sie sich in die Sättel und tänzelten am Ufer herum, bis sie ihren Platz in der Marschkolonne einnahmen. Unterhalb oder nördlich von der riesigen, von den Russen gesprengten Neuen Brücke ruhte die Alexanderbrücke mit ihrer gitterförmigen Eisenkonstruktion auf fünf Steinpfeilern. Wie die russischen Sprengpatronen gewirkt hatten, zeigen die beiden Photographien am Anfang dieses Kapitels.

Die Kriegsbrücke über die Weichsel von Warschau nach Praga.

Kaum waren sie auf der Pragseite an Land gekommen, so schwangen sie sich in die Sättel …

Artilleriſten bei der Kaiſerparade vor Nowo-Georgiewsk.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Nowo-Georgiewsk.

Nach dem Fall von Warſchau war der von Nowo-Georgiewsk nur eine Frage von Tagen. Die dicke Bertha und die ſchwarze Marie brummten vor ſeinen Forts, und das Schickſal dieſer ſtärkſten ruſſiſchen Feſtung mußte ſich in Kürze erfüllen. Natürlich war es auf Tag und Stunde noch nicht vorherzuſagen, und um die Zeit des Wartens auszufüllen, ſchlug mir Ganghofer eine Fahrt nach Süden und Südoſten vor.

Am Morgen des 12. Auguſts brachen wir in Begleitung des Hauptmanns H..... auf. Es wurde eine Blitzfahrt. Zunächſt nach Süden durch ebenes Land, wo die Ernte eingebracht wurde, an den bunten Verkaufsſtänden auf dem Markt von Grójec vorüber, über die Pilicabrücke bei Nowe Miaſto, und durch Kłwów, das durch Kampf und Feuersbrünſte furchtbar verheert war. Alle Straßen waren voll von zurückkehrenden Flüchtlingen. Wovon ſollen ſie leben, wenn der Winter kommt? Wo werden ſie ein Obdach finden, wenn ihre Häuſer niedergebrannt ſind? Von Wrzeſzczów ſtehen nur noch die Schornſteine. Alte Feldbefeſtigungen erzählen von harten Kämpfen.

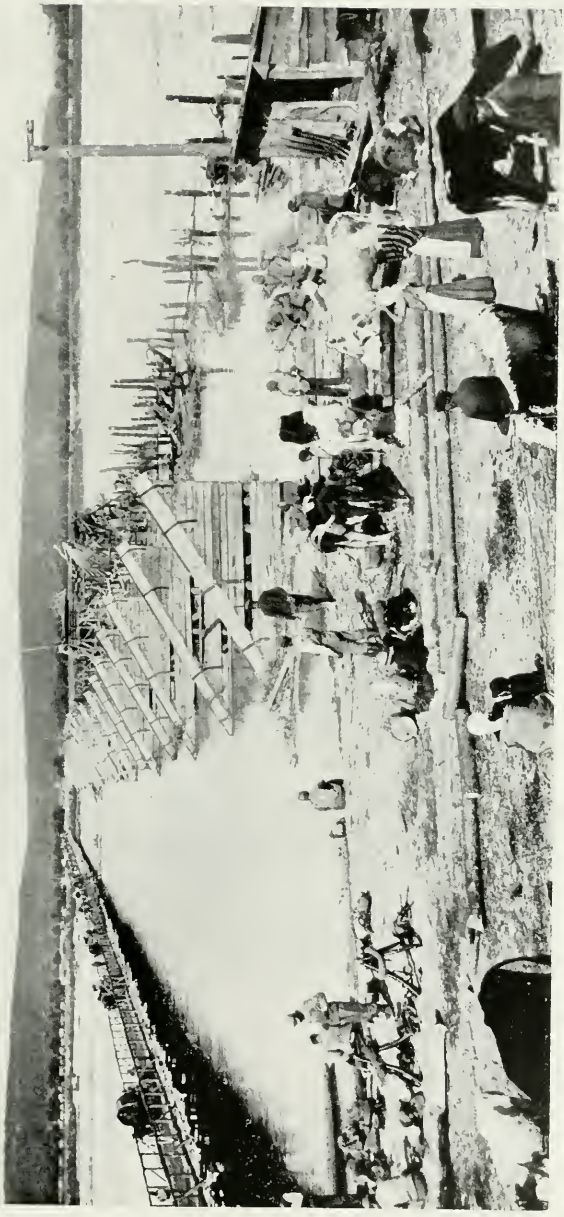
In Radom übernachteten wir und waren bei dem österreichischen Etappeninspektor General Hefelle zu Gaste. Um 7 Uhr früh fuhren wir ostwärts. Bei Nowo-Aleksandrja überschritten wir die Weichsel auf einer gigantischen Brücke, auf der sich Train und Flüchtlinge drängten. Auch Nowo-Aleksandrja ist völlig zerstört, es ist nur noch ein Wald von Schornsteinen und Dachruinen.

Końskowola ist ebenfalls dem Erdboden gleichgemacht, das große Dorf Kurów dagegen völlig unberührt; das nächste, Markuszów, wieder niedergebrannt, Garbów dahinter wieder verschont geblieben. Wahrscheinlich hatten sich die Brandstifter von den Einwohnern dieser verschonten Orte bestechen lassen. Der Verkehr ist ungeheuer, der militärische wie der zivile. Drei ungarische Regimenter marschieren nach Lublin, prächtige, kräftige Gestalten in blaugrauen Uniformen. Ein Stück weiter rastet ein andres Regiment; die Soldaten liegen in den Straßengräben und benutzen die Tornister als Kopfkissen; sie kümmern sich wenig um die Räder, die dicht an ihnen vorübereilen; sie tragen Eichenlaub an den Mützen und sehen festlich aus. Immer neue Massen werden nach Osten geworfen. Bosnische Truppen mit feldgrauen Fessen, Maschinengewehrabteilungen, deren Geschütze auf Saumtieren transportiert werden, Verpflegungskolonnen, Kavallerie und Artillerie — der bunt wechselnden Bilder ist kein Ende.

Lublin ist gestopft voll von Truppen, Train und jüdischen Marktleuten. Ebenso Lubartów.

Unser Ziel ist das Schloß Kozlówka, dessen Türme sich eben über dem Walde vor uns erheben. Bald fahren wir in den Schloßhof ein und werden von den Erzherzögen Joseph Ferdinand und Heinrich Ferdinand willkommen geheißen, sowie von General Kraus, Oberst Paić, Oberstleutnant Müller und allen unsern Freunden aus dem Stabe des Erzherzogs. Auch der junge Kaswurm war noch da.

Nach dem Mittagbrot besuchte ich den Besitzer des Schlosses, den alten Grafen Samojski, und seine Gemahlin, eine geborene Gräfin Potocka. Die Namen gehören zu den stolzesten in Polen. Der Wirt zeigte mir die königlichen Gemächer, die Gemäldegalerie mit ihren 2000 Nummern, von denen die meisten freilich Kopien von geringem Wert waren, die Möbel aus dem 17. Jahrhundert, die Sammlung französischer Uhren usw.



Weichselbrücke bei Nowo-Alexandria.

Phot.: Dr. Ludwig Ganghofer.

Graf Samoiskis Schloß Kozlówka.
(Rechts: Oberstleutnant Müller.)

Der russische Zar, der den Grafen persönlich kennt, hatte ihm fünfzig Eisenbahnwagen angeboten, um seine Kostbarkeiten nach Rußland zu schaffen. Der Graf aber hatte das Anerbieten abgelehnt, da seine Sammlungen „zum Transport nicht geeignet" seien.

Am andern Morgen begleitete mich Hauptmann Neumann nach Lublin, wo Ganghofer mich abholen sollte. Lublin ist eine höchst

Altes Stadttor in Lublin.

malerische Stadt mit 70000 Einwohnern. Den neuen Stadtteil am Ringplatz, wo jetzt das Oberkommando der 11. Armee seine Amtsräume hatte, zieren viele prächtige Häuser; vom Markt nach Osten steht ein überaus schönes altes Tor mit stattlichem Turm; linkerhand das Rathaus mit einer Säulenfassade, und rechterhand die Kathedrale, deren Turm von den Russen seiner Glocke beraubt wurde. Auf einer Anhöhe erhebt sich der alte Bischofspalast, der durch seine Lage wie durch seine Architektur an ein tibetisches „Labrang" erinnert. Zwischen dem Tor der Kathedrale und der hochgelegenen Zitadelle ist das Ghetto der Juden, ein Labyrinth enger Straßen und gelb, hell- und dunkelrot angestrichener Gebäude mit eisernen Balkonen, auf denen Lea, Rebekka und ihre Schwestern den Tag in müßigem Zusehen verbringen.

Bischofspalast in Lublin.

Am 15. August, an dem Tage, an dem ich vor dreißig Jahren meine erste Reise nach Asien angetreten hatte, holte mich Ganghofer ab zur Besichtigung der berühmten Festung Iwangorod. Von da eilten wir über Garwolin nach Warschau zurück.

Nowo-Georgiewsk hielt sich immer noch, trotzdem schon einige seiner nordwestlichen Forts gefallen waren. Wir suchten daher den Generaloberſten von Beseler auf, den Bezwinger Antwerpens, der auch die Belagerung von Nowo-Georgiewsk leitete, und fanden ihn im Schlosse C....., nordwestlich von Fort Zegrze. Auf einem Spaziergang durch den Park erklärte uns der General die augenblickliche Stellung der Truppen, während in einer Entfernung von 600 Metern die

42-, 30,5- und 21-cm-Geschütze donnerten. Die Fensterscheiben des Schlosses gingen nach und nach in Scherben — wie mußte es da erst in den russischen Forts aussehen!

Beim Tee kam die Nachricht vom Fall des Forts Nr. XV, die große Befriedigung erweckte. Generaloberst von Beseler äußerte sich jedoch sehr vorsichtig. Die Besatzung der Festung wußte, daß sie völlig eingeschlossen war und keine Hilfe von außen zu erwarten hatte. Es war daher sicher, daß sie sich mit großer Ausdauer verteidigen würde. Wir kehrten deshalb für heute nach Warschau zurück. Von Stunde zu Stunde wuchs die Spannung.

Am 17. August waren wir wieder in Zegrze, von wo uns mehrere Offiziere auf einer Straße mit fußtiefem Schlamm nach Krogule begleiteten, wo Oberst und Brigadechef Graf Pfeil sein Quartier hatte. Er riet uns, vor dem russischen Feuer vorsichtig zu sein.

In strömendem Regen ging es weiter zum nächsten Dorf Cegielnia, das total zusammengeschossen war. In den Ästen eines Baumes war ein Hochstand errichtet, und südwestlich sah man einen russischen Beobachtungsstand, der ebenso auf einem Baum angebracht war und gerade unter schwerem Feuer lag. In Südsüdwesten war das Fort Nr. XVI undeutlich wie eine kleine Erhöhung sichtbar, und auch dort schlugen deutsche Granaten ein. Über den deutschen Infanteriestellungen krepierten zahlreiche Schrapnells. Lichtbomben gaben eben der Artillerie das Signal, ihr Feuer weiter vorzuschieben. Die Infanterie befand sich also im Vorrücken. Die Entscheidungsstunde rückte näher.

Von Cegielnia aus besuchten wir zu Fuß die am 13. August nach heftigem Kampf genommene russische Stellung. Der Graben war mit allerhand Gerät und Trümmern angefüllt; da standen Kessel mit nicht verzehrter Suppe, und Töpfe mit gekochten Kartoffeln, Kommißbrot, Geschirr und dergleichen verrieten, daß der Feind gerade beim Mittagessen vom Sturm überrascht worden war. In einer Ecke der Brüstung hing ein ziemlich großes, vergoldetes Bild der Schwarzen Muttergottes von Czenstochau, und polnische Gebet- und Gesangbücher lagen umher. Einige der hier kämpfenden Soldaten müssen also Polen gewesen sein.

Von einer kleinen Anhöhe aus konnte ich beobachten, wie ungeniert die deutschen Soldaten sich dem Fort XVI näherten, und wie die Kranken-

träger mitten im Feuer ihres Amtes walteten. Am Rand des Waldes, etwa $2^1/_2$ Kilometer jenseits von Pieńki, hatten die Russen haltgemacht; ihre Infanterie und ihre Maschinengewehre verbargen sich hinter einer langen Reihe von Schutzschilden. Dieser Waldrand war jetzt das Ziel des deutschen Feuers.

Das Schauspiel war das gewöhnliche, das schwache Nerven angreifen konnte: weiße Explosionsbuketts und braune Staubsäulen, und dazu ein ungeheurer Geschützdonner, denn wir waren von allen Seiten von feuernden Batterien umgeben. Man fühlte, wie der eiserne Ring sich immer mehr um die unglückliche Festung legte, die jetzt eine wahre Hölle sein mußte und deren Schicksal bereits besiegelt war. Auch lagen schon gewisse Anzeichen von Demoralisation der Besatzung vor. Heute war ein Hauptmann mit seiner ganzen Kompagnie herübergekommen, um sich zu ergeben, und die Gefangenen verrieten, daß andre ihrem Beispiel folgen wollten. Der Kommandant aber, General Bobr, so wurde erzählt, wolle sich bis zum äußersten verteidigen; er habe in diesem Krieg seine Frau und seinen einzigen Sohn verloren, ihm sei es daher vollkommen gleichgültig, ob er falle.

Als wir nach Cegielnia zurückkehrten und eben das zusammengeschossene Dorf erreichten, schlug dicht neben unserm Automobil eine Granate ein; ihr folgten in kurzen Zwischenräumen sechs andre. Gewaltige schwarze und dunkelgraue Staubsäulen erhoben sich doppelt so hoch wie die Bäume. Die Russen suchten eine Batterie, die neben dem Dorf stand. Und als wir schleunigst nach C..... zurückeilten, bekamen wir noch vier weitere Granaten nachgeschickt. Wir hatten das Klappverdeck aufgeschlagen, weil es regnete; daher konnten wir die Einschläge der Geschosse nicht sehen und hatten das Gefühl, als würden wir von diesen unangenehmen Vögeln verfolgt und die Explosionen kämen uns immer näher. Plötzlich blieb auch noch das Auto im Schlamm stecken — wir mußten zurück, vermehrten dann unsre Geschwindigkeit und fuhren uns nur um so tiefer fest! Schließlich mußten wir aus einem nahen Biwak Hilfe holen und kamen so endlich los und heil in den Schloßpark zurück. Dieser hatte ebenfalls Besuch von acht Granaten erhalten, gerade zu der Zeit, als Generaloberst von Beseler dort seinen täglichen Spaziergang machte. In der Dämmerung fuhren wir alle nach

Schloß Zegrze, wo wir beim Armeechef und seinem Stabschef, Generalmajor S....., zu Abend aßen.

Am Vormittag des 18. Augusts lag über Warschau ein feuchter Nebel, die Umrisse und Türme von Praga traten nur undeutlich hervor, und als wir am Nachmittag eben im Begriff waren, nach Okuniew zu fahren, brach der Regen los und ging bald in eine wahre Sintflut über. Die Straßen waren mit einem Schlage menschenleer. Die vorübermarschierenden Soldaten hüllten sich in ihre Mäntel oder Zeltbahnen; Munitionswagen und anderes Fuhrwerk bedeckten sich mit Planen. Es strömte aus allen Dachrinnen, es brauste die Fußsteige entlang; schmutzige Wasserstrahlen flossen von Wagenverdecken und Mützenschildern, und die zerschlissenen Röcke der Juden glänzten noch speckiger als sonst. Alles war naß, düster, finster und kalt. Der Anblick der noch immer hinausziehenden Flüchtlinge, die mit Frauen und Kindern, mit Hab und Gut diesem Wetter schutzlos preisgegeben waren, flößte tiefstes Mitleid ein.

In Wind und Wetter kehrten wir nach Warschau zurück und aßen zu Abend bei dem General der Infanterie von E....., der jetzt — in so kurzer Zeit schon der dritte Gouverneur der Stadt — das Regiment in Warschau führte. Der jetzige Oberbürgermeister trug den historisch berühmten Namen Lubomirski.

Wir saßen noch bei Tisch, als Ganghofer mit der Nachricht hereinplatzte, Nowo-Georgiewsk sei gefallen! Er selbst hatte die Truppen bei ihrem Einzug in die Stadt begleitet. Am Morgen des 20. Augusts eilte ich im Automobil des Oberstabsarztes Dr. Hochheimer mit Dr. Keeser und dem Automobilleutnant Ricken in rasender Fahrt der eroberten Festung entgegen.

Die Brücke über die Wkra, einen nördlichen Nebenfluß des Narew gleich oberhalb der Stelle, wo dieser in die Weichsel mündet, war natürlich gesprengt, aber man arbeitete, was das Zeug hielt, an einer Kriegsbrücke. Eine Reihe von Stegen war schon über die Wkra gelegt, und über sie marschierte ein ununterbrochener Strom von Gefangenen. Die Leute sahen zum Teil sehr vergnügt aus; einige sangen und waren etwas angeheitert; andre jedoch waren so herunter, daß sie von Kameraden gestützt werden mußten, die noch fester auf den Beinen waren.

Wir warteten und unterhielten uns mit einigen deutschen Offizieren, die uns berichteten, daß der entscheidende Angriff gegen den nordöstlichen Frontteil im Winkel zwischen Wkra und Narew erfolgt sei. Die letzte Artillerievorbereitung war einige Stunden lang von achtzig schweren Geschützen durchgeführt worden, von denen sechzig auf der verhältnismäßig kurzen Front von drei Kilometern vereint gewesen waren.

Die Festung hatte einen Umkreis von 50 Kilometern. Gewöhnlich rechnet man einen Mann Besatzung auf den Meter der Peripherie. Demnach hätten sich etwa 50000 Mann darin befinden müssen. Die Zahl der Gefangenen betrug aber 90000, von denen freilich die größere Hälfte Arbeitssoldaten waren. Der Angriff, der die Widerstandskraft der Russen endgültig gebrochen hatte, war von sächsischer Landwehr ausgeführt worden, genauer von der Landwehrbrigade Graf Pfeil. Nachdem die Deutschen die große Bresche in den Fortgürtel gelegt hatten, sandte General Bobr am 19. August abends 11 Uhr zwei Parlamentäre zum Generaloberſten von Beseler, um die Übergabe der Festung abzuschließen. Der deutsche Befehlshaber aber hatte sie zurückgeschickt: er forderte die eigene Unterschrift des Kommandanten unter der Kapitulation. Endlich fand sich dieser selbst ein und unterzeichnete die Übergabe, fügte jedoch hinzu, er könne sich nicht für ein paar von den südlichen Forts verbürgen; deren Befehlshaber wollten sich noch nicht ergeben. Beseler antwortete kurz, die Beschießung dieser Forts werde aufs neue eröffnet werden.

Als wir reichlich lange den Strom der Gefangenen hatten vorbeiziehen lassen, baten wir die deutschen Feldwebel, uns den Weg freizumachen, und kamen so aufs andre Ufer. Auch hier wimmelte der ganze Weg von Gefangenen; viele von ihnen waren betrunken.

„Wo habt ihr Branntwein herbekommen?“ fragte ich.

Ein schwarzbärtiger Russe antwortete mit schwerer Zunge: „Einige haben Wodki aufgetrieben und sind voll, andre haben keinen erwischt und sind traurig.“ Die andern lachten dazu.

Neben der Straße lag ein Russe scharrend in einem Kartoffelacker. Als ich seine Kameraden fragte, ob er Kartoffeln suche, antworteten sie: „Nein, er kann nicht mehr auf den Beinen stehen, er ist stockbetrunken.“ Später erfuhr ich, daß die Mannschaft in einem Lagerhaus

einen Spiritusvorrat geplündert hatte. Im übrigen sahen die Russen prächtig aus, schöne, große, gutgebaute Leute mit ausgezeichneten Uniformen, Stiefeln und Mützen — das beste Soldatenmaterial, das man sich wünschen kann.

In der Nähe der Zitadelle kamen Generalleutnant E....., Major H....., Polizeimeister von Glasenapp, Dr. Ganghofer und andre in Automobilen an uns vorübergefahren. Ich stieg einstweilen in Ganghofers Auto, während mein eigner Wagen geholt wurde; die neue Brücke war nämlich bereits fertig! Es ging wie im Märchen!

Auf einer Wiese lagen 200 Pferde in ihrem Blute; einige waren von Granaten getroffen, die übrigen erschossen worden, damit sie nicht eine Beute der Deutschen würden. Auch an andern Stellen lagen Haufen von Pferdekadavern.

Von der Zitadelle und ihren Nebengebäuden stiegen undurchdringliche Rauchwolken auf. Kasernen, Offizierswohnungen, Magazine, alles stand in lichter Lohe, und durch die Fenster sah man wie in weißglühende Schmelzöfen, in denen die Patronen knallten. An den brennenden Häusern vorüber fuhren wir das Ufer entlang, wo der Narew in die Weichsel mündet. Sicher war es hier nicht. Jeden Augenblick konnte ein Munitionslager in die Luft fliegen, und vom südlichen Weichselufer, das noch teilweise in russischen Händen war, oder wo wenigstens russische Soldaten herumstreiften, schoß man munter auf uns herüber. Neben der Weichselbrücke, die von großen roten Metallzylindern getragen wurde, lag eine ganze Flottille gesprengter Dampfer, deren weiße Rettungsbojen zum Teil bei den Sprengungen aufs Land geschleudert worden waren. Hier begegneten uns zwölf deutsche Soldaten, die vor vier Tagen den Russen in die Hände gefallen, aber gut von ihnen behandelt worden waren und jetzt ihre Freiheit wieder erlangt hatten. Ein Festungslazarett mit einer großen Anzahl Kranker war in Brand gesteckt worden; glücklicherweise waren die Deutschen zur rechten Zeit gekommen, um wenigstens die Patienten zu retten.

Überall Verwüstung und Feuer! Gewaltige Getreidelager brannten und glühten, und es roch in ihrer Nähe nach verbranntem Brot. Vieles wurde gleichwohl gerettet, Mehl, Konserven usw. 700 Kanonen und Massen von Munition fielen in die Hände des Siegers. Von den

Geschützen waren viele modern, die meisten jedoch von älterem Modell. Der größere Teil der Geschütze war zerstört, indem das Verschlußstück oder ein andrer wichtiger Teil weggeschafft, wahrscheinlich in die Weichsel geworfen worden war. Man fand auch zwei Ballonabwehrgeschütze, die 3400 Meter hoch schossen, und drei vortreffliche Scheinwerfer. Die Eisenbahnbrücke über den Narew war gesprengt. Um den Wirrwarr zu vermehren und die Wiederherstellungsarbeit zu erschweren, hatten die Russen zwei Züge mitten auf der Brücke aufeinanderstoßen lassen!

Als wir genug der Verwüstung gesehen hatten, bestiegen wir wieder die Automobile, um nach Fort XVI zu fahren. Auf dem Wege dorthin hielt uns ein Posten an.

„Was ist denn los?"

„Seine Majestät wird erwartet. Der Weg soll freigehalten werden."

Ein Offizier erlaubte uns aber weiterzufahren, und von ihm hörten wir, Kaiser Wilhelm werde gegen 3 Uhr kommen und seinen Truppen in einer Parade auf dem Feld vor dem genannten Fort seinen Dank abstatten.

Rechtzeitig erreichten wir noch den Platz, um die Landwehrbrigade Graf Pfeil und ein Landwehrregiment aufmarschieren zu sehen. Ein Automobil nach dem andern raste heran. Die Generalität und viele Offiziere bildeten vor der Front eine immer größer werdende Gruppe. Zuletzt kam Generalfeldmarschall von Hindenburg in Begleitung seines Stabschefs und Freundes Generalleutnant Ludendorff. Da ging ein Summen durch die Massen, und aller Augen waren auf den Sieger von Tannenberg gerichtet.

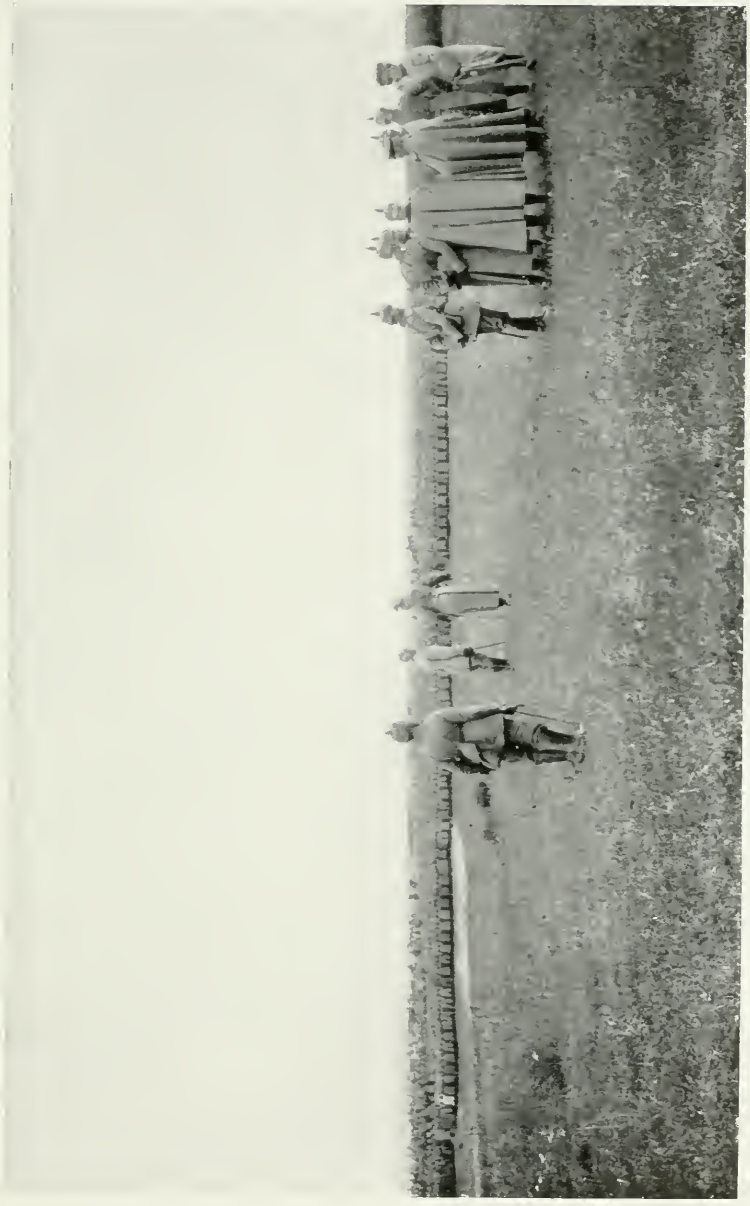
Nun fuhr eine Reihe von Automobilen nach der Stelle, wo wir uns befanden. Jugendlich frisch entstieg dem ersten der Kaiser und ging mit festen Schritten zu seinen Offizieren, die er begrüßte. Die Truppen marschierten vorüber. Kein Mann entging dem scharfen, suchenden, wachsamen Blick des Obersten Kriegsherrn. Während ein Viereck um den Kaiser und die Generalität gebildet wurde, sprach Seine Majestät lange mit dem Feldmarschall. Darauf nahm er Oberst Graf Pfeil beiseite und ließ sich über den Sturm auf die Wkrafront berichten.

Dann trat der Kaiser allein in die Mitte des Vierecks und sprach mit einer Stimme, die über das ganze Feld schallte, ohne daß eine Silbe

Weltkrieg 1914 1915

Wilhelm I.R

Kommando von Nowo-Georgiewsk vom 20/VIII 15



Kaiserparade vor Nowo-Georgiewsk am 20. August 1915.

verloren ging. Er dankte den Soldaten für ihre Tapferkeit und den unvergänglichen Ruhm, den sie dem Reiche erworben, und für die neuen Lorbeeren, die sie an ihre schon so oft sieggekrönten Fahnen geknüpft hätten. Der Herr der Heerscharen habe seine Hände über sie gehalten und ihr Tun zum Besten des Vaterlandes gefördert. Mit dankbarer Anerkennung nannte er den Eroberer Antwerpens, der heute abermals den Namen einer großen Festung mit seinem eigenen verbunden habe. Er dankte dem Grafen Pfeil, der den Durchbruch geleitet hatte, und er dankte jedem Truppenverband besonders. Daß er auf dem Schlachtfelde selbst zu seinen Soldaten an diesem Tage reden könne, an dem Nowo-Georgiewsk gefallen, betrachte er als ein Glück, das er nie vergessen werde!

Der Kaiser sprach langsam und sicher. Kein Wort wurde wiederholt. Die Stimme vibrierte nicht im geringsten, sondern schallte mit der befehlenden Kraft eines Imperators. Aus der ganzen Art des Kaisers, aus seinen Bewegungen, seinem Tonfall sprach die unerschütterliche Gewißheit des Sieges auf allen Fronten. Inmitten seiner Truppen stand er wie die Verkörperung von Deutschlands unüberwindlichem Willen, seine Widersacher niederzuwerfen und das neue Reich auf einer breiteren Grundlage aufzubauen als zuvor.

Von den Generalen und andern Offizieren begleitet, kehrte der Kaiser nach seinem Automobil zurück. Mit Admiral von Müller und Exzellenz Treutler ging ich in derselben Richtung. Als ich etwa 10 Meter entfernt an dem Wagen des Kaisers vorüberkam, hörte ich seine Stimme meinen Namen rufen und eilte auf ihn zu. Links von ihm saß Generaloberst von Beseler, auf dem Vordersitz der Generalstabschef, General Freiherr von Falkenhayn, und sein Adjutant.

„Was sagen Sie dazu! In wenigen Tagen zwei Festungen wie Kowno und Nowo-Georgiewsk!“ waren des Kaisers erste Worte. Und dann zählte er auf, was an Gefangenen, Geschützen und anderm Material an beiden Plätzen erbeutet worden sei. Seine Augen blitzten. „Wer macht uns so etwas nach!“

Exzellenz von Beseler nickte und lächelte dazu, als dächte er: als wir uns vor vier Tagen sprachen, glaubten wir noch nicht, daß es so schnell gehen würde.

Der Kaiser sah ebenso frisch und prachtvoll aus wie das letztemal, als ich ihn in Schlesien sah: ein Bild gesammelter Kraft und Energie, und er wird sich keine Ruhe gönnen, ehe nicht der Sieg vollständig und Deutschlands Zukunft unangreifbar gesichert ist.

Noch ein kräftiger Händedruck, und das Auto fuhr nach der Westseite des Festungsbereichs, wo einem andern Korps in derselben Weise der Dank des Kaisers abgestattet werden sollte. —

Auch für uns war der Tag noch nicht zu Ende. Ganghofer und ich hatten dem Chef von Beselers Fliegerkorps, Hauptmann K....., versprochen, seine und seiner Kameraden Gäste in ihrer großen, trefflich eingerichteten Station bei Zegrze zu sein. Dort verlebten wir einen Abend und eine Nacht, die Ganghofer und ich sicher niemals vergessen werden. Es war 3 Uhr morgens, als wir aufbrachen, und $^1/_2 5$ Uhr, als wir unsre Zimmer in Warschau nach einem erlebnisreichen Tag von vollen vierundzwanzig Stunden wieder erreichten.

Hauptmann Voegts und mein Quartier in Wierpole.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der große Rückzug.

Nach einem wohlverdienten Ruhetag bestieg ich am Nachmittag des 22. Augusts aufs neue ein Kriegsautomobil, das mir Hauptmann M....., der Chef des Automobilwesens in Warschau, mit gewohnter Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt hatte. Zwei Chauffeure, der Mechanikermeister Degenhardt und der Elektromonteur Wünsche, begleiteten mich. Mein Ziel war nochmals die Armee des Generaloberſten von W....., die jetzt weit entfernt in Kongreß-Polen lag.

Das Wetter war strahlend. Festliche Musik spielte auf dem Sächsischen Platz vor der russischen Kathedrale. In Praga wurde ich gebeten, einen Reservisten aus Schlesien nach Nowo-Minsk mitzunehmen; alle Wagen, die nach Osten fahren, müssen, soweit es ihr Raum gestattet, zurückkehrende Urlauber aufnehmen.

Die Straße ist vortrefflich und sehr belebt. Mit Mehlsäcken beladene Wagen bewegen sich in langen Reihen nach Osten. Die Fahrer auf den

Pferden der schweren Artilleriekolonnen lesen im Sattel Zeitungen und Briefe. Einer langen Infanterieabteilung folgt ihr Kampf- und Bagagetrain. Die Leute hoch oben auf den Gepäckwagen sehen sehr zufrieden aus, sie brauchen nicht zu marschieren. In rasender Geschwindigkeit kommt uns ein Auto entgegen, ich höre meinen Namen rufen, aber ehe ich noch Freund P.... erkenne und ihm zuwinken kann, ist er schon in weiter Ferne.

In Nowo-Mińsk steigt mein Reservist aus und bedankt sich für die Fahrt. In Kaluszyn, einem Dorf mit baufälligen Holzhäusern, stehen Juden mit Frauen und Kindern und gaffen. Wald, Äcker, Wiesen, alles gleitet wie im Fluge vorüber. Oft ist die Straße von Weiden eingefaßt. Bei gesprengten Brücken sind Pioniere in voller Arbeit.

68 Kilometer steht auf einem Meilenzeiger — fabelhaft, wie rasch die Deutschen nach Osten vorrücken! Wieviel Tage ist es denn her, daß ich die Russen noch bei Praga liegen sah! Und schon ist die jetzige Front noch weit entfernt! In S..... hat jetzt Prinz Leopold sein Armeeoberkommando; er ist gerade auf Jagd, aber ich finde Oberst W....., der mit W.....s Stab telephoniert. Man erwartet mich dort schon zum Abendessen. Da heißt's Eile!

Die Dämmerung sinkt herab. Die Straße wird schlechter. Einige Reiter traben vorüber, Automobile mit Verwundeten begegnen uns und ungarische Trainkolonnen unter der Flagge des Königreichs. Einsame Schornsteine verraten, wo früher Gehöfte standen! In der kleinen Judenstadt Mordy strahlt Licht aus allen Fenstern. Es ist 8 Uhr. Der Mond schwebt rotgelb über dem Walde. Zivilarbeiter gehen, die Spaten über der Schulter, nach Hause. Die schwarze Silhouette einer Windmühle hebt sich von den mondbeglänzten Wiesen ab. Das Land ist wieder offen und die Straße mit einer prächtigen Allee versehen. Der Lichtschein unsrer Lampen fällt immer wieder auf deutsche Trainkolonnen.

Nun wird der Weg miserabel. Die zurückgehenden Russen haben mit Hacke und Spaten tiefe Querschnitte hineingemacht, die bisher nur notdürftig mit Erde und Reisig zugeworfen wurden. Das Automobil schwankt auf und ab, es knackt in seinem Rumpf. Die Allee hört auf, weder Häuser noch Bäume sind zu sehen, alles vor uns nackt und öde. Selbst Trainwagen fahren nicht mehr. Die Scheibe des Mondes ist weiß geworden, und sein Schein liegt eisigkalt auf der polnischen Ebene.

Eine mit Juden beladene Fuhre huscht vorüber. Links zeigen sich plötzlich zahlreiche Lichter wie erleuchtete Fenster einer Stadt: Lagerfeuer biwakierender Trainkolonnen, umgeben von einem leichten Rauchschleier.

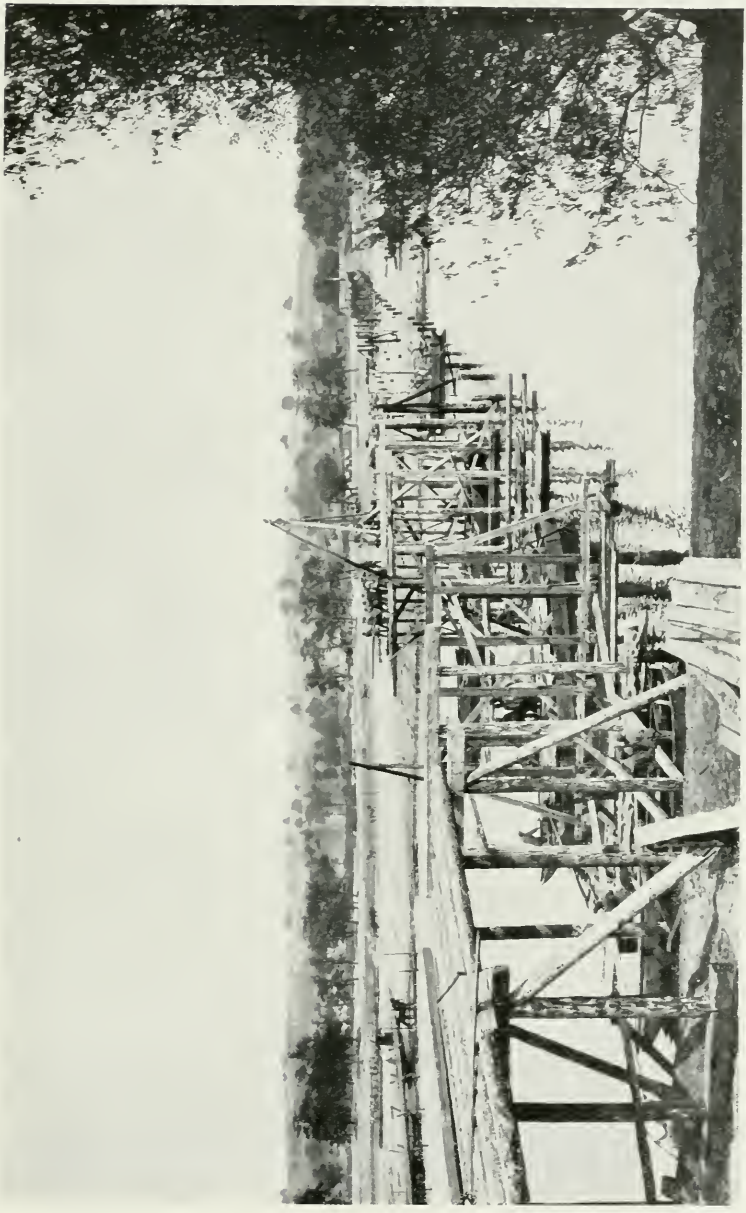
Die Stunden vergehen langsam. Vor uns brütet das Dunkel und die Nacht. Erst jetzt fahre ich dem wirklichen Osten entgegen mit allem, was dieses Wort umfaßt. Die Ferne vor mir ist die russische Steppe, und dahinter liegt das große Asien mit seinen Wüsten und Bergen, wo ich zwölf lange Jahre gereist bin! Welch eine Fülle und Wucht aufsteigender Erinnerungen!

Hinter Losice wird die Straße schmäler. Kein lebendes Wesen ist mehr zu sehen — niemand, den man fragen könnte. Dorf Falatycze kann aber nicht mehr weit sein. Da sind Brandruinen eines kleinen Fleckens erkennbar — die Essen stehen wie Gespenster im Mondschein. Sollte das Falatycze sein? Wir halten an einem Wegweiser, können aber nichts entziffern. Schließlich kommen wir auf einen Feldweg, den die Spezialkarte nicht verzeichnet. Nur immer weiter, weiter! Die Stille ringsum ist unheimlich. Vor einigen Tagen erst ist die Sturmflut des Krieges über dieses Land gebraust — und nun Totenstille weit und breit!

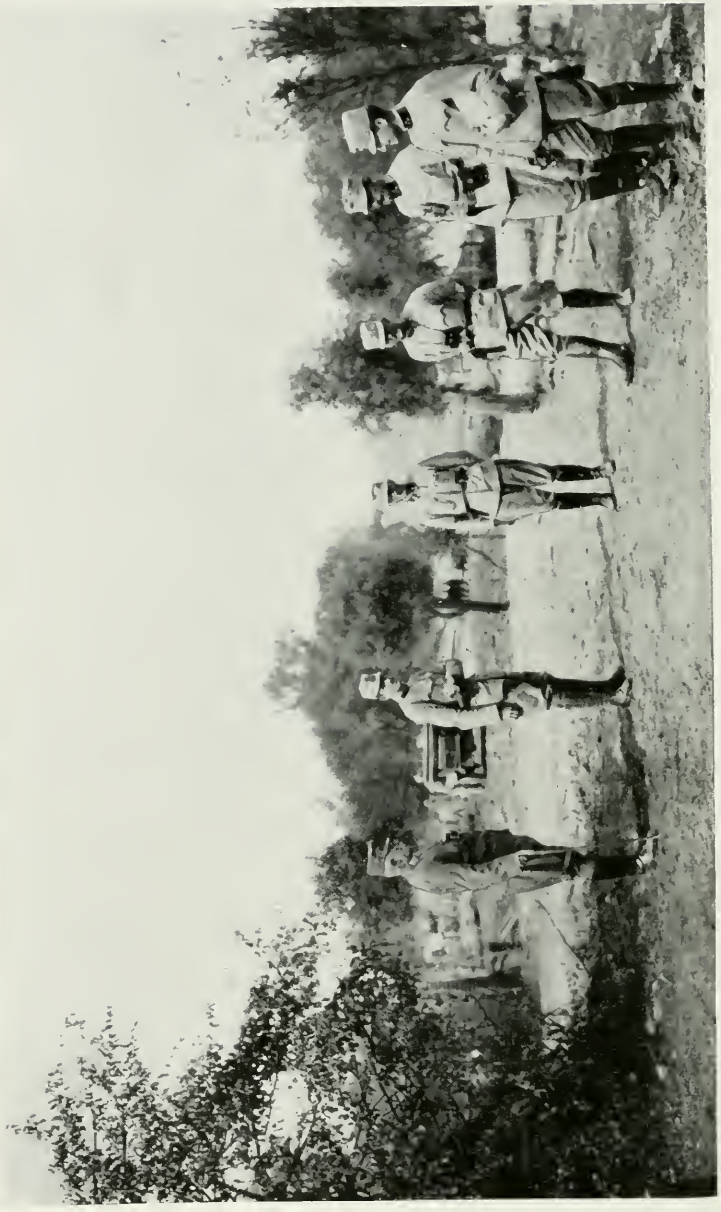
Da tauchen vor uns neue Lichter auf — ein Dorf, ein Park, ein Schloß, ein Posten: wir sind in H....., wo Generaloberst von W..... sein Quartier hat.

Es ist 11 Uhr, das Abendessen längst vorüber. Aber ich treffe die Herren noch bei Tisch. Nach seinem berühmten Weichselübergang angesichts des Feindes hatte W..... die Russen unwiderstehlich vor sich hergetrieben und war in fünf Wochen 260 Kilometer vorgerückt! Jetzt wohnte er hier im Schlosse H....., das der Gräfin P..... gehört.

Am folgenden Tag unternahm ich eine kleine Ausfahrt in Gesellschaft des liebenswürdigen Hauptmanns Grafen B....., den ich früher beim General von P..... getroffen hatte; jetzt war er österreichisch-ungarischer Verbindungsoffizier bei W..... Nordwärts durch die unversehrten kleinen Dörfer Grzybów, Sarnaki, Rozwadów, Mierzwice-Nowe gelangten wir an den Bug, wo wir den österreichischen Ingenieuroberst Mischek trafen, der als Chef einer Pioniergruppe den Bau einer Brücke überwachte. In sechs Wochen hatte er 6420 Meter Brücken gebaut! Am 18. August waren die Russen vom Ostufer des Bug abgezogen —



Brückenbau über den Bug bei Jabuze.



Österreichische und ungarische Offiziere bei Jabuze.
(Links: Oberst Mischek und Erzherzog Franz Karl; am weitesten rechts Hauptmann Graf Brusselle.)

am selben Tag hatten die Deutschen eine Pontonbrücke über den Fluß geschlagen. Diese erste Kriegsbrücke rückte dann zu andern Wasserläufen weiter vor und war jetzt durch zwei so gut wie fertige österreichische Feldbrücken ersetzt, von denen die eine 180, die andre 370 Meter lang war. Das Holz hatte man aus den nahen Wäldern genommen.

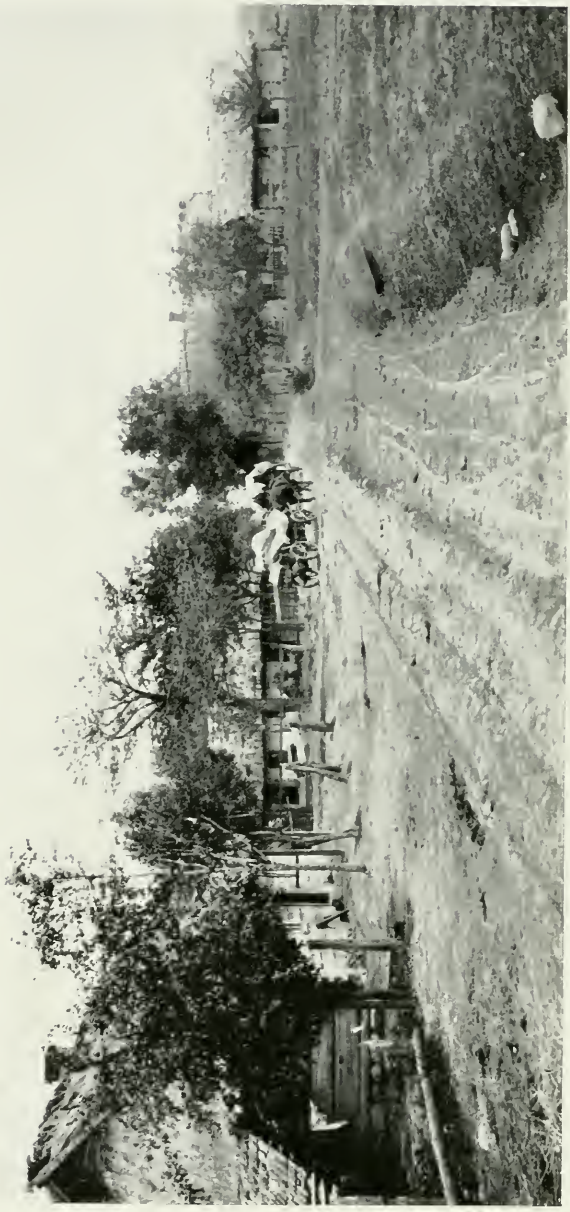
Von Mierzwice-Stare, einem von den Russen total niedergebrannten Dorf, das wohl auch unter ihrem schweren Artilleriefeuer am 17. August gelitten hatte, fuhren wir südostwärts durch dichten Wald und erreichten den Bug wieder bei dem Gute Zabuze, das gleichfalls in Trümmern lag, und wo eine Menge Russen beim Brückenbau helfen mußte. Hier war der zwanzigjährige Erzherzog Franz Karl dienstlich tätig, ein Enkel des Kaisers Franz Joseph, ein ungewöhnlich gewinnender und trotz seiner Jugend ernster Mann.

Der Bug bildet die Grenze zwischen Kongreß-Polen und dem Gouvernement Grodno. Jenseits des Bug liegt das alte, völlig russifizierte Podlachien.

Nach H..... zurückgekehrt, besuchte ich die verwitwete Gräfin P..... und ihre Tochter. Viele Häuser und Gehöfte ihrer Besitzungen hatten die Kosaken zerstört, und in ihren Ställen standen von dreihundert Tieren nur noch acht!

Am 24. August rückte das Armeeoberkommando W..... von H..... schon wieder 37 Kilometer weiter nach Nordosten vor in das Bauerndorf W..... Am Abend vorher hatte jeder einen „Fahrplan" erhalten, und als die Automobile am Nachmittag auf dem Hofe vorfuhren, wußte jeder, wo sein Platz war — der meine im dritten Automobil mit Major von G... und einem Arzt —, und nun ging es ohne Rücksicht auf den schlechten Weg drauflos, als gälte es ein Wettrennen. Bei einer Verwundetenkolonne hielten wir; der General stieg aus, um mit den Offizieren und Soldaten zu sprechen, die in der vergangenen Nacht im Kampf fürs Vaterland ihr Blut vergossen hatten.

W..... ist eigentlich nur eine lange Dorfstraße, an deren Westende die besseren Häuser mehr zerstreut liegen. Ein Gendarm ritt heran, grüßte und sagte: „Der Herr Doktor wohnt mit Herrn Hauptmann V.... im ersten Hause links beim Eingang in die Dorfstraße." Bald hatten wir unsern Palast erreicht, eine kleine Hütte mit einer Wanduhr draußen.



Dorfstraße in Wierpole.

Im Zimmer ein Bett, das Pioniere aus Birkenästen zusammengefügt und mit Stroh gefüllt hatten, ein kleiner Tisch und ein Stuhl, sonst nichts. Und gescheuert war es auch, es roch noch feucht, und die Schaben liefen eilig über Fußboden und Herd. Unser nächster Nachbar war Hauptmann D....., der Chef der Fliegerabteilung bei W.....s Armeequartier; gegenüber wohnte Graf B.....

Ein paar unglückliche Frauen, die sich in den Wald geflüchtet hatten, waren eben zurückgekommen und wurden mit Speise und Trank be-

Generaloberst von W.....s Quartier in Wierpole.

wirtet. Vor der Flucht hatten sie ihre Kostbarkeiten, einen Webstuhl und ein paar Spinnrocken, auf dem Gehöft vergraben.

Der Armeechef selbst wohnte mit Oberstleutnant H... und Graf P..... in der kleinen Hütte eines Försters, die, von geschickten Pionieren frisch geweißt, ganz gemütlich aussah. Die Hälfte einer großen Scheune war für den Generalstab eingerichtet; dort lagen schon die Karten auf den Tischen bereit; die andre Hälfte war mit Birkenlaub ausgeschmückt, sie sollte als Kasino dienen. Alles das Werk der Pioniere! Schon klingelte das Telephon, und am ersten Abend konnte man bereits mit Berlin sprechen!

Die Nacht in meiner ärmlichen Hütte gab mir eine lebhafte Vorstellung davon, was eine Einquartierung in Polen im Kriege zu bedeuten hatte, und vergegenwärtigte mir die Wahrheit einer Episode aus der schwedischen Geschichte, als Karl XII. mit seinen Truppen in dieser Gegend lag. Nicht weit von hier war das Dorf Poplawy bei Braňsk, das lauter Edelleute und ihre Damen bewohnten. Kleine viereckige Löcher waren die Fenster, geöltes Papier und Holzläden die Fensterscheiben. Man saß zusammengekauert auf dem gestampften Erdboden vor dem großen Herd, wurde auf der einen Seite gebraten und erfror

Generalstabsgebäude und Kasino in Wierpole, eine Scheune.

auf der andern, und der Rauch schwebte wie ein Thronhimmel über den Köpfen, denn Schornsteine gab es nicht, die Fenster mußten daher offen stehen. In Rock, schmutzigem Hemd und auf bloßen Füßen trippelten hochgeborene Damen umher und kochten über dem Feuer Erbsen für den ganzen Tag. Der junge Prinz Max meinte, die zweibeinigen Weiber genügten, und warf daher eine Sau mit ihren Ferkeln hinaus, die aber immer, sobald die Tür sich auftat, wieder hereinrasten. Als dann die ganze Familie auf den Ofen hinaufkroch, um zu schlafen, wurden die vierbeinigen Einwohner endgültig hinausgesetzt, wütend auf den königlichen Besuch, der sie ihrer ortsüblichen Rechte beraubte.

Auch von W..... aus unternahm ich mit dem Grafen B..... eine sehr interessante Ausfahrt. Sie führte uns am 25. August über

das völlig zerstörte Dorf Tokary und das verschont gebliebene Makarówo nach der kleinen Stadt Wysoko-Litowsk, wo wir von einem österreichischen Stab gastfreundlich aufgenommen wurden und in dem Park die Ruinen eines Schlosses besichtigten, in dem Napoleon gewohnt haben soll.

Über Raśna kamen wir nach Lesok. Der Krieg hat hier überall seine Spuren hinterlassen. In Lesok rauchten noch die Ruinen, und im Osten und Südosten sah man nichts als brennende Dörfer. Von Karolina aus, wo wir dem 13. Honvedregiment mit Fuhrwerktrain und Gepäckpferden begegneten, zählten wir nicht weniger als zehn brennende Dörfer im Osten und mehrere im Nordosten! Jasieniówka war dem Erdboden gleichgemacht; noch umzüngelten die Flammen die stehengebliebenen Schornsteine, und die Obstbäume waren schwarz und verkohlt. Kein Mensch war zu sehen; erst gestern waren die Russen hier gewesen. In Susżki brannten die Bauernhöfe und die große Meierei des Orts. Hier begegneten wir einigen Kavallerieoffizieren auf schaumbedeckten, halbwilden Pferden, die in Staub gehüllt mit flatternden Mänteln und rasselnden Säbeln nach Osten sprengten; von ihnen hörten wir, General Kraus stehe mit seinem Stab auf der kleinen Anhöhe Nr. 200 südöstlich von Susżki.

Wir fuhren so weit, wie es bei dem feindlichen Feuer möglich war, und gingen dann im Schutz eines Wäldchens zum General hinauf. Soeben rückte eine österreichische Infanteriedivision mit glänzender Tapferkeit unter einem Regen russischer Granaten und Schrapnells gegen die zäh verteidigten Nachhutstellungen des Feindes vor, während die Russen wie graubraune Ratten zwischen den Bäumen verschwanden.

Der General war begeistert über den Mut und die Verwegenheit der Seinen. Die wilde Jagd nach Osten ging ungehindert weiter. Aber im Nordosten standen schon wieder die Dörfer Lisowczyce, Lubaszki und Jannsze in lichter Lohe; schwarze Rauchsäulen und Garben von Funken stiegen auf. Im Osten und Südosten brannte alles, was in Sehweite war. Überall da, wo die Feuer aufflammten, rückten die Russen ab, das ist ja ihr Abschiedsgruß! Dieselbe Methode haben sie gegen Karl XII. angewandt, und noch 1812 gegen Napoleon. Aber damals gab es keine Eisenbahnen. Was nützt die wahnsinnige Zerstörung jetzt? Die Deutschen pfeifen auf die Bauernhöfe; außerdem konnte die Verwüstung auch gar nicht konsequent durchgeführt werden, und für 4 oder 5 Rubel — das sei

der gewöhnliche Preis, hörte ich — konnte man die Schonung von den Brandstiftern erkaufen. So blieben immer noch Quartiere genug übrig; in W..... z. B. fanden wir alle Obdach. Der einzige leidende Teil ist die unschuldige Landbevölkerung, diese anschwellende Woge obdachloser Menschen, die nach Osten gejagt wird! Millionen solcher Ärmsten waren nun schon auf dem Wege ins innere Rußland, und so weit entlegene Städte wie Kiew, erzählte man, seien bereits von Flüchtlingen überfüllt. Massenhaft versteckten sich auch die Leute in den Wäldern, um später halbtot

Österreichisch-ungarische Offiziere beobachten die Flucht der Russen.
(Der zweite von links: General Kraus.)

vor Schreck und Hunger zu Aschenhaufen und Ruinen zurückzukehren! Welche Erbitterung gegen die russische Obrigkeit dadurch erzeugt wurde, ergibt sich von selbst. Eine Saat von wildem Haß und Abscheu wird aufgehen, nicht gegen den Feind, sondern gegen den eigenen Herrn!

Bei Wierchowicze weiter nördlich fanden wir den Chef einer andern Infanteriedivision, General von Podhorányszky, mit seinem Stab. Ein Fesselballon stand in der Luft. Auf allen Straßen wimmelte es von marschierenden oder rastenden Truppen, deutschen, österreichischen und ungarischen durcheinander. Hinter D..... arbeitete General B..... in einem Wagenschuppen, und in einer Scheune tranken wir Tee mit den Herren vom Stab, dem auch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen zugeteilt war.

Rastende österreichisch-ungarische Truppen bei Wierchowiege.

Die Pioniere beim Bau des Hauses für den Generalstab in Wierpole.

Hinter Piesczatka bogen wir wieder auf wohlbekannte Wege ein und erreichten rechtzeitig W..... Neben der Scheune waren Pioniere damit beschäftigt, ein prächtiges Haus für die Generalstabsoffiziere zu zimmern. Soll denn der Aufenthalt hier von langer Dauer sein? „Nein, durchaus nicht. Vielleicht müssen wir schon morgen oder übermorgen wieder fort.“ Trotzdem scheute man vor dieser Arbeit nicht zurück, und wenn es nur für eine Nacht war! Ehe noch ein von den Russen angezündetes Gehöft ganz niedergebrannt ist, erhebt sich in der Nähe schon wieder ein neues!

Als wir nach dem Abendessen vom Kasino in unsre Quartiere zurückkehrten, strahlte im Südosten der Horizont in roter Glut. Was war das? Brest-Litowsk brannte! Auch dort packten die Russen also ein! Ist es wirklich möglich, daß sie eine ganze Stadt zerstören, die in Friedenszeiten 55000 Einwohner und einen Wert von Hunderten von Millionen hat? Sie ahnen wohl, daß sie nach ihrem großen Rückzug niemals wieder in diese Gegenden zurückkommen werden, und dem Feinde wollen sie daher den Gewinn einer ganzen Stadt nicht gönnen.

In meiner dunkeln Hütte zündete ich das Licht an, das auf der Tischkante mit Stearin festgeschmolzen war. Wie dürftig und ärmlich diese Hütte, nichts hat ihr Besitzer dagelassen. Nur die Schaben sind geblieben. Da fällt mein Blick auf ein kleines Buch auf dem Boden. Die dürftigen Pappdeckel sind in grobe Leinwand eingenäht. Ich schlage das Titelblatt auf: „Russkaja Istorija“, eine Geschichte Rußlands. „Lehrbuch für Stadt- und Kreisschulen, ausgearbeitet von Ar. Turzewitsch. 14. Auflage. Mit Genehmigung des wissenschaftlichen Komitees des Kultusministeriums. Wilna 1912.“ Das zerfetzte, abgenutzte Buch ist nur 172 Seiten stark, auf denen obendrein 7 Karten und 85 Bilder untergebracht sind. Aber fünf ganze Seiten Text sind doch Karl XII. gewidmet und ebenso viele Napoleon!

Ich warf mich aufs Stroh und begann beim flackernden Licht der Kerze zu lesen. Ich las eine Stunde, ich las zwei. Aber dann war der Stearinstumpf niedergebrannt, und ich mußte abbrechen. Am Morgen aber packte ich die „Geschichte Rußlands“ in meinen Koffer, um sie als eine Erinnerung an W..... mitzunehmen, und den Lesern dieses Buches im übernächsten Kapitel einiges daraus zu erzählen.

Arme Leute in Okuniew.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die brennende Stadt.

Am 26. August nahm ich zum drittenmal Abschied von Generaloberst von W..... und seinem Stab, fuhr mit Hauptmann D..... in seinem Auto nach Wysoko-Litowsk und dann weiter südlich auf der breiten sandigen Straße bis zum Dorfe Kotera, das ebenso wie seine Nachbardörfer Wolczyn und Dubowoje von Grund aus zerstört war. Als wir in Wleliczkowicze wieder den Bug erreichten, begegneten uns kleine Abteilungen eines Ulanenregiments; ihnen folgten einige Schwadronen Dragoner, dann Feldartillerie, Train, abermals Schwadronen, ein ganzes Regiment, mehrere Regimenter — nein, eine ganze Division, überaus malerisch in der etwas nebligen Luft.

Jenseits des Bug führte der Weg durch sumpfiges Gelände. Ein Automobil war schon im Schlamm steckengeblieben; Artilleristen waren dabei, es flott zu machen, um einer Maschinengewehrabteilung freie Bahn zu

Gardefeldartillerie am Bug.

schaffen. Uns ging es ebenso, und mit einiger Verspätung trafen wir in J.... ein, wo in einem Schlosse das Generalkommando eines Armeekorps untergebracht war.

Das Mittagessen war bereits vorüber. Aber der Stabschef, Major D....., ein Bruder meines Reisekameraden, ließ gleich den Tisch wieder decken, und nach und nach versammelte sich daran eine kleine, auserlesene Gesellschaft: General von E....., der achtzehnjährige Erbgroßherzog von Oldenburg, Fürst M....., Hauptmann von H..... und mehrere andre Mitglieder des Stabs. Der Korpschef trug am rechten Arm eine blaue Binde mit dem Aufdruck „Gibraltar", wie sie noch die hannöverschen Regimenter haben, die vor hundert Jahren an Wellingtons Kämpfen gegen Napoleon teilnahmen.

Um 5 Uhr fuhren wir weiter über Bohukaly bis zu dem niedergebrannten Krzyczew, wo wir abermals auf einer Pontonbrücke den Bug überschritten. In den Waldungen am Ufer herrschte ein fürchterliches Gedränge: Fuhrwerk stand in langen Reihen, und es wimmelte von Reiterei und Infanterie. Nur Geduld! Ein paar Offiziere, die uns kannten, machten uns den Weg frei. Durch den Wald auf dem Ostufer ging früher keine Straße; jetzt hatte man in aller Eile eine angelegt, damit Truppen und Fahrzeug rasch nach Brest-Litowsk vorrücken könnten.

Endlich hörte der Wald auf, und wir fuhren über schwachgewelltes Gelände ohne Weg. Das Dorf Neple war zur Hälfte in Flammen aufgegangen; Koslowicze brannte und rauchte noch. In der Nähe von Fort I erreichten wir die Landstraße. Das Fort war aufgegeben; nicht einmal eine Wache war zu sehen und keine deutsche Flagge.

General E..... hatte uns geraten, schnell zu fahren, wenn wir noch etwas vom Einzug der Truppen in Brest-Litowsk sehen wollten. Aus dem Einzug wurde aber nichts. Sobald wir aus dem Wald heraus waren, erblickten wir im Südosten roten Flammenschein, und je näher wir kamen und je weiter die Dämmerung fortschritt, um so heller wurde der Horizont vor uns, und als die Dämmerung in Dunkel übergegangen war, flutete im Südosten ein Feuermeer, oder besser zwei, rechts die Zitadelle und links die Stadt! Ein großartiges, aber grauenhaftes Schauspiel, ein Anblick von der wildesten, ergreifendsten Schönheit,

wie ich noch keinen in meinem Leben hatte. Der Brand war so ungeheuer, daß die Flammen einander zu ersticken schienen; nur unmittelbar über den Hausdächern leuchteten sie hell; darüber verloren sie sich braunrot in pechschwarze Rauchwolken, die, von unten her beleuchtet, sich wälzten und wanden, um in freiere Regionen hinaufzugelangen.

Vom Fort aus führte die große Landstraße über das Dorf Rzeczyca, wo die Telegraphenstangen mit ihren Drähten noch standen und uns Scharen von Flüchtlingen begegneten. Dann fuhren wir südwärts an brennenden Häusern vorüber. Gerade vor uns lagen die Schmelzöfen der Zitadelle, doch trennte uns von den Mauern ein Wassergraben. Die Brücke darüber stand in Flammen, aber kecke österreichische Pioniere, wahre Salamandernaturen, schlugen mit Äxten die glühenden Balken herunter und hielten die Zerstörung auf. Eine andre Abteilung war bereits dabei, eine neue Brücke zu bauen. Aus dem Tor schlug eine Brathitze heraus, ebenso aus Fenstern und Schießscharten, und auf den Zinnen der Mauern hißten die Flammen ihre roten zerfetzten Flaggen. Auf einem Boot hinüberzufahren, war der Hitze wegen unmöglich. Wir bogen daher durch eine Allee ostwärts ab auf die brennende Stadt zu.

Bald umbrandete uns ein Feuermeer. Sollten wir die Fahrt durch Brest-Litowsk wagen? Wir waren schon nahe daran, im Rauch zu ersticken. Ertragen die Benzinvorräte und die Gummiräder des Autos diese Hitze? Ja, wenn wir schnell fahren und Plätze finden, die noch frei von Feuer sind. Also drauflos auf gut Glück!

Als wir bis in die Mitte dieser gigantischen Feuersbrunst gekommen waren, zeigte sich aber, daß überhaupt nur wenige Häuser noch unberührt standen, etwa zwanzig, und auch diese waren stark bedroht. Von den Einwohnern war nichts zu sehen; nur hier und da zeigten sich vereinzelte Soldaten.

Rings um uns siedete und zischte, knackte und knallte es. Dort steht ein großes Eckhaus — die Ziegelmauern halten noch stand, aber das Innere brennt wie ein riesiger Ofen; die Flammen schlagen aus den klaffenden Fensterhöhlen heraus, die Decken stürzen mit lautem Krachen nieder, die Dachbalken senken sich und stürzen in die Dachwohnung hinein; deren Boden gibt nach und stürzt in das Erdgeschoß

herab. Hinter diesem Haus unterbricht ein großer Hof die Straße und eröffnet einen Ausblick auf lauter brennende Stadtteile.

Wir fahren straßauf und straßab. Die Läden sehen aus, als hätte man sie vorher geplündert, die Wohnungen, als wären sie noch rechtzeitig geräumt worden. Dort wieder ein unversehrtes Haus zwischen zwei brennenden; auch seine Stunde hat bald geschlagen. Die russischen und polnischen Namen auf den grell beleuchteten Firmenschildern werden bald verschwinden. „Traktir", Wirtshaus, steht in großen Buchstaben über einem Tor; jetzt glüht seine Schwelle. „Gostiniza", Hotel — die Flammen wohnen jetzt in seinen Zimmern. Ein Kirchturm steht noch, von schwarzen Rauchwolken umgeben, roter Feuerschein auf seinen Mauern — die Vernichtung reicht nicht an ihn heran, der Kirchhof liegt schützend dazwischen. Vor einem Hause, dessen Dachstuhl eben einstürzt, steht ein heulender Hund. Eine Holzniederlage auf einem offenen Platz ist jetzt ein Riesenscheiterhaufen; die Stämme der Bäume ringsum sind vom Rauch geschwärzt, Äste glühen, und Blätter regnen knisternd herab. In der Mitte einer Straße schleicht eine obdachlose Katze.

Brest-Litowsk ist, nein, war eine Stadt mit breiten, geraden Straßen. Das Feuer hätte daher kaum über die Straßen hinüberspringen können. Die Kosaken müssen also mit Fackeln und Petroleum von Haus zu Haus geeilt sein, damit ja kein Obdach für die Deutschen übrigblieb; die Eroberer sollten nichts als Aschenhaufen und verkohlte Balken finden. Vielleicht hat die Bevölkerung Kostbarkeiten und Hausgerät mitnehmen dürfen, denn niemand versucht hier mehr Möbel und Betten auf die Straße zu werfen; sogar der ewige Jude fehlt in diesem der Vernichtung anheimgefallenen Neste. Nichts ist verschont geblieben. Wie Pompeji wurde Brest-Litowsk in einer einzigen Nacht zerstört. Der Brandschein lagert wie ein märchenhaftes Abendrot über der Ebene, schwarze Wolken rollen über die glühenden Ruinen, und über diesem entsetzlichen Bild schwebt der Mond in rotem Blut.

Wo sind die endlos langen Marschkolonnen, die wir am Ufer des Bug sahen, und die es so eilig hatten, dem fliehenden Feind nicht Rast noch Ruh zu gönnen? In Brest-Litowsk haben sie nichts mehr zu tun. Sie ziehen an der Stadtgrenze entlang; Geschütze, Radkränze, Säbel,

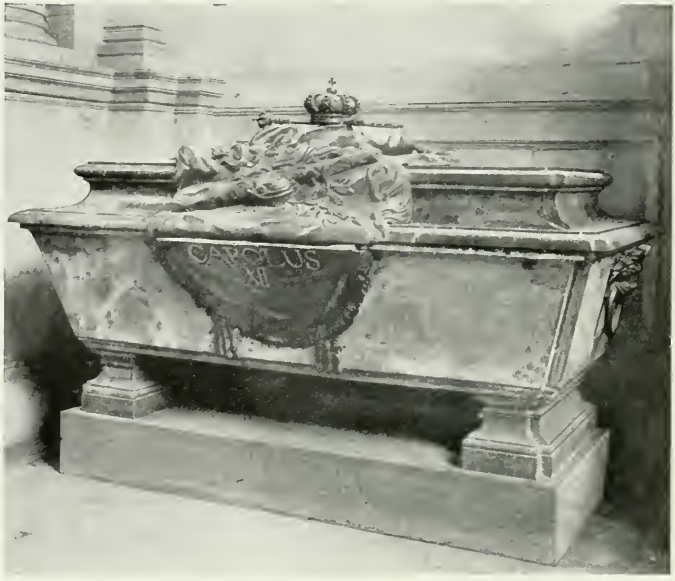
Bajonette blitzen dort im Brandschein, und lange, dunkle Schatten fallen auf die Felder. Die Soldaten singen nicht, schweigend betrachten sie das furchtbare Schauspiel, diese wahnsinnige Vernichtung von Werten, für die man alle Armen Polens ein Jahr lang hätte sättigen können!

Wir fahren noch 10 Kilometer nach Nordosten in die Nacht hinaus. Der Feuerschein wird matter, verschwindet, und wir sind in der Stille des Ödlandes. Hier ziehen keine Truppen mehr. Nur ein Biwak noch auf einer Wiese: Flüchtlinge aus der Gegend südlich von Lublin, die gezwungen wurden, der zurückgehenden russischen Armee bis hierher zu folgen.

Der Brand hinter uns ist zusammengesunken. Aber vor uns im Osten bedeckt sich der Horizont aufs neue mit Flammenkränzen: Dorf um Dorf geht in Feuer auf, Gehöft an Gehöft reiht sich zu einem glühenden Perlenband zusammen.

Wo sollten wir nun die Nacht zubringen? In der Stadt gab es keinen Winkel, wo man hätte ruhig schlafen können; die Häuser, die noch nicht brannten, konnten jede Stunde in Flammen aufgehen. Wir kehrten daher zu den Holzstößen auf dem offenen Platze zurück, wo es in einiger Entfernung erträglich war; ein Stück Kommißbrot und der Inhalt einer Konservenbüchse war unser Abendbrot, Kaffee erhielten wir von einem Küchenwagen in der Nähe, und dann schliefen wir vortrefflich in unserm Auto.

½5 Uhr fuhren wir aus Brest-Litowsk hinaus. Der Feuerschein kämpfte mit dem Licht des grauenden Tags. Auf einer österreichischen Feldbrücke kamen wir über den Bug und fuhren durch Terespol. Es roch nach Leichen, und Raben kreisten über dem Feld, auf dem herrenlose Hunde umherstreiften. In Siedlce nahm ich Abschied von meinem prächtigen Reisekameraden und fuhr in rasender Geschwindigkeit nach Warschau zurück, um von da den Heimweg anzutreten.



Der Sarkophag Karls XII. von Schweden.

Neununddreißigstes Kapitel.

Das Testament Peters des Großen.

Nun ein Wort über die Schulweisheit, die den russischen Kindern jahraus jahrein durch ihre Lehrer beigebracht wird. Der Leitfaden der Geschichte, der mir in W..... in die Hände fiel, ist dafür eine charakteristische Probe.

Die ersten Seiten des Buches erzählen von Rurik. Als die Slawen einsahen, daß sie sich nicht selbst regieren konnten, schickten sie Boten übers Meer zu einem warägischen Stamm, der sich Ros oder Rus nannte, und ließen ihm sagen: „Unser Land ist groß und reich, aber es herrscht dort keine Ordnung. Kommt und herrscht und regiert uns." Da fuhr Rurik über das Meer und gründete Nowgorod.

Dann hören die jungen Russen von dem Schicksal ihrer Vorfahren, von Oleg und Igor bis Alexander Newski und Iwan dem Schrecklichen,

von Jermak und Boris Godunow bis Alexei Michailowitsch und seinem Sohne Peter. Selbst in diesem kleinen Lehrbuch gewinnt man von Peter Alexejewitsch den Eindruck eines glänzenden Meteors, das in der Nacht der Jahrhunderte aufflammte. Er war es ja, der Karl XII. von Schweden besiegte, darin liegt seine unvergängliche Größe. Vom russischen Standpunkt aus ganz natürlich und berechtigt. Ziemlich lange verweilt der Verfasser bei Peters Jugend, seinem „lebhaften Charakter" und seiner Wißbegierde, die sich besonders auf Schiffe und Seefahrt erstreckte. Da ihm die Binnenseen zu klein wurden, begab er sich nach Archangelsk, baute hier zwei Schiffe und begab sich damit aufs Weiße Meer. Ebenso ausführlich werden seine Reisen behandelt, besonders der Aufenthalt in Zaandam, wo er als einfacher Schiffszimmermann arbeitete. Auf diesen Reisen im Ausland soll Peter erkannt haben, daß Rußland in ständiger Verbindung mit „den gebildeten europäischen Völkern" stehen müsse, und er „beschloß, was in seinen Kräften stand, zu tun, um sich einen Seeweg nach Westeuropa zu öffnen. Das nächste und bequemste Meer war das Baltische. Deshalb gedachte Peter mit einer starken Waffenmacht die Küsten der Finnischen Bucht zu erobern, die Schweden seinerzeit Rußland abgenommen hatte." Aber Schweden war damals nicht weniger mächtig; deshalb entschloß sich der Zar zu dem Kriege nur im Bunde mit Dänemark und Polen (!).

Dann folgt der Abschnitt über Karl XII. Seine Geschichte, soweit sie mit der Zar Peters zusammenhängt, ist in sechs Paragraphen eingeteilt: 1. Niederlage bei Narwa. 2. Beginn der russischen Siege. 3. Die Gründung Petersburgs. 4. Karls XII. Einfall in Rußland. 5. Die Schlacht bei Poltawa. 6. Der Friede von Nystad.

„Im Jahre 1700 begannen die Verbündeten gleichzeitig den Kampf gegen Schweden und zweifelten nicht an einem glücklichen Ausgang. Der König von Schweden war damals noch ein junger Mann, Karl XII., der ein leeres, beschäftigungs- und inhaltloses Leben führte und anscheinend zu ernsthaftem Widerstand unfähig war. Aber der Angriff der Feinde rief in ihm eine große Veränderung hervor. Für immer seinen Vergnügungen entsagend, wurde er ein ungewöhnlich tüchtiger Mann, lebte auf das einfachste und zeigte bald außerordentliche Feldherrntalente. Zunächst griff er Dänemark an, drang bis Kopenhagen vor und zwang

den dänischen König zum Frieden. Dann warf er sich auf Estland, griff die Russen, die Narwa belagerten, plötzlich an und schlug sie aufs Haupt, wobei die Russen viel Volk und alle Kanonen verloren."

Zar Peter aber ließ nach diesem ersten Mißerfolg den Mut nicht sinken. „Die Herren Schweden", sagte er, „besiegen uns vielleicht noch einmal. Wir aber werden von ihnen lernen, auch sie zu besiegen." Und dann berichtet das Lehrbuch von den Vorbereitungen zum nächsten Feldzug, wie Peter sein ganzes Volk auf die Beine brachte, wie die Kirchen ihre Glocken für Kanonen opfern mußten, spricht von Scheremetiews Zug nach Livland, von Nöteborg, Schlüsselburg, Nyenskans und Petersburg, und schließlich heißt es: „Peters geheimer Gedanke war verwirklicht; er stand an der Küste des Meeres, nach der er so beharrlich gestrebt hatte."

Der geheime Gedanke! Sawjetnaja mijsl. Sawjet bedeutet auch Testament! Wahrscheinlich meinte Peter damit nichts weiter, als daß er sein damaliges Kriegsziel erreicht habe, und das Gerede von seinem „Testament" ist, ebenso wie das von Peters weitblickenden Plänen schon bei Beginn des Krieges, eine Mythe, wenn die Russen auch im Lauf des Krieges manches gelernt haben mögen. Aber der Geist Rußlands nahm Peters erfolgreichen Gedanken auf und lernte einsehen, was das Fenster nach dem Meer zu bedeutete. Vor allem haben sich die Moskowiter das von den Engländern beibringen lassen, die bei direktem Warenaustausch mit dem Osten mehr verdienten, als bei einem durch Schweden vermittelten.

Wie weit geht dieser „geheime Gedanke" jetzt? Wenn die Russen nichts andres aus diesem Weltkrieg gelernt haben, so doch sicher dies eine: daß sie ersticken, wenn sie nicht eisfreie Häfen am offenen Meer besitzen. Diese Lehre wird die Politik Rußlands in der nächsten Zukunft nach dem Kriege bestimmen, wenn nicht jetzt schon geeignete Schranken dagegen errichtet werden, und „Zar Peters Testament", auch wenn es ein Mythus ist, wird in so harter Form Gestalt gewinnen, daß sogar die Siebenschläfer in meiner Heimat unsanft aufwachen werden!

Dann erzählt das Geschichtsbuch, wie Karl XII. in Rußland eindrang und wie die Russen beständig zurückwichen, alles auf ihrem Wege vernichtend. Peter hatte allen Grund, mit seinen Truppen zufrieden zu

sein. „Sogar Karl begriff, daß die russische Armee nicht mehr dieselbe wie bei Narwa war, und er sagte oft: Wir haben die Moskowiter gelehrt, Krieg zu führen.“ Eine solche Anerkennung seinem russischen Gegner zu zollen, dazu hatte Karl XII. aber niemals Gelegenheit. „Nichtsdestoweniger“, heißt es weiter, „war die Lage des Zaren sehr bedenklich. Da er nicht wußte, wohin die Schweden ziehen wollten, befahl er mehrere Städte zu befestigen und bereitete sich auf eine verzweifelte Verteidigung vor. Aber Karl drang nicht in das Herz Rußlands ein, sondern wandte sich nach Süden, nach Kleinrußland, wohin der kleinrussische Hetman Mazeppa ihn gerufen hatte.“ Karl sei aber von dem Häuptling der Saporoger betrogen worden. Wiederum ein Irrtum, der den Bedürfnissen des allrussischen Reichs entspringt.

General Lewenhaupt sei, so behauptet der Verfasser des Geschichtsbuches, vom Zaren aufs Haupt geschlagen worden. „Darauf begannen die schwedischen Heere unter Mangel an Proviant und unter Kälte schwer zu leiden. So schrecklich war die Kälte seit Menschengedenken nicht in Kleinrußland gewesen. Den Schweden erfroren die Hände und Füße, und sie kamen in großer Zahl um.“ Dann rückte der Zar mit der ganzen russischen Kriegsmacht bis zu den Ufern der Worskla vor, „und hier wurde am 27. Juni (alten Stils) 1709 die berühmte Schlacht bei Poltawa geliefert“.

„Als das russische Heer zur Schlacht aufgestellt war, wurde folgender Befehl des Zaren verlesen: ‚Soldaten! Jetzt ist die Stunde gekommen, die über das Schicksal des Vaterlands entscheidet. Ihr kämpft nicht für den Zaren Peter, sondern für das Reich, das ihm anvertraut ist, für das Vaterland, für unsern orthodoxen Glauben und für unsre Kirche. Behaltet im Kampf die Wahrheit und Gott, unser aller Beschützer, vor Augen und wisset, daß Peter sein Leben gering achtet, wenn nur Rußland glücklich ist.‘“

„Die Schweden rückten zuerst gegen die Russen vor, und ein verzweifelter Kampf begann.“ Der Zar entwickelte große persönliche Tapferkeit. „Auch Karl schonte sich nicht; da er in einem Gefecht mit Kosaken am Fuß verwundet worden war, lenkte er die Schlacht von einer Bahre aus. Plötzlich wurde diese von einer Kugel getroffen, und der König verlor das Bewußtsein.“ 9000 Schweden fielen, die übrigen wurden gefangen-

genommen. Der Zar ließ einen Dankgottesdienst in der Kirche von Poltawa abhalten, und in gewaltigen Zelten wurde ein Freudenfest gefeiert. „An seinen Tisch lud der Zar auch die gefangenen schwedischen Generale, und, seinen Pokal erhebend, sagte er plötzlich: ‚Auf die Gesundheit unsrer Lehrer!'

‚Wer sind diese Lehrer?' fragte einer der Generale.

‚Ihr selbst, meine Herren Schweden', antwortete der Zar.

‚Das ist allerdings eine feine Art, einem Lehrer seinen Dank abzustatten!' erwiderte der Gefangene traurig."

„Der Sieg bei Poltawa, der von den Zeitgenossen ‚der russische Sonntag' genannt wurde, hatte eine sehr große Bedeutung. Er demütigte Schweden, das bis zu dieser Zeit die erste Macht des nordöstlichen Europa war, und erhöhte Rußland." Schließlich starb Karl XII., und den Frieden von Nystad feierte Zar Peter dadurch, daß er die Titel „Imperator", der „Große" und „Vater des Vaterlands" annahm, Titel, die er im höchsten Maße verdiente. Seitdem heißt das Zarentum Moskau „Russisches Kaiserreich".

Was mir besonders an dieser einfachen Schilderung zusagt, ist ihre naive Ehrlichkeit. Die russischen Kinder erfahren eigentlich mehr von der Wahrheit als die schwedischen. Der Verfasser macht nicht den geringsten Versuch, den Gegner herabzusetzen oder seine Verdienste zu verkleinern; er gibt im Gegenteil offen zu, daß die Heeresmacht ganz Rußlands erforderlich war, um die zusammengeschmolzene schwedische Armee zu bezwingen, von der man glaubte, daß sie durch Entbehrungen und Mangel an Lebensmitteln dem Untergang nahe sei, und es fällt kein Schimpfwort gegen den Mann, der Rußlands furchtbarster Feind war. Das erste Hoch, das der Zar beim Siegesfest ausbrachte, widmete er seinen schwedischen Lehrern, und er trug mit Stolz den Degen des Feldmarschalls Grafen Rehnsköld. Noch zweihundert Jahre später, als 1909 der Sieg bei Poltawa gefeiert wurde, schmückte die russische Armee die Gräber der gefallenen Schweden mit Silberkränzen, die die Inschrift trugen: „Der Erinnerung an unsre Lehrer, deren Ehre alles überstrahlt", und „Zur Erinnerung an die tapferen und standhaften schwedischen Krieger und als ein Wahrzeichen ihrer Königstreue."

Nicht nur in der russischen Armee denkt man so. Nicht nur die Kinder, die beim Schein der Lampe in den Stuben von Wierpole,

Wilna, Poltawa, Moskau und Petersburg Turzewitſchs „Russkaja Istorija“ leſen, hegen dieſe Achtung vor dem Volk Karls XII. Nein, alles, was Ruſſe heißt, iſt davon durchdrungen, von der Front im Weſten bis nach Wladiwoſtok im äußerſten Oſten. Jahrhunderte hindurch hat ſich dieſer Reſpekt von Vater auf Sohn weitervererbt. Wer in Rußland gereiſt und in nähere Berührung mit dem Volk gekommen iſt, weiß das aus erſter Hand. Ich habe außer mit den Offizieren, deren Gaſt ich war, mit Poſtkutſchern in den Steppen, mit Muſchiks an den Grenzen des Reichs, mit Iswoſchtſchiks in Moskau, mit Koſaken, die in meinem Dienſt ſtanden, geſprochen, und auf meine Frage nach Karl XII. leuchteten ſtets die Augen der Ruſſen und die Antwort war: „Karl dwjenadtsatij, kanetschno snajo — maladjets!“ („Karl XII., gewiß kenne ich ihn, den tapferen!“) Oder: „Der Schwedenkönig, der gegen Peter den Großen kämpfte, ja, das war ein großer Mann!“

Das Merkwürdigſte iſt, daß Karl XII. im Bewußtſein des ruſſiſchen Volkes nicht geſtorben iſt. Die abergläubiſchen Moskowiter hören ihn über die Steppen wandern und ſehen ſeinen hohen Schatten am Rande des weſtlichen Horizonts. Wie gedankenlos gehen ſelbſt wir Schweden an dem Grabgewölbe Karls vorüber, deſſen Sarkophag die Löwenhaut und die Herkuleskeule, Schwert, Zepter und Königskrone ſchmücken! Für die Ruſſen aber lebt er noch und kann er jeden Tag zurückkehren. Was uns, die wir in den letzten beiden Jahrhunderten mit unglaublichem Leichtſinn unſre Landesverteidigung verſäumten, bisher rettete, das war die Erinnerung an jenes Schwedenvolk, das von Narwa nach Kliſzów und Holowczyn zog und ins Herz des unermeßlichen Reiches eindrang, an ein Volk, das fror, hungerte und ſiegte!

Im Jahre 1630 hielt Guſtav II. Adolf es für ſeine und Schwedens Pflicht, den bedrängten Proteſtanten zu Hilfe zu eilen. Und jetzt? Heute handelt es ſich nicht nur um den Proteſtantismus, es handelt ſich um die ganze germaniſche Kultur! Deutſchlands Feinde haben geſchworen, es vom Erdboden zu vertilgen. Die Ruſſen aber wiſſen, wenn Karls XII. Schwert in die Wagſchale der Germanen gelegt würde, dann würde Schweden, wenn nicht den Gang der Weltgeſchichte, ſo doch ſein eigenes Geſchick in der kommenden Zeit nach eigenem Gutdünken beſtimmen. Wenn irgend jemand, ſo kennen ſie uns, und ſie vergeſſen uns nie! Wir

sind im Besitz einer aufgesparten Kraft, die einmal gefordert werden wird. Ein Volk kann sich in zweihundert Jahren nicht so völlig verwandeln! Wo die ganze Welt in Flammen steht und unsre Nachbarn im Feuer der Prüfung gestählt und gehärtet werden, sucht man uns mit dem Goldstrom zu trösten, der nach dem Kriege sich über Schweden ergießen soll! Wir brauchen nicht Gold, wir brauchen Männer mit Tatkraft und Mut! Schon jetzt hat der Tanz ums goldene Kalb begonnen. In Wohlleben und Üppigkeit ist das schwedische Volk zum Untergang verurteilt. In der harten Zeit der Prüfung und Aufopferung aber haben die Schweden sich immer in ihrer wahren Größe gezeigt:

Ja, treib uns zusammen mit Geißeln, und
Der Himmel wird lichtblau und offen.
Du lächelst, mein Volk, doch starr ist dein Mund,
Du singst, doch ohne zu hoffen.
Du tanzest lieber im Seidenkleid,
Als das Rätsel in dir zu befragen.
Mein Volk, du erwachst zur Herrlichkeit
In der Nacht der Tränen und Klagen.

(Verner von Heidenstam.)

Schon Tacitus sagte von den Schweden: „Bei ihnen steht auch der Reichtum in Ehren, und wenn nur einer befiehlt, so gibt es bei den Untertanen keine Ausnahme und keine besonderen Vorrechte.“ Haben wir uns darin seit 1800 Jahren nicht geändert, so werden wir auch in anderer Beziehung seit Karls XII. Zeit keine nennenswerte Verwandlung durchgemacht haben. Man sehe sich daher vor, wenn Åland befestigt, wenn den Finnen die Seele aus dem Leibe gequält und wenn Norrland wie Galizien mit Spionen überschwemmt wird! Vestigia terrent — videant consules!

Gehöft auf dem Wege nach Pultusk.

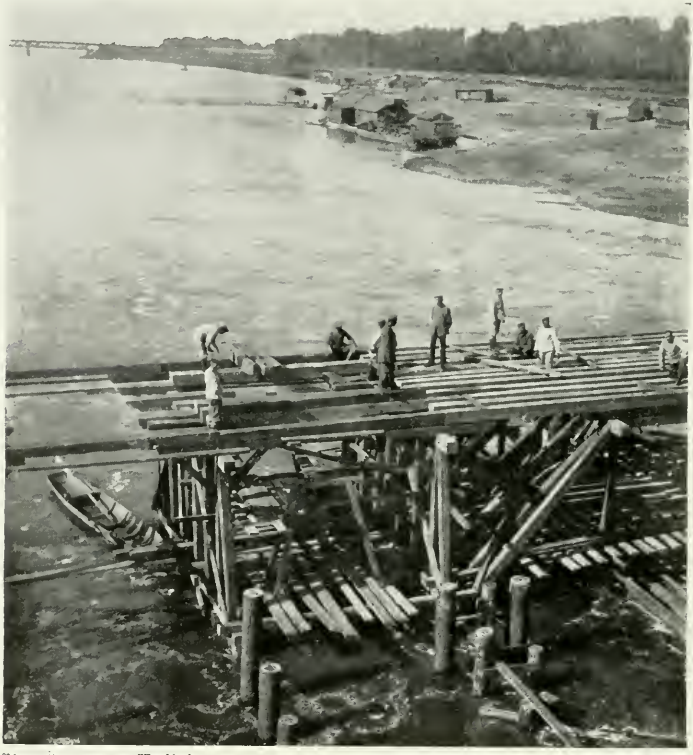
Vierzigstes Kapitel.

Der Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg.

Sonnabend den 28. August 1915 verließ ich bei Sonnenaufgang Warschau und fuhr die gewohnte Straße nach Osten; aber nicht mehr zu neuen Kriegsschauplätzen, sondern um heimzukehren.

Zwischen den spärlichen Weidenbäumen öffnete sich eine weite Aussicht über wogende Felder, wo der Hafer geborgen wurde, und im Norden schimmerten oft zwischen Dickicht und Gebüsch die blauen Windungen des Narew hervor. Nördlich von Kacice lag, in üppiges Spätsommergrün eingebettet, Pultusk, eine Stadt von 22000 Einwohnern, die Hälfte davon Israeliten. Ich besuchte die aus dem Jahre 1448 stammende Kathedrale, das bischöfliche Kloster und den Palast, der kürzlich die Gefangenen von Nowo-Georgiewsk beherbergt hatte, das Benediktinerkloster mit seinen malerischen Ziegelmauern und dem alten runden Turm, und schließlich die alten Häuser am Markt, deren Mauern ehedem

schwedische Kommandorufe gehört haben. Viele Häuser trugen in großen schwarzen Lettern die warnende Inschrift: Cholera! Das Verhältnis zwischen dem deutschen Militär und den Einwohnern war sehr gut. Oft sah man auf den Straßen vor der Stadt Fuhrwerk, das müde Flüchtlinge mit ihrer Habe aufgenommen hatte. Sonst herrschte

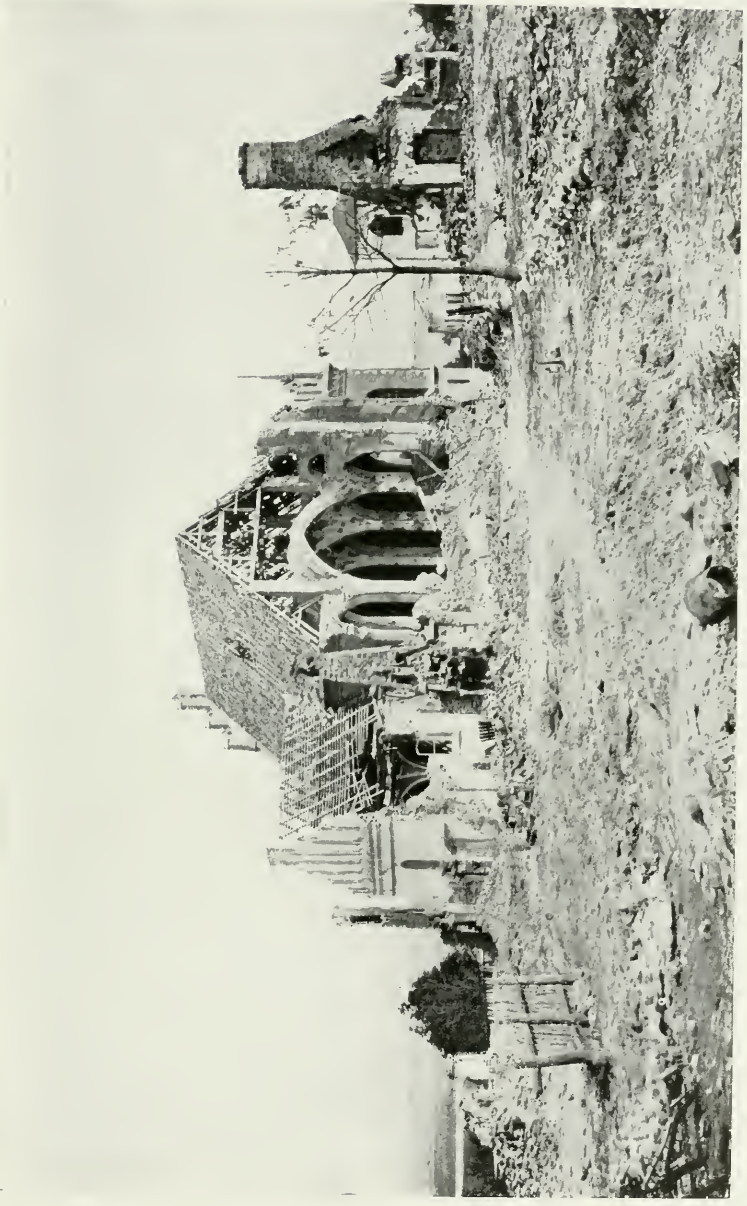


Phot.: Leutnant von Marschall.

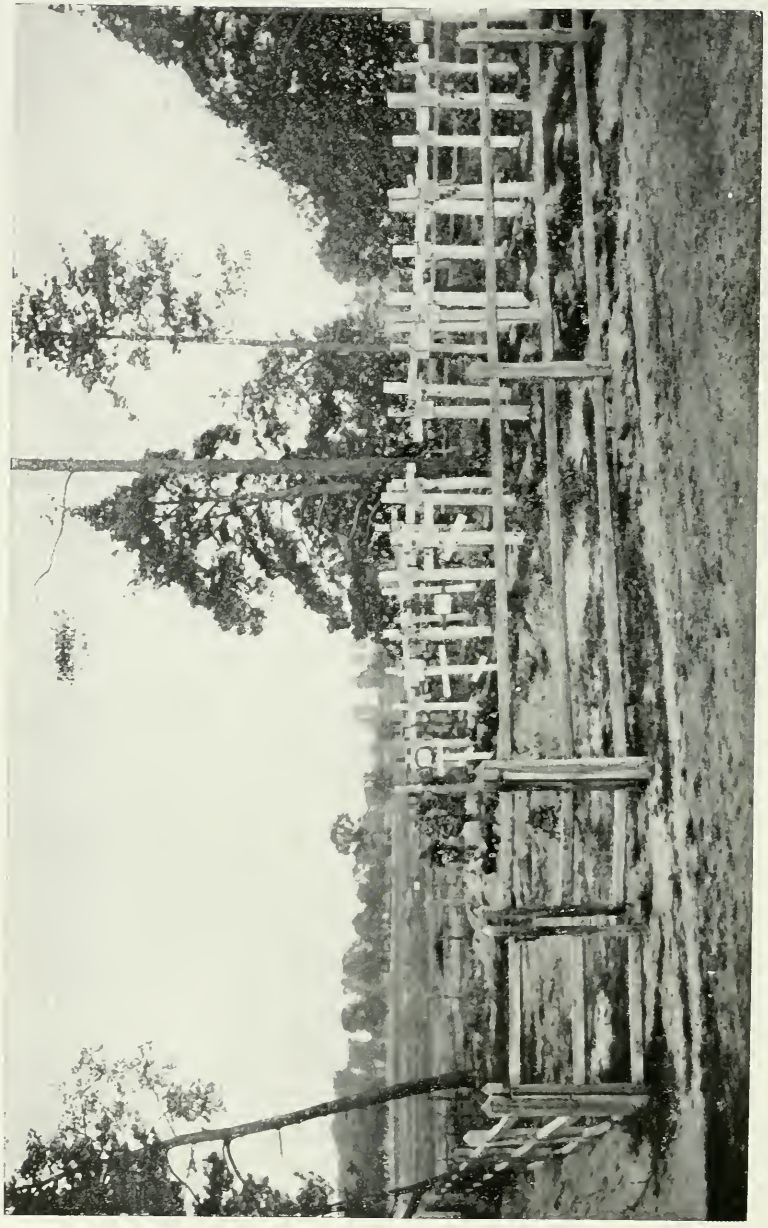
Beim Bau der Etappenbrücke zwischen Warschau und Praga.

auf der Straße nach Nozan, die keine Etappenlinie war, kein großer Verkehr, und nur von Zeit zu Zeit begegneten mir Transportautos und kleine Trainkolonnen.

In dem furchtbar mitgenommenen Szelków hielt ich eine Weile, um noch einige letzte Aufnahmen von den Ruinen zu machen, besonders von der schönen, arg beschädigten Kirche. Auch von Ostrolenka war nicht viel stehengeblieben. Sogar der Gottesacker war von Granaten



Zusammengeschossene Kirche in Rozan.



Soldatenfriedhof vor Ostrolenka.

aufgerissen; Särge und weiße Gebeine lagen offen zutage. Vor der Stadt war ein großer Soldatenfriedhof. —

Bei Anbruch der Dämmerung erreichte ich dann die Stadt, wo jetzt das Hauptquartier Ost untergebracht war, und fand mich zu gewohnter Stunde beim Abendtisch des Generalfeldmarschalls ein. Alles war wie früher, dieselbe unerschütterliche Ruhe und Siegesgewißheit. Ich berichtete von meinen Fahrten in Polen, und wir sprachen von den gewaltigen Wogen des Weltkrieges, wie sie immer höher gingen und auch immer wilder gegen die Küsten der neutralen Staaten brandeten.

Ich war gerade zu einem Feiertag gekommen, einem Festtag nicht bloß für die kleine Stadt, in der sich Hindenburg aufhielt, sondern für das ganze Deutsche Reich. Die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, die Spaziergänger auf den Straßen in Feststimmung und Siegesjubel. Nur beim Feldmarschall war alles ruhig wie immer. Am Tage zuvor hatten die Offiziere des Hauptquartiers dem Helden von Tannenberg gehuldigt. Heute aber wollten auch die Bürgerschaft und die Bewohner der Umgegend den Jahrestag seines großen Sieges feiern.

Um $^1/_2$10 Uhr meldete ein Offizier den angekündigten Fackelzug. Hindenburg stand vom Tische auf, und wir traten mit ihm auf den Fußsteig vor seinem Hause hinaus. Der rote Schein von Tausenden von Fackeln, die von ostpreußischer Jugend getragen wurden, erhellte die Fassade, und das an der Spitze marschierende Musikkorps spielte einen Parademarsch. Vor dem Feldherrn bildete sich ein Kreis von Fackeln. Die ganze Straße war voll Menschen. Ein Gesangverein stellte sich auf und stimmte ein Lied an. Als die letzten Töne verklungen waren, hielt der Bürgermeister eine Rede; er erinnerte daran, wie es vor einem Jahr an diesem Tag gewesen, als die Botschaft vom Sieg bei Tannenberg wie ein Präriebrand über die Erde flog und überall Freude und Dankbarkeit weckte, wo Deutsch gesprochen wurde, in dieser Stadt, in der Provinz Ostpreußen und im ganzen Deutschen Reich, in den Ländern, die am Kampf der Germanen teilnahmen, und bei den neutralen Völkern, die seine Bedeutung verstanden. Solange deutsche Männer und Frauen auf Erden lebten, würde die Erinnerung an diesen Tag nie untergehen. „Unsre kleine Stadt", so lauteten die letzten Worte des Redners, „hat vor allen andern Anlaß, den Jahrestag des Sieges

bei Tannenberg zu feiern. Unser Heim war vom Verderben bedroht. Aber die starke Hand des Feldmarschalls rettete uns, als die Not am größten war. Nun hat unsere Stadt seit Monaten die Freude und Ehre, den großen Feldherrn zu beherbergen, und zur Erinnerung daran bitte ich um die Erlaubnis, einem Stadtteil den gefeierten Namen Hindenburg geben zu dürfen!"

Nachdem die donnernden Hurrarufe verklungen waren und der Chor noch ein Lied gesungen hatte, ergriff Hindenburg das Wort. Seine tiefe, kräftige Stimme klang laut über die Menge hin. In ruhigen, klaren, anspruchslosen Worten dankte er für die Ehre, die ihm zuteil geworden, für Fackeln und Gesang und die Rede des Bürgermeisters. „Mir wird diese Stadt immer eine teure, unvergeßliche Erinnerung sein. Ein Teil meines Lebens ist in ihren Mauern verflossen. Möge sie sich entwickeln zum Segen und Glück für die Zukunft!" Nur ein Werkzeug in Gottes Hand sei er gewesen, und auch er würde nichts ausgerichtet haben, wenn er nicht neben sich solch ein Offizierkorps und solche Truppen gehabt hätte, die Schritt für Schritt Pflichtgefühl, Siegeszuversicht und Treue bis in den Tod bewiesen hätten.

Dann sprach Hindenburg davon, welches Glück es für ganz Deutschland sei, einen Herrscher zu haben wie Kaiser Wilhelm. „Hätten wir uns nicht in unerschütterlichem Vertrauen seiner einsichtigen, mannhaften und kraftvollen Führung überlassen, so wäre diese Zeit der Prüfung nicht so vorübergegangen, wie wir sie überstanden haben." Zuletzt dankte er den jungen Fackelträgern und der endlosen Kinderschar mit den bunten Laternen. „Ich beglückwünsche euch, ihr Jungen, die ihr diese große Zeit habt miterleben dürfen, und ihr sollt und werdet diese Eindrücke in Zukunft fruchtbar machen für das Wohl des Vaterlandes! Widmet euer Leben und eure Arbeit dem Kaiser, unserm allerhöchsten Herrn, Preußens König, dient ihm in treuer Pflichterfüllung und vergeßt nie, daß er in schwersten Zeiten einigend und mahnend an eurer Spitze stand und nichts anderes erstrebte als euer Glück. Zu ihm eilen jetzt unsre Gedanken; deshalb ruft mit mir: Es lebe der Kaiser!"

Das Kaiserhoch ging über in die Klänge „Heil dir im Siegerkranz", und der lange Zug setzte sich wieder in Bewegung. Auf dem Hintergrund der flammenden Fackeln hob sich Hindenburgs Riesengestalt

mächtig ab; er ſtand da wie ein Urbild germaniſchen Willens und germaniſcher Kraft, wie die Verkörperung des ganzen kämpfenden Deutſchlands. Den Mantel offen, die Hände auf dem Rücken, ſchaute er auf den wogenden Strom von Jugend, der ſich mit brauſenden Hurrarufen vorüberdrängte und in die Nacht hinauszog. Wie eine alte kernfeſte Eiche erhob er ſich über dem jungen Holz. Deutſchlands Hoffnung und Zukunft ſah er vor ſich; Ernſt, Stolz und Zuverſicht las man aus ſeinen Zügen, aber ſein Auge war feucht geworden.

Die letzten Nachzügler waren vorüber; keiner hatte vergebens darauf gerechnet, den Helden des Tages aus nächſter Nähe zu ſehen. Noch einmal blickte der Feldmarſchall dem Schein der Fackeln nach, die langſam im Dunkel der Nacht verſchwanden; dann kehrte er feſten Schrittes ins Haus zurück. —

Wie ſagt doch Tacitus von den Germanen?

„Ebenſo weit entfernt von Habſucht wie von Herrſchſucht leben ſie in Ruhe und Frieden, reizen niemanden zum Krieg und beläſtigen ihre Nachbarn nicht durch Raub- und Plünderungszüge. Das gerade iſt ein glänzender Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kraft, daß ſie ihre überragende Macht nicht der Gewalttätigkeit verdanken. Doch ſind ſie ſtets ſchlagfertig, und wenn die Not ruft, ſtellen ſie ein mächtiges Heer von Fußvolk und Reiterei ins Feld. Aber auch im Frieden genießen ſie dasſelbe Anſehen.“

Dieſe Worte, die einer der größten Geſchichtſchreiber aller Zeiten vor 2000 Jahren über die Germanen geſchrieben hat, gelten noch heute, und die Lügen der Feinde Deutſchlands werden daran kein Jota ändern.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

29968

Sven Hedins Werke.

Kriegsbücher:

Ein Volk in Waffen. Den deutschen Soldaten gewidmet. Mit 32 Abbildungen. ℳ 1.—.

Ein Volk in Waffen. Dieselbe Ausgabe auf stärkerem Papier. Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

Ein Volk in Waffen. Große Ausgabe: 540 Seiten mit 185 Abbildungen und 1 Karte. Geheftet ℳ 8.—, geb. ℳ 10.—.

Nach Osten! Soldatenausgabe. Mit 27 Abbildungen. ℳ 1.—.

Nach Osten! Dieselbe Ausgabe auf stärkerem Papier. Geheftet ℳ 2.—, gebunden ℳ 3.—.

Nach Osten! Große Ausgabe: 520 Seiten mit 267 Abbildungen. Geheftet ℳ 8.—, gebunden ℳ 10.—.

Ein Warnungsruf. (1912, vor dem Weltkrieg, erschienen.) Geheftet ℳ —.50.

Reisewerke:

Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Mit 107 einfarbigen Abbildungen, 2 bunten Tafeln und 5 Karten. 5. Auflage. Geheftet ℳ 9.—, gebunden ℳ 10.—.

Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. 2 Bände. Mit 347 einfarbigen und bunten Abbildungen und 5 Karten. 3. Auflage. Geheftet ℳ 18.—, gebunden ℳ 20.—.

Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. Mit 397 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 10 Karten. 2 Bände. 4. Auflage. Geheftet ℳ 18.—, gebunden ℳ 20.—.

Dazu Ergänzungsband: Mit 169 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 4 Karten. 2. Auflage. Geheftet ℳ 9.—, gebunden ℳ 10.—.

Zu Land nach Indien durch Persien, Seïstan, Belutschistan. Mit 308 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 2 Karten. 2 Bände. Geheftet ℳ 18.—, gebunden ℳ 20.—.

Volks- und Jugendschriften:

Abenteuer in Tibet. Mit 137 Abbildungen, 8 bunten Tafeln und 4 Karten. 13. Auflage. Gebunden ℳ 8.—.

Von Pol zu Pol. Drei Bände; jeder Band in sich abgeschlossen, reich illustriert mit bunten und schwarzen Abbildungen und Karten und einzeln käuflich, geb. ℳ 3.—.

1. Band. Rund um Asien. — 2. Band. Vom Nordpol zum Äquator.
3. Band. Durch Amerika zum Südpol.

Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 672 961 0